

MITTELSTADT



E I N E K I R C H E N C H R O N I K

*Ich bin das A und das O,
der Anfang und das Ende,
spricht Gott der Herr,
der da ist, der da war
und der da kommt,
der Allmächtige.*

Offenbarung 1,8

Herausgeber:
Evangelische Kirchengemeinde Mittelstadt
Pfarrer Th. Tröndle, A. Beyhl, Laienvorsitzender
© 1993

Redaktion:
Kurt Müller

Herstellung:
Raff GmbH & Co. Offsetdruck KG
Industriestr. 27, 72585 Riederich

Umschlagfoto: Ingrid Raff
Gestaltung: Dieter Raff

M I T T E L S T A D T

**Kirchliches und religiöses Leben in unserem Ort
Zusammengestellt von Kurt Müller**

Geleitwort

Mit diesem Buch hat Mittelstadt neben der Ortschronik nun auch eine Kirchenchronik bekommen.

Darüber werden sich nicht nur die ortsansässigen Evangelischen freuen.

Ich bin sicher, dieses Buch wird einen breiten Leserkreis über konfessionelle und kirchliche Grenzen finden, denn es gibt kurzweilig und beispielhaft Einblick auch in das allgemeine religiöse Leben früherer Zeiten.

Ich denke, es wird auch seine LeserInnen finden, weil es in eine Zeit fällt, in der scheinbar das, was gestern noch galt, heute schon nicht mehr gelten soll. Ein Klima gesellschaftlicher und weltanschaulicher Verunsicherung hat uns erreicht. Viele spüren, wie wir unter dem ständigen Veränderungsdruck überfordert werden. Es wundert mich nicht, daß auf diesem Hintergrund das Interesse an der eigenen Geschichte und Herkunft wieder gewachsen ist, daß immer mehr zum Beispiel in die Pfarrämter kommen, um nach ihren Vorfahren zu forschen. Die Suche nach der eigenen Wurzel, nach der „Familie“ (einer verlorengegangenen?) hat sicher auch mit der Suche nach eigener Lebensorientierung zu tun.

Was gut, wahr und schön ist, finden wir nicht nur einfach bei uns selbst und im Heute und Jetzt. Wer so denkt, überfordert sich und seine Mitmenschen. Wir brauchen die Ge-

schichte, die Erfahrungen der „Väter und Mütter“, wir brauchen die Entdeckungsreise durch die Erfahrungswelt anderer Menschen.

Wir brauchen das „Zusammenlesen“, damit wir uns nicht verlieren und nicht vereinsamen.

Die Bibel ist für solche „Zusammenlesearbeit“ das beste Vorbild. Und in ihr heißt es auch weise: „Prüfet alles und behaltet das Beste“ (1.Thess.5,21) In diesem Sinne wünsche ich allen LeserInnen viel Freude beim Lesen dieser Kirchenchronik, beim Schmunzeln und beim Nachdenken über das „Menschliche“, das vor uns nach den Spuren Gottes suchte.



Pfr. Theodor Tröndle

Geleitwort

Schon immer war die Kirchengeschichte eng mit der Geschichte einer bürgerlichen Gemeinde verbunden. In früherer Zeit vielleicht noch mehr als dies gegenwärtig der Fall ist.

Wenn heute nun eine Chronik einer kirchlichen Gemeinde geschrieben wird, ist das auch ein Teil der Chronik des bürgerlichen Lebens der Gemeinde.

Die evangelische Kirchengemeinde Mittelstadt ist zu beglückwünschen, daß sie mit dem früheren Rektor der Grundschule Mittelstadt, Herrn Kurt Müller, einen so sachverständigen Verfasser für diese große Aufgabe gefunden hat. Ein solches Werk in Angriff zu nehmen und zu verwirklichen, verdient Anerkennung.

Zusammen mit der in den 60er Jahren veröffentlichten Ortschronik, in der die Entwicklung der Gemeinde Mittelstadt von der ersten Ansiedlung bis in die Nachkriegszeit dargestellt wird, ist die vorliegende Kirchenchronik eine wichtige Erweiterung und Ergänzung der Geschichte unseres Heimatortes.

Ich wünsche dem Buch, daß es bei unserer Einwohnerschaft und darüberhinaus das verdiente Interesse und damit eine weite Verbreitung findet.

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Kurt Müller', written in a cursive style.

Kautt
Bezirksbürgermeister

Vorwort

Als im Jahr 1991 an mich die Bitte gestellt wurde, bis zur Einweihung des neuen evangelischen Gemeindehauses eine Geschichte der hiesigen Martinskirche zu schreiben, habe ich das Versprechen leicht gegeben. Wieviel interessante Arbeit damit verbunden war, habe ich erst später bemerkt; das Interesse wuchs.

Die Menge des gesammelten Materials warf die Frage auf, wie es in beschränkter Form präsentiert werden sollte. Ich habe mich für eine aufgelockerte Darstellung – eine Art Lesebuch – entschieden, weil ich glaube, daß so die Leselust gesteigert wird.

Wer seine örtliche Kirche kennen will, der sollte auch etwas über den langen Weg ihres Werdens wissen, vor allem aber darüber, in welchem historischen Zusammenhang mit der Reichs- und Landesgeschichte dies geschah.

Die ersten Kapitel beziehen sich nicht direkt auf die Mittelstädter Kirche; sie wollen deutlich machen, wie sich religiöses Leben in „heidnischer“ Zeit in unserem Raum abgespielt hat und wie es zur Christianisierung kam.

Teilweise sind historische, legendäre oder technische Passagen einzelnen Kapiteln vorangestellt, weil sie im Kontext interessant erschienen. Auf eine Reihe von Fakten wurde im Blick auf den wertvollen ökumenischen Frieden im Dorf verzichtet.

Für das Gelingen der vorliegenden Arbeit ist vielseitiger Unterstützung zu danken, der bereitwillig erteilten Einsicht in die Archivakten des Dekanats Urach und der Kirchengemeinde Mittelstadt, der technischen Hilfe zur Erstellung des Manuskripts, den Leihgebern von Bildmaterialien und vielen Informanten. Ein besonderer Dank gilt meiner Frau, die in kritischer Korrektur die Arbeit begleitet hat. Für die schriftlichen Beiträge zu einzelnen Einrichtungen ist den Autoren ebenfalls zu danken.

Unsere Kirche und ihre Gemeinde haben durch die Jahrhunderte als ein lebendiges Ganzes gewirkt, und es bleibt zu hoffen, daß dieses fruchtbare Zusammenwirken auch in der Zukunft fortbesteht.



Kurt Müller

Inhaltsverzeichnis

A Kirch stoht oba dra am Hang	9	Die Zeit nach der Reformation	60
Topographie und Geologie – Auf Fels gebaut	9	Neues kirchliches Leben beginnt	60
Vorchristliche Zeit – Naturreligionen	11	Staatliche Kirchengleichheit und Visitation	61
Steinzeitjäger im Neckartal, ihr Glaube	11	Auszüge aus den Visitationsakten	62
Kelten, Römer und Alemannen und ihre Religion	12	Der Dreißigjährige Krieg und die Zeit danach	69
Das Christentum breitet sich im römischen Heer aus	17	Die Zeit des „leidigen“ Krieges	69
Die endgültige Christianisierung durch die Franken	19	Der Zustand der Kirche	73
Die Ausbreitung des Christentums in unserer Gegend	20	Die Zeit danach	75
Eine nicht erwiesene Geschichte	24	Kirchliche Sittenzucht Gebote und Strafen	76
Sankt Martin als Schutzpatron der Kirche	26	Der Kirchenkonvent als Sittengericht	78
Die Besitz- und Rechtsverhältnisse an der frühen Kirche in Mittelstadt	31	Kirche und Schule	85
Die Grafen vom Berge	31	Die ersten Schulen	85
Klosterbesitz vor 1413	33	Sonntagsschule und Nachtschule	88
Die Kirche unter dem Patronat der Klosterfrauen von Pfullingen	36	Der Mesner, ein wichtiger Kirchendiener	92
Die Parochie Mittelstadt	42	Kirchliches und dörfliches Leben zwischen 1700 und 1800	96
Die frühe Kirche – Eine Kapelle auf dem Friedhof	45	Der Heiligenpfleger verwaltet das Kirchenvermögen	102
Die Pfarrer und ihre Besoldung	47	Kirchenpfleger in Mittelstadt	105
Der Zehnthof	51	Die Zehntablösung – Kirche und Gemeinde trennen sich	106
Eine neue Zeit bricht an	53	Der Kirchengemeinderat	109
Kirche in Bauernkrieg und Reformation	53	Gemeinsame Verantwortung	110
Die Erhebung der Bauern in unserer Gegend	55	Gemeindeleitung früher und heute	110
Die Niederlage	55	Liste der Kirchengemeinderäte von 1895 bis heute	115
Der Herzog kehrt zurück	56		
Das Kirchengut wird inventarisiert	57		

Die alte Kirche	117	Kirchenmusik zum Lobe Gottes	207
Erste Darstellungen	118	Chorgesang und Kantoren	207
Das Inventar der alten Kirche	126	Chorleiterinnen und Chorleiter	210
Das Brandunglück am 4. Oktober 1865	127	Posaunenchor	210
Kirchenstuhlordnung zur Vermeidung von Streitigkeiten	128	Die Kirchengesangbücher für den Gemeindegesang	213
Das Epitaph der Pfarrfamilie Gerlach	134	Von der Orgel, den Organisten und Orgeltretern	213
Das Kruzifix	138	Die Organisten	218
Der neue Gottesacker	140	Die Vorsänger und Orgeltreter	219
Das Pfarrhaus	142	Organisten an der Martinskirche	220
Die neue Kirche	149	Die Kirche trägt soziale Einrichtungen	221
Die Kostenfrage	150	Der Krankenpflegeverein	221
Der Baubeginn	152	's Kenderschüele	221
Das fertige Bauwerk	154	Die Volksbibliothek	224
Kritik am Bau	156	Versorgung der Bedürftigen	224
70 Jahre Martinskirche Mittelstadt	158	Der Jünglingsverein	225
Die Pfarrer	160	Der Frauenkreis und seine Aufgaben	226
Pfarrliste – Zur Vita der Pfarrer	161	Die Kinderkirche	229
Die Mittelstädter in den Augen ihrer Pfarrer	177	Das Anliegen des Pietismus in der Gemeinde	230
J. Samuel Harter – ein ungeratener Pfarrersohn	180	Kirchliches Bauen	231
Die lieben Reichenecker	185	Die Kirche	234
Friede sei ihr erst Geläute	192	Der lange Weg eines Jahrhundertbauwerks	240
Und bhiet den Menschen Sel und Leib	202	Die evangelische Kirchengemeinde Mittelstadt in der Gegenwart	247
		Alte Maße und Gewichte	252

„A Kirch stoht oba dra am Hang, guckt wia a Wächter 's Tal entlang“

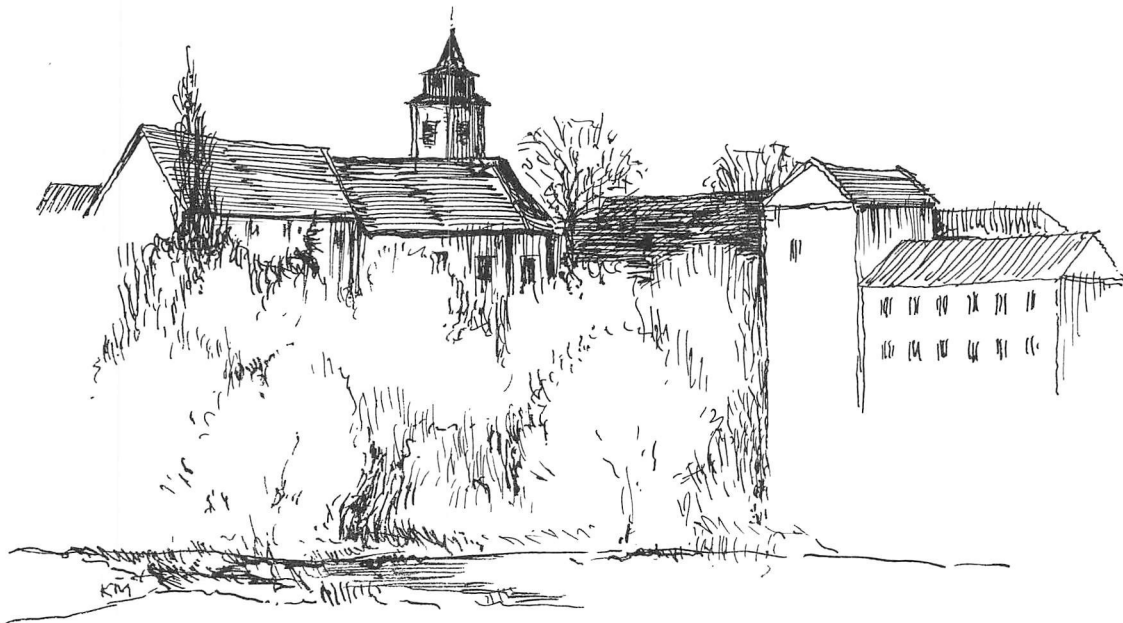
Topographie und Geologie

Wer sich von Norden her auf der Neckartalstraße Mittelstadt nähert, entdeckt schon bald nach Neckartenzlingen am linken Steilhang hinter dem Fichtenbestand die Silhouette der Martinskirche. Sie überragt die massigen Gebäude der Röhm'schen Mühle beträchtlich, ein erster Hinweis auf die noch verdeckte Gemeinde.

Ein anderer Blick bietet sich von Pliezhausen her an: Vor den breit gestreuten Wohngebieten an den westlichen Hängen verliert der klassische Komplex – Kirche, Pfarrhaus, Schule – viel von seiner imposanten Wirkung.

Von Bempflingen her liegt der alte Dorfkern behäbig ausgebreitet auf einer Zwischenstufe, eingebettet in Streuobstbestände, am äußersten Rand gegen Westen die Kirche, gleichsam als Wächter über dem Tal.

*A Kirch stoht oba dra am
Hang.*



In seiner „Pfarrbeschreibung“ von 1827 läßt der Pfarrvikar Finkh aus Nürtingen vom Pfarrhaus aus den Blick rundum schweifen. Enthusiastisch beschreibt er die Albkette mit der Achalm im Süden, die bewaldeten Hänge um Hammetweil und den gewundenen Lauf des fischreichen Neckars.

Vieles davon ist geblieben; die lärmende Umtriebigkeit der Neuzeit trübt leider das Bild auch hier.

Die Kirche nimmt bis heute die westliche Randposition im Dorfbild ein. In früheren Zeiten war sie und der zugehörige Kirchhof nur über einen Treppenaufgang zugänglich. Eine hohe Sandsteinmauer mit schweren Abdeckplatten umgrenzte das gesamte Areal, meterhoch gegen die Dorfseite, wesentlich niedriger entlang des Steilabfalls. Ein Stück der vormals imposanten Schildmauer ist noch hinter dem letzten Wohngebäude (Badbrunnenstraße 20) zu sehen. In diesem Teilstück wurde in der Neuzeit ein zweiter Zugang geschaffen.

Alte Beschreibungen weisen immer wieder auf einen hier liegenden römischen Siedlungsplatz hin, eine Mutmaßung, die noch nicht bewiesen ist.

Seitlich versetzt zur Kirche schließen Pfarrhaus und Gemeindehaus die äußerste Spornspitze ab. Wichtigste Verbindung zu diesen Gebäuden ist die heutige Badbrunnenstraße, die frühere Kirchgasse.

Folgt man alten fränkischen Baugewohnheiten, nach denen Kapellen und Kirchen für den Nationalheiligen St. Martin oft auf erhöhten Stellen oder an sonst hervortretenden Punkten errichtet wurden, so läßt sich vielleicht dadurch am ehesten erklären, warum die Mittelstädter ihre Kirche „nicht im Dorf“ ließen.

Auf Fels gebaut

Geologisch gesehen ist das Gotteshaus im biblischen Sinne „auf Fels gebaut“. An beiden Talhängen steht der Stubensandstein an und reicht hinunter bis auf die von Schottern gebildete Aue der Talsohle. Besonders im Bereich des Brunnens im Gieß (Spielplatz an der Neckartenzlinger Straße) sind die grobkörnigen Sandsteinblöcke zu sehen.

Und als die Baugrube für das Gemeindehaus ausgehoben wurde, mußte diese Formation angebrochen werden. Für das Bauen in früheren Zeiten hat man sich des gut zu bearbeitenden Materials bedient; auch die Kirchhofmauer ist daraus errichtet. Sicher war die Vorgängerkirche aus Sandstein gebaut, denn Brüche waren vorhanden und der Transport leicht zu bewerkstelligen. Selbst für den Bau der Amanduskirche in Urach wurde er mitverwendet, Ende des 19. Jahrhunderts gar für die Vollendung des Ulmer Münsters.

Vorchristliche Zeit – Naturreligionen

Steinzeitjäger im Neckartal, ihr Glaube

Daß schon vor rund 100 000 v. Chr. steinzeitliche Jäger und Sammler sich zumindest zeitweilig im Neckartal aufhielten, ergibt sich aus Funden im Markungsbereich.

Bei Grabungsarbeiten an der römischen „villa rustica“ im Lachenhau wurden kleine Feuersteingeräte (Schaber und Pfeilspitzen) aus der mittleren Steinzeit entdeckt.

Die Besitzer derartiger Geräte wohnten vorwiegend in den Höhlen der nahen Albhänge. Von dort aus unternahmen sie ausgedehnte Beutezüge ins Albvorland. Dabei sind Pfeile, Schaber, Knochenspitzen und andere Teile ihrer bescheidenen Ausstattung verlorengegangen.

Aus viel späterer Zeit stammen Scherben grob geformter Keramik.

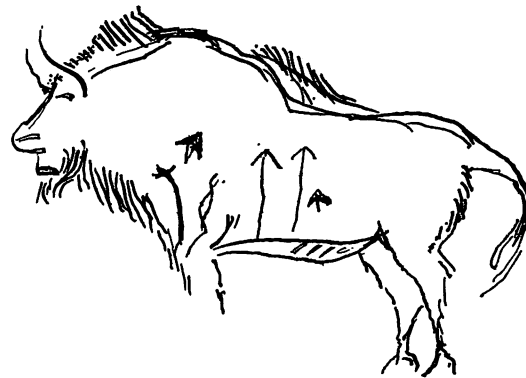
Sie wurden beim Verlegen eines Kabels unweit des Ortsendes am Rand der Straße nach Reicheneck gefunden.

Über die „heidnische“ Religion der Menschen in der letzten Zwischeneiszeit und in der letzten Eiszeit ist wenig bekannt. Kultische Fundstücke lassen aber auf naturmythologische Glaubensvorstellungen schließen, in denen Naturgegenstände und Naturvorgänge (Sonne, Mond, Gestirne, Sturm u.a.) wichtige Rollen spielten. Von diesen teilweise auch personifizierten Kräften er-

hofften sie Jagdglück, Schutz und Hilfe in ihrem kurzen und gefährvollen Leben.

In den trockenen Höhlen Spaniens und Südfrankreichs (Altamira, Lascaux, Niaux) sind steinzeitliche Wandmalereien von beachtlichem Niveau zu bestaunen. Sie stellen Tiere, Jagdszenen und tanzende Menschen dar, alle im Dienst der Verehrung und Beschwörung auf Fels gebannt.

Aus der Art, wie die Toten bestattet wurden, ist zu schließen, daß die Menschen im Jungpaläolithikum (ca. 35 000–8000 v. Chr.) an ein Fortleben in irgend einer Form glaubten, sonst hätten sie den Verstorbenen nicht Nahrung und andere Ausrüstungsgegenstände mitgegeben.



Beschwörungszauber: Die auf dem Bison eingezeichneten Speer- und Pfeilspitzen sollten Glück bei der Jagd bringen. Ritzzeichnung in einer spanischen Höhle.

Kelten, Römer und Alemannen und ihre Religion

Die keltischen Vorfahren

Um 1800 v. Chr. war die lange Entwicklungsperiode bis in die Junge Steinzeit abgeschlossen. Die wichtigsten Kulturtechniken waren entdeckt: Hausbau, Viehzucht, Ackerbau, Töpferscheibe und Webekunst. Babylon, die alte Stadt im unteren Mesopotamien am Euphrat gelegen, wurde damals das kulturelle Zentrum der vorderasiatischen Welt.

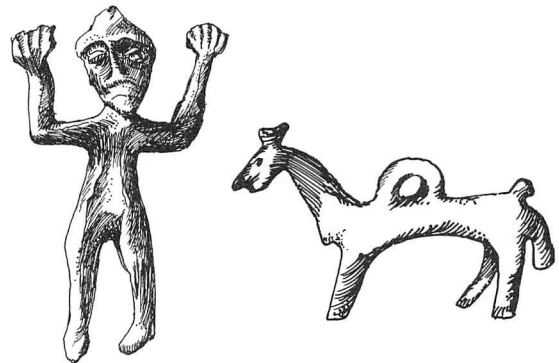
Aus dem Stadtgott Marduk entwickelte sich ein Götterkönig, der in Vorderasien viel verehrt wurde. Zur selben Zeit, etwa ab 800 v. Chr., begannen sich die Kelten aus dem Marnegebiet nach Süden auszubreiten. Mit ihnen kamen neue religiöse Vorstellungen auf. In der keltischen Mythologie spielten vielfach weibliche Gottheiten eine bedeutende Rolle, so die Göttermutter Arnu, oder Epona, die Göttin der Pferde, Esel und Maultiere. Sie wurden auch in römischen Soldatenkreisen verehrt. Bei den Ausgrabungen am römischen Gutshof im Lachenhau wurden sogar zwei Steinreliefs mit der Göttin Epona gefunden (Gipsabgüsse davon befinden sich in der Grundschule in Mittelstadt).

Aus der keltischen Hallstattzeit, 1200 v. Chr. – 500 v. Chr., stammen die Grabhügel im La-

chenhau und auf Hohbuch. Während die meisten stark verschleift sind, weist das hinter der Firma Ziersch und Baltrusch gelegene Hügelgrab enorme Ausmaße auf (rund 20 m Durchmesser, 3 m hoch).

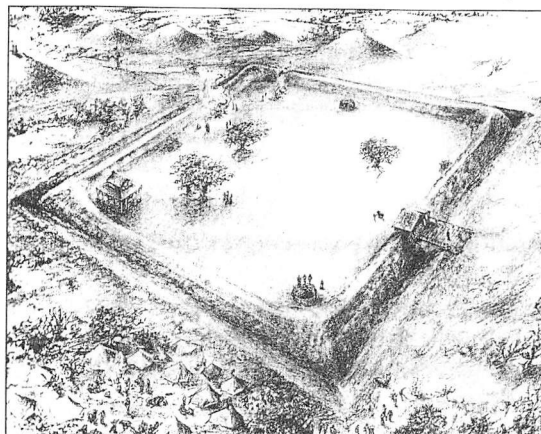
Weitere Gräber dieser Art liegen bei Altenriet, Pliezhausen und unweit des Hofguts Einsiedel. Bei Schlaitdorf muß sogar von der Größe her auf ein fürstliches Grab geschlossen werden. Den Höhepunkt keltischer Bestattungskultur bildet jedoch das Grab des Keltenfürsten von Hochdorf (um 530 v. Chr.). Obwohl wir bis heute wenige Anhaltspunkte über die rituellen Handlungen besitzen, ergeben Funde aus den noch ungestörten Gräbern deutliche Hinweise, daß unsere Vorfahren in keltischer Zeit an ein Weiterleben nach dem Tod glaubten. Auch sie statteten ihre Toten mit dem Nötigen für die

Keltische Ösenamulette aus Pforzheim.



Reise ins Jenseits und für den Aufenthalt am unbekanntem Ort aus. Warum sich zu gleicher Zeit Körper- wie Brandbestattungen abgespielt haben, ist bis heute nicht geklärt. Neben der Sorge für das Jenseits bezeugen Grabfunde eine Reihe von Göttern und Göttinnen, die Schutz vor Unheil, Heilung bei Krankheiten und Verletzungen, Kraft und Fruchtbarkeit bringen sollten. Kleine Amulette aus Bronze, an Riemen mit Ösen aufgereiht, hielten die Gottheiten stets präsent. Neben der bereits erwähnten Göttermutter Arnu und der Pferdegöttin Epona sind heute weitere Namen bekannt, so der Unterweltgott Sucellus mit seiner Gefährtin Nantosuelta, der heilende Gott Grannus mit seiner Helferin Sirona, der Donnergott Taranucus u. a.

Wie für die Antike die Tempel und für die christliche Welt die Kirchen Orte heiliger Handlungen und der Begegnung mit Göttern oder Gott waren und sind, so besaßen die Kelten in unserem Siedlungsraum ihre besonderen Kultstätten: die fälschlich „Viereckschanzen“ benannten heiligen Bezirke, das Nemeton. Eines liegt unweit vom Einsiedel im Wald. Ob es einer oder mehreren Gottheiten geweiht war, ist unbekannt. Wir dürfen aber annehmen, daß dort die Priester (Druiden) heilige Riten vollzogen, in der Regel auch mit Stammesfürsten zu Gericht saßen.



Rekonstruktionsversuch einer keltischen Viereckschanze. Aus: Die Kelten in Baden-Württemberg. Konrad Theiss Verlag, Stuttgart.

Wenn uns auch die Kenntnis über die kulturellen Handlungen fehlt und wir kaum in der Lage sind, religiöses Empfinden und Verständnis damaliger Menschen nachzuvollziehen, so bleibt doch das Wissen um differenzierte religiöse Vorstellungen in jener Zeit.

Die römische Besatzungszeit

Als ein in seiner Eigenart differenziertes Volk indogermanischer Abstammung besiedelten die Kelten einen Raum von außerordentlichen Ausmaßen. Er reichte von Spanien bis zu Elbe/Oder, von England bis zum Schwarzmeer, rechnet man Kern- und Kolonialgebiet zusammen.

Von 120 v. Chr. ab suchten die Römer stetig in dieses Gebiet von unterschiedlichen Ausgangspunkten aus vorzudringen. Julius Cäsar leitete 58 v. Chr. eine neue Phase römischer Expansionspolitik im Norden des Imperiums ein. Bereits 55 – 53 vor Chr. hatte er den Rhein als Grenze zu Germanien mit einigen Legionen überschritten. Und Drusus begann 12 v. Chr. die Offensive gegen rechtsrheinisches Gebiet mit seiner Rheinarmee. Schon ab 9 v. Chr. ist er mit der 19. Legion über das Wutachtal und Hüfingen (alte Handelsstraße) bis zum Neckar vorgedrungen. Nach dessen unglücklichem Sturz vom Pferd baute sein Nachfolger Tiberius die Machtposition aus, und einige Generationen später, 74 n. Chr., hatten sich die Römer in „Arae Flavia“, dem heutigen Rottweil, fest etabliert. Mit dem Alblimes wurde die Linie nördlich der Donau gesichert. Sein Verlauf läßt sich durch die noch bekanntesten Namen von Kastellanlagen markieren: Geislingen (Baar), Lautlingen, Burladingen, Gomadin-

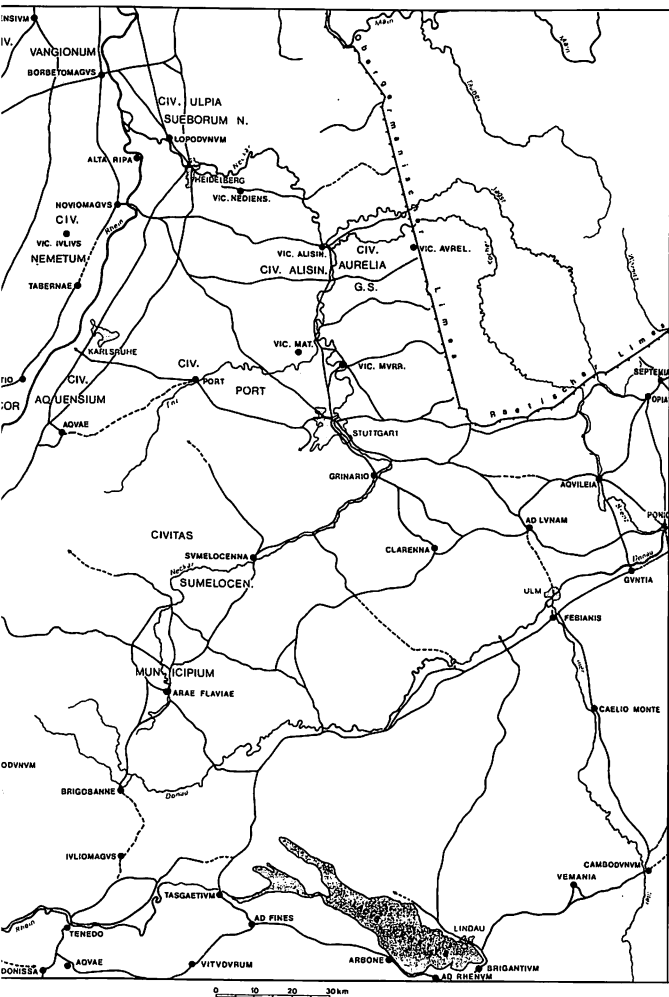


Münze mit dem Kopf von Julius Cäsar, 100–44 v. Chr.

gen, Donnstetten und weiter bis zum Ipf am östlichen Ende der Alb. Ab 85–90 n. Chr. war der Neckar als Grenzgebiet durch Kastelle gesichert. In Tagesmärschen erreichbar wurden Rottenburg (Sumelocenna), Königen (Grinario) und Cannstatt (römischer Name unbekannt) errichtet. Im Norden ist noch Wimpfen bekannt. Ein weiterer Vorstoß erfolgte mit dem Bau des Limes ab 155 n. Chr.

Nachdem die Römer ganz Gallien und das Gebiet nördlich der Alpen bis zur Donau, außerdem das südöstliche Dreieck zwischen Rhein und Donau von Regensburg bis zur Moselmündung ihrem Imperium angegliedert hatten, begann in diesem „Dekumateland“ ein Prozeß der „Romanisierung“. Die einheimische Bevölkerung (Kelten) übernahm vieles von der römischen Lebensart: Waren, Hausbau, sprachliche Bezeichnungen, Recht und Arbeitsmethoden. Wie weit im Bereich der Religion ein Austausch erfolgte, ist im einzelnen nicht bekannt. Wir wissen aber im Blick auf die bereits erwähnte Pferdegöttin Epona, daß die an Göttern gewiß nicht armen Besatzungstruppen hilfreiche Elemente keltischen Glaubens übernommen haben.

So müssen wir uns ein multireligiöses Nebeneinander vorstellen: auf der einen Seite die in Natur und im Jenseits waltenden Gottheiten der Kelten, auf der anderen eine Viel-



zahl römischer Göttinnen und Götter, denn die Römer ließen sich in nahezu allen Bereichen ihres Lebens von ihnen leiten und beschützen. Außer dem beim Einsiedel gelegenen „Nemetum“, der Viereckschanze, ist in nächster Umgebung kein bedeutendes keltisches Heiligtum bekannt. Die in Mittelstadt heimische Bevölkerung wird wohl zu größeren Festen und Kulthandlungen dorthin gewandert sein.

Helfende Fetische waren an Häusern, Wagen und Tieren angebracht. Auch die Kelten waren wie die Römer fest davon überzeugt, daß die Gunst der hilfreichen oder drohenden Gottheiten nicht selbstverständlich jedem zuteil wurde. Opferrituale und Opfergaben mußten sie gnädig stimmen. Sie sind uns teilweise durch Brunnenfunde bekannt, denn dort hinein wurden Gaben aus Bronze und hölzernem Schnitzwerk versenkt. Kleinere Opfer waren Früchte und Kleinvieh.

Ähnlich hat man sich den Umgang der Römer mit ihren Göttern vorzustellen. Bei jeder größeren Behausung war ein Opferaltar zu finden. Darauf wurden neben Früchten und Tieren Opferkuchen (Käsekuchen sind bekannt) und Trankopfer (Wasser und Wein) geweiht. Auf großen Altären, wie in Böckingen oder Beihingen, ist an den Seitenwänden der Ablauf des Rituals für Jupiter und Mars oder für Epona eindrucksvoll in Stein gehauen.

*Römische Besetzungszeit:
Der Limes grenzt das
römische Besatzungsgebiet
vom germanischen Siedlungs-
raum ab.*

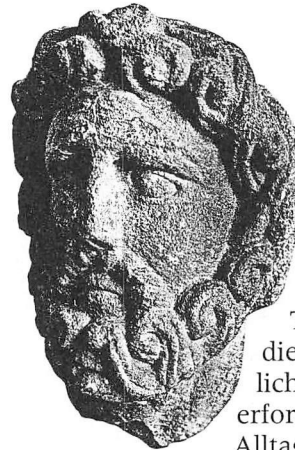
An ständig besetzten oder gesicherten Plätzen baute man bestimmten Göttern ein Haus, den Tempel. Im Gegensatz zu unseren Gotteshäusern, die der Versammlung der anbetenden Gemeinde dienen, ist das „heidnische“ Gotteshaus ausschließlich das Haus e i n e s Gottes.

Wir müssen uns ein kleineres Bauwerk aus Stein vorstellen, den klassischen Flachgiebel durch Säulen abgestützt. Etwas zurückgesetzt die „Cella“, in der das meist menschenähnliche Götterbild aus Metall, Stein oder Holz aufgestellt war. Zu diesem heiligen Raum hatten nur die Priester Zugang. Die Gemeinde versammelte sich indessen außen vor dem Altar zum Opfern.

Die wichtigsten Götter müssen wenigstens erwähnt werden. An oberster Stelle waltete „Jupiter“, der Lenker der Weltordnung.

Er wurde von römischen Dichtern als „Vater der Götter und Menschen“ besungen. Ihm war die Säule im nahen Schönbuch, unweit des dort vorbeiführenden Heerweges, geweiht. Noch heute zeugt ein verzierter Sockel von ihren Ausmaßen.

Für Angriff oder Verteidigung wurde die jugendliche „Viktoria“ angerufen. Sie überreicht den Siegerkranz oder einen Palmzweig. Die von den Griechen übernommene „Hera“ wird bei den Römern als „Juno Regina“ (d.h. Königin) Jupiter als Gemahlin zur Seite gestellt, zum Vorbild der irdischen



Ehen. „Minerva“, eine Tochter Jupiters wurde für alle Tätigkeiten gebraucht, die besondere Geschicklichkeit oder Intelligenz erforderten. Wichtigster Alltagsgott war „Mercur“, für die Götter ein Bote und Herold, den Menschen ein vielseitiger Helfer. Handel und Verkehr überwachte „Herkules“. Vom Feuergott „Vulkan“ erwartete man Schutz vor Feuerschaden in Haus und Hof. Neben Viktoria war „Mars“ der eigentliche Kriegsgott. Daneben müssen noch Apollo, Diana, Neptun, Bacchus, Fortuna angeführt werden. Neben einer Anzahl von Naturgeistern, Unterwelts- und Totengöttern wirkten die von den Griechen abzuleitenden „Genien“. Jeder römische Hausherr hatte in der Nähe des Herdfeuers einen Kultplatz für den von ihm ausgewählten Genius.

Das Reliefbild eines solchen Genius ist wohl auch in Mittelstadt gefunden worden.

Oskar Paret verweist schon 1908 in seinen Fundberichten auf römische Sandsteinquadern im ehemaligen Zehnthofbereich hin, und Prof. Paulus schloß die Existenz eines kleinen Tempels nicht ganz aus. Das Reliefbild ist verschollen. Es hat nach Haug-Sixt die abgekürzten Wörter GEN. LOC. , d.h. „Genius Loci“, aufgewiesen.

Ob das zwei Ellen (etwa 1,20 m) große Relief als willkommenes Versatzstück in die Mauer eines Hauses eingefügt wurde, und ob es gar vormals an dieser Stelle „Tür und Tor“ zu schützen hatte, muß weiterhin unbeantwortet bleiben.

So hat es in unserem Raum schon immer religiöses Leben gegeben. Einheimische und Fremde suchten je nach ihren eigentümlichen Glaubensvorstellungen Schutz, Hilfe und Rat bei überirdischen Mächten.

Das Christentum breitet sich im römischen Heer aus

Die Geschichte und Legende des ehemaligen Schutzpatrons unserer Kirche, St. Martin, gibt einen Hinweis auf die Ausbreitung des christlichen Glaubens in der späten Römerzeit.

Bis zum Jahr 360 n. Chr. diente er im Heer als Offizier. Am Stadttor von Amiens teilte er seinen Mantel mit einem frierenden Bettler. Tatsächlich ist das Christentum ab dem beginnenden 4. Jahrhundert nachgewiesen. Unter Kaiser Constantinus und seinen Söhnen wurde es besonders geschützt und gefördert.

Legendäre Berichte verweisen immer wieder auf die wirkende Macht des Kreuzes.

So soll der Kaiser vor der Entscheidungsschlacht gegen Maxentius am 28. Oktober 312 n. Chr. im Traume die Anweisung erhalten haben, er müsse seine Soldaten das Christuszeichen auf ihre Schilde malen lassen. Bei Beginn der Schlacht soll der Kaiser über der Sonne ein Kreuzeszeichen mit folgender Inschrift erblickt haben: „In diesem Zeichen siegest!“ Konstantin siegte.

Sicher eine ungesicherte Legende. Aber sie zeigt uns, welche Kraft man damals dem neuen Glauben zuschrieb.

Wir müssen uns in diesem Zusammenhang die Darstellung des langen und oft auch leidensvollen Weges der Ausbreitung des Christenglaubens in den ersten drei Jahrhunderten versagen.

Es muß jedoch angenommen werden, daß die Alemannen als Eroberer unseres Gebietes immer wieder auf christliche Spuren und Zeugnisse gestoßen sind. In welchem Zeitraum sich die Überlagerung der alten Glaubensvorstellungen durch das Christentum vollzogen hat, ist ungewiß.

Alemannen verdrängen die Römer

Die Römer versuchten mit dem Limes und der Rheinlinie bis zum 4. Jahrhundert die germanischen Völkerwanderungen aufzuhalten.

213 n. Chr. erreichten die Alemannen erstmals bei Mainz den Limes. Sie hatten sich aus verschiedenen Volksstämmen zusammengeschlossen, darunter auch die Sueben. Alemannen bedeutet soviel wie „alle Mannen“.

Um 233/34 und um 259/60 gelang ihnen die Überwindung des Limes. Das ganze Gebiet des Neckarraumes, der Alb und Oberschwabens, auch Gebiete des Alpenraumes wurden von ihnen besetzt und besiedelt. Der „Runde Berg“ bei Urach gilt als sehr früher Siedlungs- und Befestigungsplatz.

Der römische Gutshof in Mittelstadt und andere in der Umgebung liegende „Villen“ (nicht zu verwechseln mit dem heutigen Begriff „Villa“) fielen dem Ansturm zum Opfer. Die Alemannen nahmen häufig das kultivierte Gebiet der Dekumateländer in ihren Besitz.

Genauere Angaben über religiöse Vorstellungen der Alemannen lieferte der Römer Tacitus.

Grundsätzlich haben wir uns eine mystische Religion vorzustellen.

In der Mythologie versuchten die germanischen Volksstämme ihre Ahnungen von überirdischen Mächten und Geschehnissen in „höheren“ Welten zu erfassen. Es war ein Versuch, Vergangenheit und Zukunft der Welt zu begreifen.

Die Religion bildete sich aus früheren Kulturen

der Asen und der Fruchtbarkeit. Neben einer Reihe weniger wichtiger Gottheiten wirkten vor allem die Hauptgötter Wodan, Ziu, Donar und Baldur. Außerdem wurden noch die Agrargötter – zuständig für das Wachsende verehrt, besonders Freyja (frouwa = die Geliebte). Diese Götter waren für die Alemannen erhöhte Wesen, den Menschen ähnlich, doch mit wirksamen Zauberkräften ausgestattet. Vor allem die Gestalt Donars hat sich Jahrhunderte in der volkstümlichen Verehrung gehalten, der Gebieter über Kraft, Gewitter und Ehe. Aber auch Wodan, der Gott des Schlachtensieges und der Weisheit, wurde lange verehrt. Die in Pliezhausen gefundene „Goldblechscheibenfibula“ ist ein deutlicher Hinweis darauf: Ein siegreicher Reiter mit Schild und hochgerektem Speer überreitet einen Feind. Sterbend stößt der dem Pferd sein Schwert in den Bug. Eine kleine Göttergestalt, der Siegeshelfer, unterstützt den Speerwurf. Der Sieger wird aber tödlich stürzen und nach Walhall eingehen.

Religiöse Handlungen spielten sich ausschließlich im Freien ab bei heiligen Bäumen, Quellen und in Hainen. Das nächtliche Wirken des Wilden Heeres ist Teil der starken Wodansreligion. „Muedes Heer“ ist auch in Mittelstadt während der Herbststürme noch volkstümlich bekannt.

Die Alemannen legten regelrechte Friedhöfe an. Ihre Toten bestatteten sie mit Sicht zur

aufgehenden Sonne. Mit Schmuck, Nahrung und Waffen versehen, konnten sie den Weg ins Jenseits antreten.

Die endgültige Christianisierung durch die Franken

Um 450 n. Chr. ist der ganze nördliche Mittelmeerraum christianisiert worden, ein Gebiet, welches vom Euphrat im Osten bis zur Westküste Spaniens und Frankreichs reichte; die nördliche Begrenzung bildeten Donau und Rhein. Aus dem fränkischen Stammgebiet (Nordwestfrankreich) stieß König Chlodwig (482–511) nach Süden und Westen vor. Die Alemannen wurden überannt, die Westgoten in den spanischen Raum abgedrängt, der letzte römische Statthalter Galliens mußte sich geschlagen geben. Chlodwig, durch Mord, Verrat und List an die Macht gekommen, suchte seinen Einfluß bei Bischöfen, Städten, Klöstern und Gaufürsten durch den Übertritt zum Christenglauben zu festigen. Er ließ sich taufen. Seine Frau war eine Christin, und seine Gewißheit über die Kraft des neuen Glaubens muß gestiegen sein, als er im Vertrauen darauf eine entscheidende Schlacht gegen die Alemannen gewann. Das christlich-katholische Bekenntnis sollte zur tragenden Säule des werdenden Frankenreiches werden. Nicht

von ungefähr begann das damals schriftlich niedergelegte Volksrecht mit der Einleitung: *“Es lebe Christus, der die Franken liebt! Möge er ihr Reich behüten...”* Lange Zeit haben sich neben dem frühen Christentum noch heidnische Glaubensvorstellungen gehalten. Ein fränkischer Geschichtsschreiber berichtet von Leuten, die sowohl christlichen, als auch heidnischen Altären ihre Verehrung bezeigten, wohl in der praktischen Absicht, daß dies zumindest nicht schaden könne.



Pliezhäuser Goldblechscheibenfibel, 7. Jahrh.

Die Ausbreitung des Christentums in unserer Gegend

Das alemannische Siedlungsgebiet im Südwesten Deutschlands wurde in zwei Schüben von den Franken unterworfen. Zuerst setzten sich diese im nördlichen Landesteil

Grabstein eines merowingischen Kriegers (Hornhausen)



(etwa heutiges Franken) fest (496 n. Chr.). Von den Sitzen fränkischer Gaufürsten aus konnte das eingegliederte alemannische Gebiet verwaltet und kontrolliert werden. Ein solcher Sitz war beispielsweise auf der „stokkamburg“ (heute Stöckenburg) bei Schwäbisch Hall errichtet.

Ein zweiter Stoß erfolgte rund 40 Jahre später (536 n. Chr.). Nun war auch der südliche Landesteil unterworfen, und die Franken festigten mit Hilfe des neuen Glaubens ihre politische Macht: Der einheitliche Glaube sollte die Einheit des Reiches untermauern.

Wie haben wir uns das Zusammenleben der beiden großen Volksstämme vorzustellen? Ähnlich dem Kontrollratsgesetz nach dem Zusammenbruch 1945, regelte der „Pactus Alemannorum“ die Rechte der Franken und die Pflichten der Alemannen. In ihm wurden zwar Verfassung, Recht und Glaube der Besiegten nicht unterdrückt, wohl aber die Anerkennung des fränkischen Gaufürsten und seines Glaubens verlangt. Gewisse „heidnische Gepflogenheiten“ – u. a. die Blutrache – waren verboten.

Fränkische Urkirchen

Natürlich waren die Franken an der Ausbreitung des christlichen Glaubens interessiert.

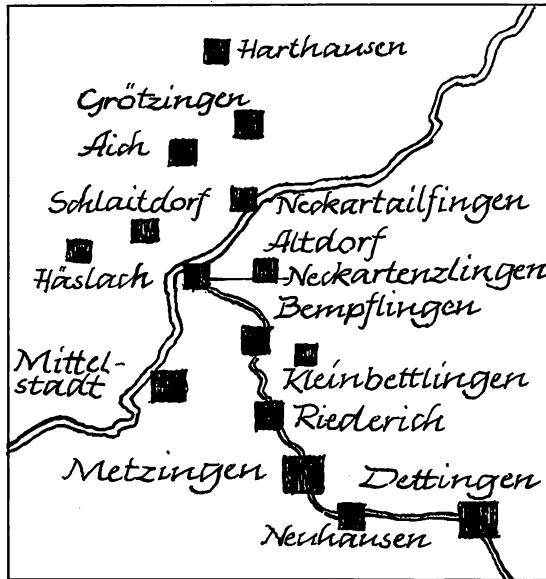
Ihre Missionare betrieben die Bekehrungsarbeit vor allem an den Zentren der einzelnen „Huntaren“. Das alemannische Herzogtum war in Gaue (Huntaren = Hundertschaften) aufgeteilt. In unserem engeren Heimatraum kennen wir den „Pfullichgau mit dem Sitz in Pfullingen, den Neckargau und den Gau „Swiggerstal“ (Ermstal) mit dem Mittelpunkt Metzingen. Dieser Huntare gehörte auch Mittelstadt zu. Trat nun der Häuptling einer solchen Huntare dem Christentum bei, so wird er bald darauf mit dem Bau einer Kapelle oder einer kleinen Kirche begonnen haben, um dort Christus, Maria und den Nationalheiligen St. Martin zu verehren. Auf diese Weise müssen die ersten „Urkirchen“ entstanden sein, so z.B. in Metzingen. Ob die hiesige Martinskirche zur selben Zeit schon entstanden ist, oder ob sie etwas später gegründet wurde, läßt sich mit letzter Gewißheit nicht nachweisen. Der Forscher Viktor Ernst kam bei seinen Untersuchungen zu dem Schluß, daß sich in vielen Fällen frühe Martinskirchen in Verbindung mit vormals römischen Siedlungen nachweisen lassen. Professor Hans Jänichen (gebürtiger Sondelfinger) nimmt an, Martinskirchen seien gerne als „Markkirchen“ an die Grenzen jeweiliger Gaue gebaut worden. Für Mittelstadt wäre auch diese Theorie gültig, weil es an der Grenze des Gaues Swiggerstal lag. Ähnlich verhält es sich mit der Mar-

tinskirche in Neckartenzlingen. Wir müssen aber mit einiger Sicherheit annehmen, daß die wichtigsten Impulse zur Ausbreitung des neuen Glaubens von der Metzinger Urkirche ausgegangen sind.

Außer Mittelstadt sind noch weitere Orte mit Martinskirchen bekannt: Neckartenzlingen, Neckartailfingen, Pliezhausen, Nürtingen, Kirchheim/Teck, Neuffen, Pfullingen, Kleinengstingen, Gomadingen, Münsingen, Dapfen und Oberlenningen. Den meisten davon ist eine Besonderheit der Lage eigen. In aller Regel bauten die Franken ihre Kirchen an überhöhten Stellen oder an besonderen Randlagen, selten in den Mittelpunkt der alten Siedlungen. Das ist besonders auffallend bei Mittelstadt, Pliezhausen, Neuffen, Neckartailfingen, Münsingen, Oberlenningen und Nürtingen.

Vor unserem geistigen Auge entsteht ein grobes Bild von jener frühen alemannisch-fränkischen Siedlung: Tief eingeschnitten eilt der Wieslenbach nach dem Fall über die Sandsteinfelsen am „Gieß“ (ehemalige Schreinerei Müllerschön – Strudelschreiner) dem Neckar zu. Eine Quelle mit gutem Wasser bringt letzten Zufluß. Hier die ersten Holzhütten, nicht sehr groß und strohgedeckt. Weiter aufwärts – oberhalb des Rathauses – eine weitere Quelle mit klarem Wasser. In diesem Bereich darf man wohl eine größere Anzahl von Gehöften vermuten;

Das Swiggerstal mit den dazugehörigen Orten.



der Zugang zu den Feldern und Weiden war von da aus günstig. Weitere Häuser werden an dem ehemaligen römischen Heerweg (heutige Heerstraße) zu finden sein. Von einer festen Brücke über den Neckar ist nichts bekannt. Oben an vorderster Stelle des Sporns steht eine kleine Kirche oder Kapelle, sicher ohne Turm und Glocke. Gewiß ist aber, daß die Ruine der Villa rustica noch vorhanden und als heidnischer Ort „nicht geheuer“ war.

Die Folgezeit brachte weitere verehrungswerte Heilige, denen Kirchen geweiht wurden. St. Michael, der streitbare Drachenzwinger, bekam seine Kirche in Grafenberg und auf der Alb in Marbach/Lauter. Folgekirchen kamen unter das Patronat von St. Stephan, so in Bempflingen und Sondelfingen. Den Heiligen Andreas finden wir in Würtingen und Trailfingen. Kenner vermögen von den Namen der Heiligen her die vermutliche Gründungszeit einer Kirche zu bestimmen.

In der Mitte des 8. Jahrhunderts hatten die fränkischen Herren das Christentum endgültig verbreitet und gesichert. Die untergeordnete alemannische Bevölkerung gab ihre alten Begräbnisriten (Reihengräber- Blick nach Osten usw.) auf. Von Bischofsitzen aus verwalteten und organisierten kirchliche Herren die ihnen zugeteilten Gaue, die Bistümer. Genauere Hinweise auf sie erhalten wir später um 1275 im „Liber decimationis“ des Bistums Konstanz. In dieser bedeutenden Aufzeichnung ist festgehalten, welche Orte den Kreuzzugszehnten dem Bischof, damit indirekt dem Papst zu leisten hatten. Mittelstadt, dem genannten Bistum zugehörig, ist in diesem Verzeichnis aufgeführt; es wird damit schon früh schriftlich erwähnt als kirchlicher Ort mit dem Namen Muthilstat. Wir dürfen aber annehmen, daß andernorts der Name noch früher erwähnt ist, sei es in

Kauf- oder Tauschverträgen oder in Urkunden über Schenkungen. Der Zufall mag noch für die eine oder andere Überraschung sorgen.

Während der langen Entwicklungszeit vom 9. bis 13. Jahrhundert kann die Kirche in Mittelstadt nicht von Anfang an dem Konstanzer Bischof verpflichtet gewesen sein. In üblicher Form war das Gebiet unter der adligen Oberschicht – sie war schon längst fest begründet – aufgeteilt. Ihnen gehörten die Kirchen und die damit verbundenen Nutzungsrechte. Solche Kirchen waren Eigenkirchen, die Besitzer die Eigenkirchenherren. Da mit jeder Kirche ein bestimmtes Ausstattungsareal und seit der Einführung des allgemeinen Zehntgebots in karolingischer Zeit auch beträchtliche Einnahmen verbunden waren, wachten die Besitzer über den Bestand ihrer Nutzungsrechte. Außerdem stand ihnen die Auswahl der Kaplane und Pfarrer zu, der Bischof vollzog die Investitur. Mit den Rechten oblag den Herren dann auch die Ausstattung und Erhaltung der Kirche, gegebenenfalls der Neubau (auf diese Zuständigkeit wird später einzugehen sein). Die allgemein praktizierte Form der Eigenkirchen veränderte sich im 11. und 12. Jahrhundert; die Entwicklung ging zum Kirchenpatronat: Noch in ottonisch – salischer Zeit bildete das Eigenkirchenwesen die Grundlage des gesamten Reichskirchensy-

stems. Durch den kirchlichen Widerstand im Investiturstreit verloren viele Eigenkirchenherren ihre Eigentums- und Verleihungsrechte. Ganz allmählich setzte sich das „Patronatsrecht“ durch. Der „Patron“ verlieh einem Pfarrer eine sogenannte „Pfründe“, das zu seinem Lebensunterhalt notwendige Gut und Geld. Die Trägerschaft des Patronatsrechts, das „ius patronatus“, verteilte sich mehr und mehr vielschichtig auf hohen und niederen Adel, besonders auf Klöster, später sogar auf Patrizierfamilien und Städte.

Quellen:

Oskar Paret: Urgeschichte
Württemberg.

Bittel: Die Kelten in Baden-Württemberg.

Filtzinger: Die Römer in Baden Württemberg.

W. Veek: Oberamtsbeschreibung
Urach 1909.

S. Lorenz: Heimatbuch Bempflingen.

K. Böhner: Heimat zwischen Neckar
und Schönbuch.

S. Schipperges: Der Bempflinger Vertrag
1089/90.

Eine nicht erwiesene Geschichte

Der Ortsname Mittelstadt hat schon oft zu spekulativen Deutungsversuchen geführt. Dazu haben sowohl das Bestimmungswort „mittel“, als auch das Grundwort „Stadt“ beigetragen, weil sich schlecht plausible Gründe dafür aus der realen Wirklichkeit ableiten lassen. Die gängige und vorläufig einleuchtende Erklärung zielt auf einen alemannischen Namen Mutilo / Muthilo. Aus diesem Personennamen, sicher verbunden mit einer gewissen dominierenden sozialen Stellung, ist für die ganze Siedlung das Bestimmungswort „Muthil“ geworden. Durch Verschleifung oder Veränderung ist daraus die irreführende Bezeichnung „Mittel“ entstanden. Das Grundwort „Stadt“ – früher auch „Stetten“ – leitet sich von „stat“ ab und meint hier soviel wie Stätte, Stelle oder Ort.

Eine ganz andere Deutung hat 1828 der hier kurze Zeit tätige Vikar Zennek gefunden und im Anhang zu seinem Pfarrbericht festgehalten. Er berichtet folgendes: 1790 ist in Tübingen ein kleines Schriftchen erschienen mit dem Titel *„Achalm und Metzingen unter Urach“*. Der Verfasser ist unbekannt; ein Kammerrath Weckherlin und ein Memminger erzählen aus alten Analen.

Nach der Sage soll der Name Mittelstadt vom mittleren Teil einer alten Stadt herrühren, die vormals hier gelegen habe und in einer furchtbaren Schlacht zerstört worden sei. Zennek selber hält dies zwar für unwahr-

scheinlich, glaubt aber doch, daß dahinter ein „historisches Faktum“ verborgen sein könnte und berichtet, 624 habe ein Graf Etti-nius von Stauffeneck eine Stadt in der Nähe Metzingens gebaut und ihr den Namen „Et-tenhain“ gegeben.

761 sei diese Stadt in einem Krieg, geführt zwischen Pipin von Frankreich und dem schwäbischen Herzog Lanfried, in einen Steinhaufen verwandelt worden. 12 000 Schwaben und Graf Luithold von Achalm seien dabei gefallen.

Weckherlin selber bemerkt, er lasse die Wahrheit dieser Nachricht dahingestellt sein, aber es sei gewiß, daß in dieser Gegend sich eine Schlacht und Niederlage abgespielt habe, denn auf den Feldern Riederich zu habe man vor vielen Jahren Bogen, Pfeile und Harnische, ebenso Gebeine erschlagener Menschen gefunden. Vor etwa 10 Jahren (um 1780) hätte man in mehreren Orten in großen unterirdischen Gruben Menschenknochen zusammengehäuft gefunden, desgleichen einige ausgemauerte Gräber der wahrscheinlichen Anführer der Kohorten. Im Moder verstreut seien Schwerter und Hellebarden zu finden gewesen, ähnliche Spuren auch in Mittelstadt.

In einer Anmerkung wird noch hinzugefügt, die Herren von Reutlingen und Achalm hätten unter mehreren Dörfern auch Mittelstadt besessen.

Soweit die Darstellung des Vikars Zennek. Wir kennen seine Skepsis hinsichtlich der Richtigkeit und wollen sie etwas erhärten. Dabei folgen wir den Ausführungen von Sönke Lorenz im Bempflinger Heimatbuch: Er verweist auf die Berichte der Zwiefalter Mönche Ortlieb 1135 und Bertram 1137 und 1138. Im Investiturstreit 1076 – um das Einsetzungsrecht für Bischöfe und Äbte – kam es zur Auseinandersetzung zwischen Papst Gregor VII. (1073–1085) und Kaiser Heinrich IV. (1073–1106). Kaiser und Papst erklärten sich gegenseitig für abgesetzt. Der schwäbische Herzog Rudolf von Rheinfelden wurde von der fürstlichen Opposition zum neuen König gewählt. Heinrich IV. bekämpfte die Gegenströmung mit aller Härte; er fiel 1078 in Schwaben ein. Entsetzliche Greuelthaten und fürchterliche Schäden hinterließ er mit seinem Heer auf dem Durchzug von Kirchheim her in Richtung Tübingen, wo er die Burg am 11. November belagerte. Während jener Kämpfe stieß Heinrich auch auf die Achalmer Brüder Luithold und Kuno von Wülflingen als seine Gegner.

Der Mönch Bertold berichtet 50 Jahre danach in seiner Chronik von der furchtbaren Verwüstung durch Feuer und Schwert, und wir müssen annehmen, daß die Orte am Wege des Heerzuges total zerstört wurden – auch Mittelstadt. 100 Kirchen sollen ihm zum Opfer gefallen sein, natürlich auch der größte Teil der Bevölkerung.

Es ist möglich, daß dieses historisch bezeugte Ereignis zu der Geschichte geführt hat, bei der Zahlen und Zeiträume durcheinander gerieten.

Sankt Martin als Schutzpatron der Kirche

St. Martin am Turm. Der Bildhauer Daniel Stocker hat sich die Freiheit genommen, Martin in fränkischer Rüstung und nicht in römischer darzustellen.



In neuerer Zeit wird auch in ursprünglich fast protestantischen Gegenden der Martins-tag wieder ins Blickfeld gerückt. Die neu gegründeten katholischen Kirchengemeinden veranstalten am Vorabend des 11. November in vielen Städten und Dörfern den „Martinsritt“. Als römischer Offizier verkleidet, reitet ein Mann zu Pferd durch die Straßen bis zur Kirche. In seinem Gefolge ziehen Kinder und Mütter mit Lampions oder ausgehöhlten Kürbissen in stattlicher Zahl hinterher und singen: „Sankt Martin ritt durch Schnee und Wind, sein Roß, das trug ihn fort geschwind. Sankt Martin ritt mit leichtem Mut, sein Mantel deckt ihn warm und gut ...“ Auf diese Art wird noch heute ein früher sehr bedeutender Kirchenheiliger verehrt. Für die christianisierten Franken nahm er den ersten Rang unter den Schutzpatronen ein und blieb auch in späteren Zeiten der beliebteste Heilige in ganz Europa als „Beschützer aller Bedrängten und Schrecken aller Gewalttätigen.“

Martin wurde um 316 oder 317 im alten Sabaria – vielleicht die heutige Stadt Steina-manger (Stein am Anger) – in Ungarn als Sohn eines römischen Offiziers geboren. Die Eltern haben dem Knaben den Namen Martin – „der Kriegerische“ – wohl im Blick auf eine militärische Laufbahn gegeben, denn der Bedarf an Offizieren zur Befriedung und Sicherung dieser Provinz des Römischen

Reiches war enorm. Im Alter von 10 Jahren taucht Martin in Pavia in Oberitalien auf. Möglicherweise wurde der Vater dorthin versetzt. In Pavia kam der Knabe erstmals mit christlichen Kreisen in Berührung, als er sich mit einem Freund vor einem aufziehenden Gewitter in ein Haus flüchtete, in dem gerade eine kirchliche Versammlung abgehalten wurde. Öffentliche Gottesdienste waren noch nicht überall zugelassen. Als heidnisch erzogener Junge wollte er sich sofort wieder entfernen, zumal diesen Christen blutrünstige Machenschaften angedichtet wurden: sie würden Kinder schlachten, deren Fleisch essen und ihr Blut trinken. Zu einem bärtigen Mann, dem Bischof von Pavia, faßte er rasch Zutrauen und Gefallen an dessen Erzählungen über Christus und Gott. Er nahm insgeheim verschiedentlich an diesen privaten Versammlungen teil. Vorsicht war geboten, weil immer wieder Christenverfolgungen aufflackerten, obwohl Kaiser Konstantin der Große seit dem Jahre 313 die Ausübung der christlichen Religion gestattete.

Als Fünfzehnjähriger wurde Martin Offiziersanwärter bei der römischen Reiterei. Er muß kräftig und groß gewesen sein, denn gute körperliche Konstitution war Vorbedingung zur Aufnahme in die reitende Truppe. Nach der Ausbildung wurde er nach Amiens in Frankreich abkommandiert.

Auch dort fand er Anhänger des christlichen Glaubens. Er besuchte als Katechumene Lehrstunden, in denen er auf die Taufe vorbereitet wurde. Mit 18 Jahren ließ er sich dann taufen, nachdem ihn das allseits bekannte Schlüsselerslebnis mit dem Bettler tief beeindruckt hatte. Nach der „Legende“ ritt der junge Offizier nach Dienstschluß mit seinem Burschen in die Stadt zurück. Am Stadttor hielt ihm ein in armselige Lumpen gehüllter Alter flehend die Hände entgegen. Den jungen Soldaten dauerte die jämmerliche Gestalt in der winterlichen Kälte, und er nahm seinen weiten Offiziersumhang von den Schultern, hakte eine Schließe am Sattel fest, zog das scharfe Schwert und zerteilte den Stoff. Die eine Hälfte reichte er dem frierenden Bettler, die andere legte er sich um, ohne sich um das höhnische Gelächter der umstehenden Soldaten zu kümmern.

In der Nacht erschien ihm Christus, mit dem abgegebenen Mantelstück bekleidet und sagte zu den Engeln: „Martinus, der noch nicht getauft ist, hat mich bekleidet“. Jenes nächtliche Gesicht hat Martin zur Taufe bewogen.

Auf dieser barmherzigen Tat beruht noch heute Martins Volkstümlichkeit. Für die Kirche bedeutet sie eine mustergültige Auslegung des Bibelwortes aus Matthäus 25,40: „Was ihr getan habt einem unter meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan“.

Sankt Martin wird seit dem 5. Jahrhundert verehrt. Während des ganzen Mittelalters war das Grab des Wundertäters von Tours in der dortigen Martinsbasilika ein vielbesuchter Wallfahrtsort und galt den Franken als nationales Heiligtum. Sein Mantel wurde von den merowingischen Königen zur Reichskleinodie erklärt und war damit gleichzeitig Gegenstand höchster Verehrung. Er war in einem eigens geschaffenen, dem Gottesdienst geweihten Raum aufbewahrt, der danach „capella“ (Mantel = cappa) genannt wurde. Hier liegt der Ursprung für die Bezeichnung eines kleinen Kirchenraumes.

Der römische Heeresdienst muß Martin nicht befriedigt haben; er trat zur Enttäuschung seiner Eltern aus und suchte die Nähe des Bischofs Hilarius von Poitiers. Einer inneren Stimme folgend, kehrte er in seine Heimat zurück, um seine heidnischen Eltern zum Christentum zu bekehren, ob mit Erfolg, ist ungewiß. Bald danach zog es ihn wieder nach Poitiers zurück, wo er – wahrscheinlich als einer der ersten – ein Kloster gründete. Das elsäßische Kloster Marmonnier am Fuße der Vogesen ist eine gesicherte Gründung Martins.

Im Jahre 372 sollte in Tours ein neuer Bischof gewählt werden. Martin, inzwischen ein bekannter, gottesfürchtiger Mann, wurde in die engere Wahl einbezogen. Die Sage

berichtet, daß er sich seiner Berufung entziehen wollte. So versteckte er sich in seiner Not in einem Gänsestall. Das Geschnatter der Gänse wies den Suchenden den Weg zum Versteck, und Martin nahm die Wahl an. Aus diesem legendären Vorgang wurde später der Brauch der „Martinsgänse“ abgeleitet.

Martins Wirken als Bischof war für das gallische Gebiet sehr segensreich, denn er gründete in der Zeit seines Bischofamtens eine stattliche Anzahl von Kirchen. Der Mailänder Bischof Ambrosius (340 – 397) würdigte seine Tätigkeit, daß er *„viele Tempel des heidnischen Irrglaubens zerstört und die Feldzeichen aller Mildtätigkeit aufgerichtet hat“*. Bernhard von Clairvaux (1090–1153) sagte über ihn: *„Martin war keine Himmelserscheinung und auch kein Geist des Himmels; nur ein vernünftiges Wesen, erdgebunden, ein Menschenkind, wie es viele andere auch gab.“* Damit ist die Lebensgeschichte nahezu dargestellt. Auf einer Visitationsreise starb Bischof Martin von Tours in Candes um das Jahr 400. Als Patriarch der gallischen Mönche muß er vorbildhafte Eindrücke hinterlassen haben – die nachhaltige Verehrung bestätigt dies.

Um das Jahr 395 waren die germanischen Franken um Niederrhein und Mosel sesshaft. Für sie verkörperte Martin eine Idealgestalt zur Verehrung: ritterliche Tugend und christliche Standhaftigkeit; er wurde für sie

zum Erz- und Nationalheiligen. Nach der Niederwerfung der heidnischen Alemannen 496 und 536 drangen fränkische Volksgruppen in unseren Raum vor. Sie brachten damit auch das Christentum nach Süddeutschland.

Als machtpolitisch und religiös wichtige Standorte müssen die „Martinsberge“ verstanden werden; davon sind in unserer weiteren Heimat noch etwa ein Dutzend bekannt. Oft sind auf ihnen vorchristliche Kultstätten nachgewiesen. Durch die Ausbreitung des Christentums ist St. Martin in unserem Raum eine Schlüsselfigur geworden.

Schon früh taucht das Martinsmotiv in künstlerischen Darstellungen auf. Besonders berühmt war eine Skulptur vor dem Martinsdom in Lucca (Italien); aber auch in vielen Glasfenstern, Bildtafeln u. Altarblättern ist es zu finden. In unserer Gegend sind kunsthistorisch bedeutsame Werke dieser Art selten. Zu erwähnen ist jedoch ein Mantelaltar auf der Stöckenburg bei Schwäbisch Hall, einer fränkischen Urkirche des fränkischen Siedlungsplatzes, Stocamburg, der schon im ersten Drittel des achten Jahrhunderts urkundlich erwähnt ist. Ein weiteres Werk mit der Mantellegende findet sich an der Möhringer Kirche im Tympanon über dem Eingang.

Die Skulptur des Schutzheiligen ist in Mittel-

stadt an der Südostecke des Turmes in etwas erhöhter Position angebracht, kein großes Kunstwerk, jedoch eine redliche Bildhauerarbeit von 1912 mit klarer Formgebung. Der damalige Pfarrer Hölderlin war sicher sehr beeindruckt; er schrieb kurz nach der Einweihung im März 1913: *„Der heilige Martin ist ein Kunstwerk geworden, an das unser unermüdlicher Bildhauer viel Fleiß verwendet hat. Alle Gestalten, Roß, Reiter, Bettler sind aufs feinste gearbeitet und wunderbar lebensvoll geworden. Es wird gewiß nicht nur von uns Einheimischen, sondern auch von Kunstkennern viel bewundert werden“*.

Eine große Anzahl volkstümlicher Bräuche und bäuerlicher Überlieferungen hängen mit ihm zusammen. Sein Geburtstag (11. November) war in früherer Zeit ein wichtiger „Los- und Zinstag“. Martin Luther erhielt nach diesem Tag 1483 seinen Namen. Die bäuerliche Arbeit war zu diesem Zeitpunkt abgeschlossen, übrige Mägde und Knechte wurden entlassen. Der Tag des Heiligen war vielerorts ein mit Schmausereien gefeierter Freudentag in Anlehnung an germanische Erntedankfeste. Nicht zuletzt gilt Martin als der Schutzpatron der Weintrinker, die an „Mardene einen Martinstrunk“ begehren oder sich gar einen „Martini“ genehmigen. Das Grab des Heiligen in Tours war im frühen Mittelalter ein bedeutender Ort für die Christenheit.

Quellen:

Melchers: Das große Buch der Heiligen
A. Lauffer: Ev. Kirchengemeinde
Neckartailfingen

V. Ernst: Fränkische Martinskirchen

K. Häfner: Vom Schwäbischen Dorf um die
Jahrhundertwende.

Hofmann: Kirchenheilige in Württemberg



Die Besitz- und Rechtsverhältnisse an der frühen Kirche in Mittelstadt

Die Grafen vom Berge

Im Gegensatz zu einer Reihe von Kirchen in der näheren und weiteren Umgebung ist Mittelstadt mit 1275 n. Chr. relativ spät schriftlich erwähnt. Die Errichtung fällt in die fränkische Missionierungszeit. Von der Metzinger Urkirche aus hat man sich die Ausbreitung dem Neckar zu ((Mittelstadt, Neckartenzlingen, Neckartailfingen) vorzustellen, etwas später Bempflingen. Andere Ausbreitungsspuren führen die Erms und das Echaztal aufwärts bis zu den entfernteren Alortorten Engstingen, Würtingen, Kohlsetten, Holzelfingen und Hülben. Die mit den Hüntaren übereinstimmenden Grenzverläufe verloren sich zum Teil. Die zunehmende Einflußnahme der Kirche wird in der Erstellung einzelner Dekanatsbereiche sichtbar. So verlor Metzingen als Ort einer Urkirche an Bedeutung, Urach wurde Dekanats-sitz; ebenso wurde Dettingen als erster Adelssitz der Uracher Grafen mit seiner Urkirche dem Dekanat Urach zugeordnet.

In der Konstanzer Steuerliste (Liber decimationis) von 1275 n. Chr. wird ein Graf von Berge genannt, der die Pfarrei Mittelstadt inne hatte.

Wer verbirgt sich hinter der Ortsbezeichnung „von Berge/vom Berge“?

Immer wieder erstaunlich ist, daß die Adels-

familien über weitläufigen Streubesitz verfügten. Beleihungen und Schenkungen durch Könige, Herzöge und Grafen für treu geleistete Dienste waren oft die Gründe dafür. So ist vom 19. Juni 1291 im Württembergischen Hauptstaatsarchiv in Stuttgart eine Urkunde aufbewahrt, in welcher ein Streit zwischen den Klarissinnen des Nonnenklosters Pfullingen und einem Johannes von Wurmlingen beigelegt wurde.

Die Mittelstädter wissen, daß die Mühle am Neckar urkundlich zum erstenmal am 19. Juni 1291 erwähnt wurde. In dieser im Württembergischen Staatsarchiv befindlichen Urkunde, in der Johannes von Wurmlingen die Beilegung seines Streites mit dem Kloster Pfullingen beurkundet, heißt es u. a.: *“Allen den, (die) disen brief sehent oder hörent lesen, dun ich, Johannes von Wurmlingen, kunt, daz ich der mishellung, die ich hete mit den closterfrowen von Pfullingen, sanct claren ordens, umbe ir muli unde ir wer, die stosent an min wisun, die lit ze Mörsperg der burg han verluhet und gegeben...”* Auch in einer späteren Urkunde im Zusammenhang mit einem Konrad, Kirchherr von Nürtingen, taucht der Name „Mörsperg/Mörspere“ auf. Dort werden an Bauern von Pliezhausen verwüstete Äcker verliehen, die zu der damals schon verlassenen Burg gehörten.

In Mittelstadt weiß man auch durch die Sage um die Existenz der „Blitzburg“. Sie ist am

Hang über dem Märzenbach nachgewiesen und trug in vormaliger Zeit den Namen „Mörsberg“. Ein weiteres Pergament erwähnt einen Johann von Wurmlingen, und eben dieser taucht in anderen Urkunden als Johann von Mörsperch auf; eine Doppelzeichnung also, aus der zu schließen ist, daß sich die Wurmlinger auch als „Mörsberger“ bezeichneten. Sie sind verschiedentlich als Lehensmänner und Zeugen der mächtigen Pfalzgrafen von Tübingen genannt. Diese werden ihre treuen Vasallen mit Mörsberg belehnt haben. Zu der Burg gehörten neben den Gütern von Mittelstadt noch weitere in Riederich, Pliezhausen und Neckartenzlingen.

Den weitaus größten Besitz hatten in Mittelstadt die Grafen von Berg. Deren Stammsitz lag in Ehingen und Schelklingen. Sie waren lange Zeit (bekannt von 1275 – 1413) die Inhaber des Mittelstädter „Kirchensatzes“, dem Recht, Pfarrer einzusetzen und den Großen Zehnten einzuziehen. Ihnen oblag ebenso die Erhaltung der Kirche. Über deren Größe, ihren Zustand und die mit einer Pfründe ausgestatteten Pfarrer ist nichts bekannt. Die Patronatsherren sind häufiger nachgewiesen, vor allem bei Schenkungen, Verkäufen oder Streitigkeiten. Am 10. März 1254 beurkundet Bischof Eberhard von Konstanz, „... daz Graf Ulrich von Berg nach Wiedergenesung von schwerer Krankheit in

Folge Gelübdes allen seinen vogteylichen Rechten des Klosters Marchtal entsagt habe.“ (Württembergisches Urkundenbuch 1253 – 1260, Bd. V)

Viele Schenkungen hatten zu jener Zeit einen religiös-praktischen Hintergrund: Der Geber erhoffte sich einen Gewinn für sein Seelenheil; oft waren weitere Angehörige mit einbezogen. Der Glaube an die sogenannte „Werkgerechtigkeit“, man könne auf diese Art etwas von seiner weltlichen Sündenlast abtragen, hatte damals noch volle Gültigkeit. Die meisten derartigen Schenkungen beginnen mit der stereotypen Formel: „... hat um seines und seiner Eltern/Kinder Seelenheils willen... geschenkt“. 1268 überträgt Graf Ulrich von Berg dem damals schon bestehenden Kloster in Pfullingen das volle Eigentumsrecht der Güter, die von seinen Lehensleuten Sigbot und Rudolph von Hunderingen bewirtschaftet werden.

Damit rückt erstmals ein neues Rechtsinstitut, das Klarissenkloster Pfullingen, mehr und mehr ins Blickfeld. Ebenfalls 1268, am 1. April, beurkundet Graf Ludwig von Oettingen, daß die Söhne des Grafen von Berg gegenüber dem Kloster Pfullingen auf alle Besitzungen in Mittelstadt verzichten.

Am 25. November 1294 verkauft dem Kloster Pfullingen ein Heinrich von Rieth (bei Altenriet abgegangene Burg?) einen Besitz mit folgendem Wortlaut: „... daz ich min gut

zu Mutelstat, daz da gehort zum Berge verkaufe...“; unterzeichnet ist die Urkunde von Bruder Rudolph, dem Hofmeister zu Mutelstat.

Klosterbesitz vor 1413

Aus dem klösterlichen Besitz in Mittelstadt lassen sich noch folgende Dokumente nachweisen:

- | | | | |
|------|---|------|---|
| 1268 | Sigboto und Rudolf von Hunderingen verkaufen Güter zu Mittelstadt an das Kloster. | 1343 | Kaufbericht umb ein guoth berührend umb 22 Pfund heller |
| 1294 | Kaufbrief über ein Gut, das dem Grafen von Berg gehört.
Kaufpreis: 30 Pfd. Heller 25. Novem-
ber 1294 | 1347 | Wie der halbe Hof zu Mittelstadt, welchen anitzo Schönhanß innehat an die Klosterfrauen kommen ist. |
| 1294 | Heinrich von Rieth verkauft sein Gut zu Mittelstadt an die Frauen von Sankt Clarens Orden. | 1347 | Ein Lehensbericht von Johanna Herzogin von Österreich wie sie Utzen Truchsäßen von Urach Kindern ettliche Guether zue Mittelstadt gelegen, zum Lehen verliehen hat 7. Oktobris 1347 |
| 1299 | Graf Ulrich von Berg und seine Söhne Heinrich und Ulrich schenken dem Kloster ihre Mittelstädter Güter um ihres Seelenheils willen. | 1350 | Kaufbrief um den Zehenden zu Mittelstat von Claßen Ungeltern denen Klosters Frawaen verkauft hat umb 160 Pfund (heller).
Zinnstag 4. oktobris 1350 |
| 1315 | Vertrag zwischen denen Frawen von Pfullingen und Heinrichen von Rieth ettlicher gueter halber de Anno 1315, 23. Aprilis | 1350 | Ein Mitglied der Familie Remp aus Pfullingen verkauft den Nonnen des Sattlers Gut in Mittelstadt. |
| 1330 | Um diese Zeit erhält das Koster von den Truchsessen von Urach Güter in Mittelstadt | 1352 | Ein Brieflein der Frawen Staingruben betreffend, darauß gehen 7 und ein halber Schilling heller, auch 1 Pfund Pfeffer auf Martini umb 8 Pfund 5 Schilling gekauft von Krauß Harder. |
| | | 1359 | Bestandbericht Cuntz Schüberlins umb die Fischwasser, daraus jährlich gehen 3 Pfund. |
| | | 1363 | Kaufbericht umb ein Hof den Hermann Scheberlin berührt, welchen Hanß Truchseß von Magelshein umb 70 Pfund gekauft hatte. |

- 1368 Kauf einer Wiese zu Mittelstadt für 4 Pfd.
- 1370 Lehensbericht umb den Zehenden zu Mittelstadt, welchen Herzog Albrecht von und zuo Österreich an Hanß Remppen von Pfullingen geliehen hat.
- 1375 Wie der Zehendt zuo Mutelstadt von denen Herzogen von Österreich dem Closter geeignet worden 8. Februar 1375
- 1402 Wie des sogenannten Schreibers Lehen um 27 Pfd. Heller von den Pflegern der Feldzeichen zue Reüttlingen gekauft worden.
- 1405 Bestandt Bericht umb ein Fischwasser zuo Mittelstat, daraus jährlich geht 1 Pfd.
- 1407 Beschreibung um ettlich Zinß zu Mittelstadt jährlich dem Closter 24. November 1407
- 1407 verkauft Heinrich Truchsess von Neuhausen Gülten und Zinsen in Mittelstadt an die Nonnen.

Darüber sind noch eine Reihe weiterer Besitzungen und Lehen im Klosterbesitz aufgezeichnet (Auflistung nach Brants, Heimatbuch)

1. Pfullinger Hof
69 Morgen, heutiger Gasthof Krone, mit

- Scheune und Stallung, die Zehntscheuer (alle 3 Gebäude bei Kriegsende 1945 durch Beschuß abgebrannt) sowie 2 weitere Gebäude.
2. Pfullinger Hof
69 Morgen mit 2 Häusern im Zehnthof
 3. Pfullinger Hof
72 Morgen, Widumhof mit den heutigen Gebäuden Lodenbergstraße 3/1 (Decker) sowie Nr. 5 (Oswald) und Nr. 9 (Wagner).
 4. Pfullinger Hof
59 Morgen, Heerstraße 1 – Metzgerei Schneider, früher Bäckerei Keim.
 5. Pfullinger Hof
33 Morgen, Haus und Scheuer in der Neckartenzlinger Straße 28 (Kern)

Als Lehen sind bekannt:

1. Pfullinger Lehen
36 Morgen mit den Gebäuden Neckartenzlinger Straße 25 (Tankstelle Knecht) und Gasthaus Stern, Neckartenzlinger Straße 23
2. Pfullinger Lehen
28 Morgen, Riedericher Straße 1 (Lutz)
4. Pfullinger Lehen
19 Morgen,
Zinslehen
5 Morgen mit dazugehörigem Gebäude Ruländerweg Nr. 9 (früher Ledergasse)

Anmerkung: Unter Lehen sind im Mittelalter Nutzungsrechte an einer fremden Sache zu verstehen. Sie wurden durch den Eigentümer, dem Lehensherrn, an den Lehensmann verliehen.

Diese Auflistung bestätigt den umfangreichen Klosterbesitz. Er ist schon deshalb sehr gewichtig, weil er den Großteil der bedeutenden Güter auf der Gemarkung umfaßt. Die Einkünfte daraus wurden im Zehnthof

gesammelt und von dort aus nach Pfullingen überführt. Die Flurbezeichnung, „Nonnenwasen“ ist bis in die Neuzeit erhalten geblieben. Von der Tüchtigkeit der klösterlichen Güterpolitik zeugt auch der ganze Besitz Reichenecks und Teilen der Sondelfinger Markung, wo in den „Seewiesen“ ein etwa 5 ha großer Weiher aufgestaut wurde. Daraus bezogen die geistlichen Frauen die Fische als Fastenspeise.



Der Widumhof – 3. Pfullinger Hof in der Lodenbergstraße. Er umfaßte die Gebäude Nr. 3/1, 5 und 9.

den Ertrag der Kirche, der nach der damaligen Schätzung 10 Mark Silber nicht überschreiten durfte.

Das Kloster übernahm damit auch alle „Rechte und Verbindlichkeiten“. Wahrscheinlich waren das auch noch irgendwelche Einkünfte.

Das Kloster setzte nun in Mittelstadt Vikare ein und mußte für diese Sorge tragen.

Alles was die Mittelstädter Pfarrei bedarf, Einsetzung und Bestallung der Pfarrer, sämtliche Einkünfte und Ausgaben, bauliche Veränderungen an Kirche, Kirchhof und allen zum Pfarrhof gehörigen Gebäuden, sind von nun an Angelegenheiten des Klosters von Pfullingen.

Damit wurde das Kirchengebäude der baulichen Verwahrlosung preisgegeben, denn es ist bekannt, daß die Klöster sich damals wenig um die kleinen Dorfkirchen kümmerten. Beschlossen wurde diese Inkorporation im Kloster Bebenhausen, in der grösseren Stube des Abhauses: „... Im Jahr 1413, im 3. Jahr des Papstes Johannes XXII, in der 6. Indiktion, des März am 24. Tage, zur Stunde der Vesper, während dort zugegen waren die ehrbaren und verschwiegenen Männer“ ... Und nun stehen hier eine große Anzahl von Namen, u.a. auch „Johannes und Melchior, genannt Rempen“, also die Herren von Pfullingen.

Geschrieben wurde die Urkunde von einem Bruder Peter, der Sachverwalter des Klosters

der Heiligen Klara in Pfullingen gewesen sein mußte.

Mit der Kirche kam das gesamte Kirchengut, der „Widumhof“ an das Kloster. In dieser Zeit besaß es in Mittelstadt rund 150 ha Grund und Boden, etwa den fünften Teil der Gemarkung. Ein großer Teil der Äcker und Wiesen wurde an einheimische Bauern um Zins verliehen; dieser war jährlich auf Martini (10. November) und Georgi (24. April) fällig.

Heutiger Bestand des Clarsenklosters



Da die klösterliche Verwaltungszeit (1413–1534) für Mittelstadt von Bedeutung war, muß darauf und auf Werden und Vergehen des Kosters noch eingegangen werden.

Das Sprechgitter an der ehemaligen Klosterpforte. Besucher konnten so mit den unsichtbaren Nonnen sprechen.



Der Aufstieg des Klosters

Um 1250 taucht erstmals das Geschlecht der Rempen als Stifter auf. Zwei Frauen, Mechtild und Irmel/Irminhild) ermöglichen mit ihren Schenkungen die Gründung eines kleinen Klosters. Der Text ist durch Crusius aus dem 16. Jahrhundert überliefert: „*Anno Domini 1250 an St. Martins Tag ist dieß Gottshuß zue Pfullingen gestiftt und angefangen worden von den Edlen und Geistlichen Frowen, Frow Mechtild und Frow Irmel, der Rempen Geschlecht von Pfullingen, welchen Gott gnedig sein wolle, Amen.*“ Es muß ein kleines Haus gewesen sein, in das – noch unfertig – die ersten Nonnen aus dem Söflinger Klarissenkloster einzogen. 1252 verlieh Papst Innocenz IV. dem Kloster die Statuten der Heiligen Clara, eine verschärfte Regel der Benediktiner. Strenge Pflichten waren den Frauen auferlegt: absolute Abgeschlossenheit; das Kloster nie mehr zu verlassen, auch bei Tod nicht – höchstens bei Aussendung; mit Außenstehenden nur durch ein Sprechgitter reden (heute noch vorhanden); Zwiesprache nur unter 6 Augen, auch bei Beichte und Visitation. Die Kleidung war spartanisch einfach: barfuß in Sandalen; Kopf kahl geschoren; schwarze Haube bis zur Schulter, weißer Schleier; weites Kleid, mit Strick umgürtet. Um den geistlichen Frauen den Ausbau ihrer „Zelle“ zu erleichtern, gewähren Papst und

Kaiser Befreiung von bestimmten Abgaben. Auf 25. November 1278 müssen die beiden Stifterinnen selber ins Kloster eingetreten sein. An diesem Tag wird von ihrem Gelöbnis berichtet. Konvent und Laienschwestern entstammten größtenteils bürgerlichen Familien und niederem Adel, selbst ein Großteil der Äbtissinnen entstammte diesen Bevölkerungsschichten.

Als autarkes Institut war das Kloster auf die Einkünfte (Zinsen und Zehnten) aus seinen Besitzungen angewiesen, und eine Vergrößerung war nur durch weiteren Erwerb von Gütern und Rechten möglich. Als eifrige Beraterinnen – auch für das Seelenheil anderer – erhielten sie eine Anzahl von Schenkungen. Wachsender Wohlstand und kluge Weitsicht erbrachten Güterkäufe. Außer dem in Mittelstadt bekannten Besitz sind 1682 im Klosterlagerbuch erfaßt:

in Pfullingen: Güter am Entensee; Hellerzins aus 50 erblich verliehenen Häusern; Baum-, Kraut- und Hanfgärten; Wiesen, Äcker und Weingärten; 6 zusammenhängende Höfe;

auswärts: Güter in Betzingen und Mettingen; Weinberge in Stuttgart; der Weiler Reicheneck; das Dorf Genkingen; Güter in Münsingen, Auingen und Böttingen; das halbe Dorf und das

Schloß des Eitel von Bustetten (?) um 2000 fl; Güter in Ebingen

Über die Verleihung eines Laienzehnten in Mittelstadt 1375 durch die Herzöge Albrecht und Leopold von Österreich ist der Text eines Pergaments aus dem Repertorium des Innsbrucker Schatzarchives (verschollen) bekannt. Die Nonnen hatten die Verpflichtung eines „Jahrstages“ (Messe lesen am Jahrestag der Stifter) übernommen. In einem späteren Revers heißt es über die „... *frawen von dem Closter zu Pfullingen, Constanzer bistumbs, welches iars sy den fürsten auf Montag nach Michaelis den jartag auslassen, so felt der herrschaft von Österreich ir recht an dem Layenzehend zu Muttelstatt am Negkher wieder heim*“. Trotz der ausgedehnten Besitzungen (-rd. 400 ha-) beklagen sich die Nonnen wiederholt über die geringen Erträge daraus. Ganze 54 Pfund Heller betrage ihr Einkommen, und viele Güter und Weinberge mußten sie sogar selber bepflanzen.

Diesem offenbaren Mangel half der Papst ab, indem er der Einverleibung der Pfarrei Mittelstadt in das Kloster zustimmte. Am 24. März 1413 wird die lateinisch abgefaßte Urkunde „Mittelstat: Incorporatio Ekklesiae...“ unterzeichnet, um „dieser Armut“ ein Ende zu bereiten.

Das Patronat – teilweise schon durch Schenkung ausgeübt – ging damit auf das Kloster

über. Die Grafen von Berg entsagten ihrem Mittelstädter Besitz ganz; die Einkünfte aus dem Großen Zehnten und dem Fischwasser waren fortan in das Kloster abzuführen. Gleichzeitig mußte der zu dieser Zeit eingesetzte Pfarrer zurücktreten; sein Name ist bekannt: Theodorici Bältz. Für Mittelstadt begann nun das Leben unter dem Krummstab – gestreng und gerecht.

Der Niedergang

Für das Frauenkloster begann – wie für alle anderen in dem Herzogtum Württemberg gelegenen Klöster – mit der Rückkehr des ungunstigen Herzogs Ulrich aus der Verbannung die Zeit der Auflösung. Ulrich war nach den Marburger Religionsgesprächen 1534 dem evangelischen Glauben beigetreten – aus mancherlei Gründen. Um seine magere Staatskasse aufzufüllen zog er alle Kirchengüter und fast die gesamten Inventarien ein. Die Klosterfrauen traten nicht über. 1540 wurden 25 Schwestern, darunter 9 Laienschwestern mit ihrer Priorin Magdalena Bisingerin zwangsweise in das leerstehende Franziskanerkloster Leonberg umgesetzt. Jede Nonne erhielt ein Jahresgedinge von 20–25 fl Geld, 2 1/2 Eimer Wein, 8 Scheffel Dinkel; sofern keine Naturalien beansprucht waren, erhöhte sich die Geldsumme auf 50fl.

Das Patronat der meisten Kirchen ging an den Herzog über. Er setzte einen „Klosterhofmeister“ als staatlichen Verwaltungsbeamten ein. Ihm stand die niedrige Gerichtsbarkeit zu; die höhere lag beim Schirmvogt von Urach.

Nach der Niederlage der Protestanten im Schmalkaldischen Krieg sahen die Fräuleins neue Chancen für ihre Wiedereinsetzung. 1549 baten sie den Herzog, ihnen „ligends und fahrends“ zurückzugeben. Der Barfüßerprovinzial Wendelin Fabri unterstützte sie dabei. 1550 befahl der Kaiser im „Restitutionsedikt“ (Wiederaufhebung der Entscheidung) die Rückgabe der eingezogenen Güter. Ulrich ordnete zwar scheinheilig eine Untersuchung an, wollte die Frauen aber in Leonberg halten. Sofern sie auf ihr Leibgedinge verzichteten, gestand er ihnen die Rückkehr zu, jedoch ohne freie Wahl einer Priorin und weiterhin mit dem Hofmeister als Verwalter. Auch einem erneuten kaiserlichen Befehl 1551 folgte er widerstrebend – und das nur nach bereits vollzogenen Tatsachen: Wald, Wein, Frucht und Heu verkaufte er selber; die Kirche wurde auf ihr heutiges Ausmaß verkleinert, ein Marstall eingerichtet, und klösterliche Wohnungen wurden verändert.

Für die Nonnen bestand die größte Ungerechtigkeit darin, daß ihre Gottesdienste stark behindert wurden. So kehrten 18

Schwwestern am 10. März 1551 wieder zurück. Weil keine Neuaufnahme gestattet war, mußte die Kongregation zwangsläufig aussterben – 1571 waren es noch 10, 1579 noch 3 und 1588 noch 2 Nonnen, Agnes Rempin und Anna Reischlin.

1559 visitierte der Obervogt von Tübingen das Kloster. Dabei klagten die Nonnen, sie könnten den katholischen Gottesdienst wohl entbehren, nicht aber das reformierte Nachtmahl annehmen. Ihr Ordenskleid wollten sie nicht ablegen, und sie hofften *„Fürstliche Gnaden würden sie als alte verlebte weibspersonen nit ußstreiben oder wieder ihr Gwissens dringen“*. Mit dem ihnen zugeteilten Prediger waren sie leidlich zufrieden, dieser jedoch bezeichnete sie als „halsstarrige alte Weiber“.

1630 – noch im Dreißigjährigen Krieg – wurde das Kloster durch den Hofmeister von Söflingen (ehemaliges Mutterkloster von Pfullingen) und 2 Franziskanern aus Hechingen besetzt; zwei weitere Klosterfrauen aus Söflingen kamen dazu. Wegen der anhaltenden Kriegsgefahr wohnten diese im Marchtaler Hof in Reutlingen. 1649 wird das Kloster dann endgültig evangelisch.

Somit war die rund 400 Jahre währende Klosterzeit beendet, in der die geistlichen Frauen ihrem Gelübde gemäß in Gehorsam, Armut und Keuschheit lebten, sicher auch in einer Form sorgenfreier Muse, die ihnen

Freiräume zur Pflege geistlicher und geistiger Erbauung ermöglichte, insbesondere durch die von der Ordensregel anempfohlene Musik. Noch heute sind Zeugnisse einer durch mittelalterlichen Mystik geprägten Lieddichtung bekannt.

Quellen:

W. Keinath: Orts- und Flurnamen in Baden-Württemberg

W. Brants: Heimatbuch Mittelstadt

Vikar Zennek 1828: Pfarrbericht

Sönke Lorenz: Heimatbuch Bempflingen
Württembergische Geschichtsquellen Bd. 1

Reutlinger Geschichtsblätter 1901

Putziger: Historischer Weltatlas

Busley: Geschichtliche Weltkunde Bd. 1

Filzinger: Die Römer in Baden-Württemberg

E. Viktor: Oberamtsbeschreibung Urach
1909

Memminger: Beschreibung des Oberamts
Urach 1831

Württembergisches Urkundenbuch 1253–
12160 Bd. 1

Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 288/5317–
5333

Die Parochie Mittelstadt

Erste Seite des
Lagerbuches von
1555; Abschrift.

Mittelst. Pfar.
mit Reichneck.
die Pfarr.

Montag den 20. Dec.
jeden Tag der Monats
Decembri, der fünfzehn
jundert, fünf und fünfzigsten
Jahr. Hab Tod
der Offgenannt Reiconator
Simplicius Solmar, diese
Koneiderung der Pfarr zu
Mittelst. angefangen
und in ellicher nachgesen
den Tagen widerum

1.5.55.

Wir wissen: Ab 1413 lag das Patronat unserer Kirche in den Händen der frommen Frauen von Pfullingen. Zur Erleichterung der Verwaltung, vor allem jedoch zur gesamten seelsorgerischen Betreuung, faßten diese – wie damals schon üblich – kleinere Einheiten zu einer „Parochie“ zusammen, einer Kirchengemeinschaft. Zu der „Mutterkirche“ Mittelstadt zählten und zählen noch der Ort Reicheneck und das Hofgut Hammetweil. Von deren Bewohnern heißt es in frühen Visitationsberichten: „Die burger beider Ort gehören todt oder lebend zu Mittelstadt“. Noch nach der begonnenen Auflösung des Klosters 1555 lautet die Einleitung der Parochiebeschreibung: „Alle Innwohner von Manns- und Frauenpersonen, Jung und Alten, zue Reicheneck und dem Schlößlin Hammatweyler gehören todt und lebendig in die Pfarr gehn Mittelstadt“.

Reicheneck, ganz in klösterlichem Besitz, bestand damals aus 4 Maierhöfen mit je 3 zugehörigen Höfen, insgesamt 16. Die Maier der 4 Haupthöfe hatten alle Abgaben der ihnen zugeordneten Höfe „als Träger“ einzuziehen, zu lagern und gemeinsam abzuliefern.

1603 wird das Hofgut „Hamat Weiler“ so beschrieben: „Das Schlößlein gehört den Thumisch-Edelleuth zu, liegt anderthalb 4tel stund von dannen. Wohnt anitzo niemand mehr dar auff, als ein Maier, dem die Güter vergeben sind“.

Die Einwohnerzahl war gering. 1603 hatte Mittelstadt 235, Reicheneck 36 und Hammetweil 6 Einwohner. Für alle galt die Mutterkirche als Ort sämtlicher kirchlicher Handlungen von der Geburt bis zum Begräbnis. Die Reichenecker kamen zu Fuß über

den Kirchsteig und einen Fußweg bei Wind und Wetter, Schnee und Kälte. Den Kirchenbesuchern aus Hammetweil standen befestigte Wege zur Verfügung – in der Kirche war ein gesondertes Gestühl vorgehalten. Die den Verleihern zustehenden Abga-

Alter Dorfkern von Reicheneck. Auf der Zehntscheuer wurde versuchsweise ein Storchennest montiert, heute abgebrochen.



ben waren nach Mittelstadt zu entrichten, oft ein Anlaß zu Streitigkeiten. Bekannt ist ein Streitfall aus dem Jahr 1509. Mittelstädter Bauern pochten auf ihre Ansprüche bei der Versorgung ihres Rindviehs durch den Farren des Widummeiers, sie sei ungenü-

gend: „Und das aus Natur und Eigenschaft des Widumhofes und weil das Kloster den großen Zehnten zu Mittelstadt allein einnehme und empfangen.“

Hofgut Hammetweil, alter Besitz der Freiherren Thumb von Neuburg



Die frühe Kirche

In einem früheren Abschnitt ist auf die Errichtung einer Kapelle oder einer kleinen Kirche – vielleicht aus Holz – hingewiesen worden. Über deren Bestand gibt es weder bauliche noch schriftliche Zeugnisse. Spärliche und ungenaue Hinweise finden sich in den Pfarrberichten. 1827 schreibt der Vikar Finkh, wer die Kirche erbaut habe und wem das Eigentum zustehe, sei nicht bekannt. Dagegen wird das Pfarrhaus immer als klösterlicher Besitz bezeichnet. In der Beschreibung des Oberamts Urach von 1909 heißt es: „*Sie war ein kleiner, romanischer Bau mit hochstehenden, teilweise veränderten Rundbogenfenstern. Seine ältesten Teile reichten in das 13. Jahrhundert zurück...*“. Vielfach haben die Klöster an den ihnen gehörenden Dorfkirchen nur ungern gebaut und das bloß in dringlichsten Fällen.

So muß die Entstehung der Vorgängerkirche vage auf das späte Mittelalter zwischen 1450 und 1530 angesetzt werden. Das Patronat ging 1534 mit 32 anderen Kirchen an das Herzogtum Württemberg. Es ist kaum anzunehmen, daß bald nach der Reformation ein neuer Bau begonnen wurde. Und so lassen sich aus Gadners Abbildungen (eine frühere und eine zweite vom 18. Dezember 1602) in seinen gezeichneten Forstkarten wenig Anhaltspunkte gewinnen. Bei aller Schematik

der Darstellung ist dort ein einfacher Bau mit einem im Westen vorgestellten blockigen Turm zu sehen, dieser im oberen Teil mit Fachwerk. Richtig ist daran zumindest die Ost-West-Orientierung, Chor nach Osten.

Westtürme tauchen bei einfachen Dorfkirchen im 15. Jahrhundert häufiger auf; oft sind sie Relikte abgegangener Burgen oder Wehrkirchen wie in Walddorf.

Es bleiben jedoch berechnete Zweifel an der Existenz eines selbständigen Turmes, denn spätere Abbildungen zeigen nur einen turmartigen Dachreiter auf der westlichen Giebelseite. Auf Gadners Abbildung ist keine Kirchhofmauer erkennbar. Daß Kirche und Gottesacker mit einer solchen umfriedet waren, darf angenommen werden.

Eine Kapelle auf dem Kirchhof

Aus einer Heiligendeputation (hier Steueranspruch) vom 23. August 1791 geht hervor, daß auf dem Kirchhof eine kleine Kapelle gestanden hat. Sie war St. Nikolaus geweiht, früheste Erwähnung 1570. Dieses „Capell Häuslein“ befand sich neben der Kirche und sollte abgebrochen werden, weil der Kirchhof zu klein wurde. Über die Funktion des wohl bescheidenen Baues gibt es keine Unterlagen. Sicher war früher dort ein „Frühmesser“, ausgestattet mit einer be-

scheidenen Pfründe, zum Lesen der Frühmesse verpflichtet. Die Freigabe zum Abbruch erforderte einige Korrespondenz zwischen Pfarrer Knittel (1786–1828) und dem Konsistorialrat. Pfarrer und Kommune brin-

gen vor, das „Häusle“ werde nicht mehr genutzt, und die Flickarbeiten an „Kirch und Schul“ hätten die Heiligenkasse sehr erschöpft – 119 Gulden Schulden. Als Erlös erhoffte man für Holz, behauene Steine und

Mittelstadt mit der Mühle um
1544, nach Gadner



Dachwerk 50 Gulden. Von einer Wegwerf-Mentalität war in jenen kargen Zeiten nichts zu spüren. Der Brief war unterzeichnet von Pfarrer Knittel, Gottlieb Müller, Jacob Müller und Johann Georg Walker. In einem weiteren langen Brief berichtete der Pfarrer, das Häusle habe für die Aufbewahrung von Haber gedient, auch für das Holz des Schulmeisters. Der Schultheiß wollte für den Haber eine „besser beschlossene Cammer“ auf dem Rathaus zur Verfügung stellen. Außerdem seien im Gewölb nur Marder und Iltisse anzutreffen. Für die „Totenschrag“ (Traggestelle für Särge) könnte Abhilfe geschaffen werden. Der herzogliche Konsistorialrat stimmte dem Verkauf und Abbruch zu, „... wann nicht gelöste Gefälle (Steuern) darauf haften, die durch den Abbruch seiner Zeit strittig gemacht werden oder verloren gehen könnten.“

Die Pfarrer und ihre Besoldung

Noch 1555 heißt es: „Die Pfarr daselbst zu Mittelstadt haben die Klosternfrauen von Pfullingen zu verleihen“, und später wird erwähnt: „Die Klosterfrauen reichen von alters bis anher jedem Pfarrer die Besoldung.“ Damit hatten die Nonnen das Nominationsrecht, sie konnten ihre Pfarrer nach eigenem Gutdünken auswählen und einsetzen. Leider ist bislang kei-

ne Auflistung der Pfarrer zwischen 1413 und 1534 bekannt.

Mit der Präsentation eines Pfarrers mußte auch dessen Lebensunterhalt gesichert werden. Dies geschah durch fest zugesicherte Auszahlungen an Geld, Zinsen und Naturalien. Die Besoldung war Bestandteil des Kirchensatzes; der Pfarrer erhielt daraus einen bestimmten Anteil. Das ihm zustehende Fixum war in aller Regel bescheiden, und die Einkünfte aus Heu und kleinem Zehnten dürften nicht üppig gewesen sein. Hier gab es regionale Verschiedenheiten. Während beispielsweise im Ermstal die Hülsenfrüchte Linsen, Bohnen und Erbsen zum Großen Zehnten zählten, blieben sie in Mittelstadt zur Nutzung des Pfarrers. 1554 ist festgestellt: „... von Erbsen, Linsen und Bohnen das Zehnttheil auf dem Välldt, von Krautt das Zehnttheil auf dem Landt, von Rüeben das Zehnt Simmeri oder das Zehnttheil auf dem Feldt. Von Obst das Zehnttheil bei dem Stamm und wannen einer Obst brechen will, soll er solch einem Pfarrer zu wissen thun. Das alles wird in jedes Pfarrers Kosten gesammelt und empfangen.“ Häufig beklagen sich die Pfarrer über die mühsame Beitreibung der ihnen zustehenden Zehnteile und Zinsen. Pfarrhaus, zugehörige Wirtschaftsgebäude und Gärten standen ihnen frei zur Verfügung; die Güter bewirtschafteten sie meist im Eigenbau – Pfarrer und Landwirt.

Über die Einkünfte aus den verschiedensten Jahrhunderten liegen verlässliche Aufzeichnungen vor. 1275 nahm der Mittelstädter Pfarrer in Geld umgerechnet 40 Pfund Heller ein; das sind etwa 9600 in Schwäbisch Hall geprägte Silbermünzen. Zum Vergleich: Die Pfründe von Bempflingen erbrachte 25 Pfund, Waddorf 21 Pfund, Neckartenzlingen 53 und Oferdingen 35 Pfund Heller.

Aus dem Pfründenverzeichnis des Uracher Amtes ist die zeitbedingte Veränderlichkeit der Einkünfte ablesbar. 1454 erbrachte die Pfründe in Mittelstadt 55fl (Gulden), Bempflingen 100fl, Pliezhausen 40fl und Sondelfingen 100 fl.

Nach vollzogenen genauen Visitationen wurde 1555 ein neues Lagerbuch über die Güter der Pfarrei verfaßt.

Dieses Lagerbuch ist verbindlich für den gesamten „Pfarr Corpus“ (Besoldungsbestand) und so interessant, daß wesentliche Teile daraus hier aufgenommen werden.

Zu Beginn wird das Patronat kommentiert: „Die Pfarr haben die Klosterfrauen zu Pfullingen zu eigen. Das Kastvogteirecht des Hailigen (Kirchenkasse) samt allen dazugehörigen Rechten und Gerechtigkeiten gehört der Herrschaft Württemberg.“ Pfarr Corpus: Hier sind die fixierten Reichungen des Klosters und später des Klosterhofmeisters angeführt.

Pfarr erhält von alters bis anher zue Mittelstadt das gelt zu den vier Quaternen zuegethailt und die Früchten zwischen Martini und Weyhennächten in der Zehntscheuer dasselbsten, bey dem Reutlinger meß, gut Kaufmannsguth geraicht und gegeben, nämlich

*40 Moden Dinkel
12 Moden Habern
1 Fuder Strouw*

In Abständen erhielten die Pfarrer Aufbesserungen in Form von „Additionen“. Nach der Visitation von 1537 gewährte der Herzog zusätzlich

*5 Moden Dinkel
5 Moden Haber
3 Eimer Wein, Uracher Eich
1 Fuder Stroh*

Zinseinnahmen von 22 Gütern:

Ewig unablöslich Hellerzins von gestifteten Jahrtragen auf einzechten Güetern:

*auf Martini 4 Pfund 14 Schilling
(Einzelne Besitzer werden anschließend aufgeführt)*

Der Heu- und Öhmdzehent:

Von allen Graß und Bomgarten, welche unter ein Stab gehörig, vom erstenmals Geschochten der Zehent schoch oder das Zehnthail auf dem Velldt zu Zehenden gegeben, und sollicher Hew- und Embd Zehend in ains Pfarrers Kosten gesammelt, gedort und aingeführt.

Kleiner Zehendt:

Von Erbis und bonen das Zehendttheil auf dem Velldt. Von Kraut das Zehendttheil, Rüeben das Zehendttheil.

Vom Obst der 10. Theil beim Stamm. (Doch wann einer Obst prechen will, soll er sollchs einem Pfarrherr zue wissen thun.)

Von Flachs die 10. Bossen und von Hanf den 10. Strang auf dem Feld.

Holz erhielt der Pfarrer zweimal so viel wie andere Bürger. Er konnte dies auf seine Kosten schlagen und einführen.

Was zur Pfarrei gehörte:

1 Haus, 1 Scheuer, Hofraite mit etwa 1 Mannsmahd Garten bei der Kirche „zwischen der gemeinen Straß und Balthas Müllers garten gelegen.“

Zusatz: „Unnd aus Bericht der Eltisten zue Mittelstadt erfindt sich, das die Closter Frowen zu Pfullingen solch obgemelt Haus und Scheuer an allen Haupt- und schleißenden Gepäuen uff iren kosten erhalten haben.“ Von diesen Gebäuden erhob die Herrschaft keine Steuern.

In der weiteren Auflistung begegnen wir Flurbezeichnungen, die bis heute unverändert erhalten blieben; hingegen haben sich die Familiennamen teilweise verändert. Festgehalten sind zinspflichtige Güter, Abgabe und Zinsen:

Ewig unablösig Hellerzins
fällig auf Martini

2 Schilling Landwährung von Paulin Hering,
Jörg Rist und Hetzels Witwe, Barbara

von Hans Müller für 1 Jauchert Acker in
Haintzlin (zwischen dem Weingarten in
Haintzlin und Martin Millers Weingarten,
Oferdingen) 3 Schilling Württ. Währung

Hanns Miller von 2 Jaucharten acker auf
dem Hardt 1 Schilling

ebenso Hanns Müller aus ungevärlich 1 Jauchert
am Hardtweg 1 Schilling

ebenso Hanns Weimar 5 Schilling

Jörg Nibling 1 Schilling und 3 Heller

ebenso Balthas Müller 1 Schilling für 1 Jauchert
acker auf den Halden zwischen allt Hannsen
Müllers und Johann Knechts acker gelegen.

Balthas Müller außerdem für 1 Jauchert und ein
Viertthail Wiesen (ist jetzund ein Acker) im Röhrenfeldt 2 Schilling

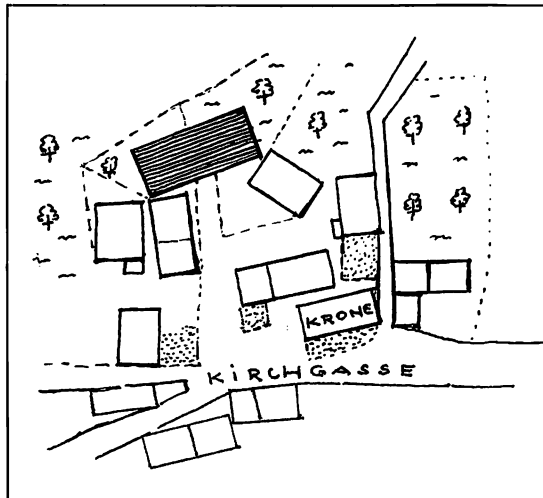
Balthas Müller ebenso für 1 Mannsmahd Wiesen
und ein Viertthail wiesen auf Neckarwieß, zwischen
Hannsen Weimars und Hannsen Schönen
wiesen gelegen 12 Schilling

Pläsin Miller für 1 Mannsmadt im Strengel 1
Schilling, Kaspar Schmid 1 Schilling

Eberhart Gayler und Frantz Kupferschmidt aus
Reutlingen für 1/2 Jauchart Ackers auf dem
Heerweg zwischen Balthas Müller und Jörg Nibling.

*Jakob Pfefferlin, Plesin Schmidt und Jörg Schmidts Kinder für 1 Acker (bei Hannsen Müllers, des württs Hofraitin) 1 Schilling
Hans Weber von Tentzlingen 6 Heller (auf der Halden, dort auf Hannsen Müller stoßend)
Peter Knecht für sein Haus, Scheuer und Krautgarten mitten im Dorf zwischen dem Bach und dem gemeinen Weg (stoßt unten auf Hanns Müller, genannt als Hannsen) 5 Schilling
Johannes Schlotterbeck (derzeit Pfarrherr zu Mittelstadt) bei Hanns Müllers des württs Garten 4 Schilling 4 Heller
der Heilig Sanct Martin zu Mittelstadt 1 Wiese Ihenethalben dem Neckher zwischen Hanns Hagenlocher, Tentzlingen und Balthas Müller.*

Der Zehnthof mit der Zehntscheuer. Ausschnitt aus einem Lageplan von 1823



Weitere Einkünfte aus Zehnten von Gütern in Riederich, Sondelfingen und Pliezhausen kamen noch hinzu.

Anmerkung: Die meisten Maßeinheiten sind uns heute nicht mehr geläufig.

Bei einer sparsamen Lebensführung dürften die Mittelstädter Pfarrer mit ihren kinderreichen Familien ein einigermaßen gesichertes Auskommen besessen haben. Dabei muß bedacht werden, daß lange Zeit die Pfarrwitwen mitversorgt werden mußten.

In aller Regel wechselten die Pfarrer nicht gern ihre Stellen. Doch dafür lagen triftige Gründe vor: Wechselte ein Pfründeninhaber auf eine andere Pfründe, so hatte er eine „Annate“ (Abgabe/Steuer) zu leisten, die meist auf 50% seines neuen jährlichen Einkommens festgesetzt war – eine empfindliche finanzielle Belastung, der man sich nicht allzu häufig aussetzen wollte. Und so ist leicht erklärlich, warum manche Pfarrer lebenslang auf einer Pfründe sitzen blieben, nicht immer zur Freude ihrer Gemeinde. 1502 hatte der Mittelstädter Pfarrer Andreas Knobloch bei seiner Einsetzung 20 Gulden zu bezahlen – sein Jahreseinkommen muß also bei 40 Gulden gelegen haben.

Der Zehnthof

Bis zur Eingemeindung nach Reutlingen bestand für die gesamte Hofraite bei der Krone die schöne, alte Straßenbezeichnung „Im Zehnthof“. Lange noch war das blau-weiß

emaillierte Schild an der Gartenmauer von Willli Knecht, ehem. Küfer, angebracht. Auf der Rückseite wurde der Platz durch die mächtige Zehntscheuer abgeschlossen. Ihre Ausmaße lassen sich auf der Vermessungskarte von 1870 (Heimatbuch) eindrucksvoll



Gesamtansicht des ehemaligen Zehnthofes. Die Reiff'sche Scheuer ist teilweise auf den Grundmauern der abgebrannten Zehntscheuer errichtet.

erahnen – Gebäude Nr.46. Dorthin waren die Naturalien des Großen Zehnten abzuliefern, überwacht vom Zehntrechner und dem Landgarber. Nach restlos vollzogener Einnahme transportierten Pferdegespanne das Gut gen Pfullingen. Auch die dem Pfarrer zustehenden Abgaben waren hier abzuliefern, ein Vorgang der manchem hart auf der Seele gelegen hat.

Nach der endgültigen Zehntablösung 1849 hatte die Scheuer ihre Lagerfunktion verloren, sie wurde deshalb zu verschiedenen Teilen verkauft, und zwar an die Familie Reiff (Krone) zu 12/24, an den Schäfer Schwarz zu 9/24. den Rest von 3/24 verpachtete die Gemeinde „barnweise“.

Über das frühere Aussehen des Gebäudes berichten die Anlieger, daß die talseitige Rückwand sehr stark – etwa 60 cm – und mit schießschartenartigen Öffnungen ausgestattet gewesen sei. Große quadratische Sandsteinplatten bedeckten die Bodenfläche, teilweise heute noch vorhanden.

Am Ende des 2. Weltkriegs brannte die alte Scheuer durch Beschuß französischer Truppen restlos ab; kleine Reste sind in die Scheune der Familie Reiff einbezogen.

Quellen:

Staatsarchiv Stuttgart N 3

Wolfram von Erffa: Die Dorf-Kirche als Wehrbau. Verlag Weidlich

Viktor Ernst: Martinskirchen in Württemberg

Dekanatsarchiv Urach

Heimatbuch Bempflingen

D. Rauscher: Württembergische Geschichtsquellen

Hauptstaatsarchiv Stuttgart H 102/78 Bd.15

Hofmann: Kirchenheilige in Württemberg
Stadtarchiv Reutlingen

Zeitschrift für württ. Landesgeschichte XIII / 1954

Eine neue Zeit bricht an

Kirche in Bauernkrieg und Reformation

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts geriet die Landbevölkerung durch die harte Unterdrückung und steuerliche Belastung, ausgeübt von weltlicher Obrigkeit und Grundherrschaft, in große soziale Not; die Spannungen zwischen Ober- und Unterschicht verstärkten sich. In religiöser Hinsicht waren Zerfallserscheinungen spürbar, die Martin Luther mit seiner Idee von der Erneuerung aufzuhalten versuchte. Seine Schriften bestätigten die unzufriedenen Bauern in ihren Wünschen und Forderungen nach Erleichterungen.



*Fronarbeit. Holzschnitt aus:
„Spiegel des menschlichen
Lebens“
von Rodericus Zamorensis*

Die Bauern stehen auf

Schon 1476 hatte Hans Böheim aus Niklashausen im Taubertal zu einer Art christlichem Kommunismus aufgerufen. Das „Pfeiferhänsle von Niklashausen“ endete jedoch in Würzburg auf dem Scheiterhaufen. Im Hegau, im Breisgau und am Oberrhein rief von 1493 bis 1517 der „Bundschuh“ immer wieder zu Erhebungen auf, und 1514 stand im Remstal und im badischen Bühl der „Arme Konrad“ auf. Obwohl in erster Linie gegen die weltliche Herrschaft gerichtet, war eine antikirchliche Spitze nicht zu übersehen; dem niederen Volk mißfiel die doch enge Verfilzung von Kirche und politischer Macht. Von christlicher Bruderschaft suchte es vergebens etwas zu spüren.

*Bauern liefern Zehntgaben
ab. Holzschnitt aus: „Spiegel
des menschlichen Lebens“
von Rodericus Zamorensis*

Die Forderungen formulierte Sebastian Lotzer – später Feldschreiber der Bauern – in 12 Artikeln, deren wichtigste Punkte auf eine Verminderung der hohen Abgaben, auf Einsetzung evangelischer Pfarrer in freier Wahl, Aufhebung der Leibeigenschaft und des Todesfalls abzielte. Der Große Zehnt sollte nur für die Besoldung der Pfarrer und zur Unterstützung der Armen verwendet werden.

Offenbar hat Martin Luther die nur billigen Forderungen nicht ganz richtig eingeschätzt, sonst hätte er in seiner „Ermahnung zum Frieden auf die 12 Artikel der Bauernschaft in Schwaben“ nicht so schroff von Aufruhr gesprochen. Er sah selbst den Aufstand gegen eine ungerechte Obrigkeit als Sünde an, denn die Heilige Schrift fordere auch die Duldung des Unrechts.

Bundschuh-Bauern bedrohen einen Ritter. Holzschnitt aus dem „Trostsiegel von Hans Schüpflein“.



Die Erhebung der Bauern in unserer Gegend

Nachdem Herzog Ulrich zur Tilgung seiner hohen Schulden, entstanden durch seine prasserische Hofhaltung, eine Verbrauchersteuer auf die wichtigsten Lebensmittel eingeführt hatte, war das Maß voll. Dem Herzog war das recht, was sonst hohe Bestrafung nach sich zog: Maße und Gewichte sollten verkleinert werden. Im Remstal stand der Bauer auf. Im Ermstal scharten sich die Unzufriedenen um den Dettinger Bantelhans und Martin Metzger aus Metzgingen. Die Reichsstadt Reutlingen verweigerte sich dem Pfullinger Haufen – Matthäus Alber betrachtete die brandschatzenden Aktionen der Bauern als unevangelisch. Man kann annehmen, daß sich auch Mittelstädter Bauern zu ihnen schlugen. Gemeinsam forderten sie Ausschüsse, die ihnen eine Mitbestimmung in wichtigen Angelegenheiten verschaffen sollten. Zu einer offenen Erhebung kam es indessen nicht.

Auf einem Landtag in Tübingen sollten sie – wie vom Herzog versprochen, ihre Beschwerden vorbringen dürfen. Doch die Ehrbarkeit sperrte sich dagegen; die Bauern sollten ihre Klagen schriftlich einreichen. Zur Beschwichtigung wurde im damals noch katholischen Tübingen Luthers Ermahnung zum Frieden gedruckt. Aber ihre Anliegen

blieben unbeachtet – mehr noch: Der Ehrbarkeit wurde ihre von der Verfassung garantierte Mitsprache bestätigt, der arme Landmann ging leer aus; er sollte bei Strafe dem Tübinger Vertrag Huldigung leisten.

Im Uracher Amt regte sich Protest. Am 31. Juli 1514 weigerten sich die Gemeinden Dettingen, Hülben, Glems, Sondelfingen, Pliezhausen, Riederich und Mittelstadt. Erst sollten ihre Forderungen berücksichtigt werden. Als jedoch 80 Berittene in das Amt Urach einrückten, war der Widerstand gebrochen, und die Dörfer huldigten.

Die Niederlage

Die zynische Mißachtung der bäuerlichen Beschwerden und oft härtere Unterdrückung führte letztlich zur größten Sozialrevolution des Mittelalters. Überall rotteten sich Haufen zusammen: der Bottwartäler Haufen, der Odenwälder Haufen, der Zabergäuer Haufen und der mächtige Kraichgauer Haufen unter Jäcklein Rohrbach. 12000 Bauern besetzten 1525 die Landeshauptstadt Stuttgart. Das ganze Land – mit Ausnahme von 4 Ämtern – war in Aufruhr. Später versammelten sie sich in Kirchheim/Teck. Die Teck wurde leicht eingenommen und eingeäschert. Über Urach wollte man nach Tübingen ziehen, lagerte dann aber in Nürtingen

Herzog Ulrich von Württemberg (1487–1550). Der streitsüchtige Regent mußte von 1519 bis 1534 im Exil leben. Mit seiner Rückkehr 1534 wurde die Reformation eingeführt.

Von Gottes gnaden Ulrich Herzog zu Württemberg vnd Legf.
Graff zu Hümberg etc.



und zog über Denkendorf weiter nach Sindelfingen und später nach Böblingen. In der Schlacht am 12. Mai 1525 wurde das Heer vernichtend geschlagen. Zwischen 4000 und 6000 Bauern wurden niedergemetzelt.

Wir wissen nicht, ob sich unter den „hellen christlichen Haufen“ Bauern aus Mittelstadt befanden. Denkbar ist das insofern, als das klösterliche Regiment zwar gerecht, doch auch hart war.

Der Herzog kehrt zurück

Luthers religiöse Reform erfaßte auch die süddeutsche Bevölkerung, obwohl die katholische Seite mit dem Kaiser an der Spitze dies von Österreich aus zu unterdrücken versuchte.

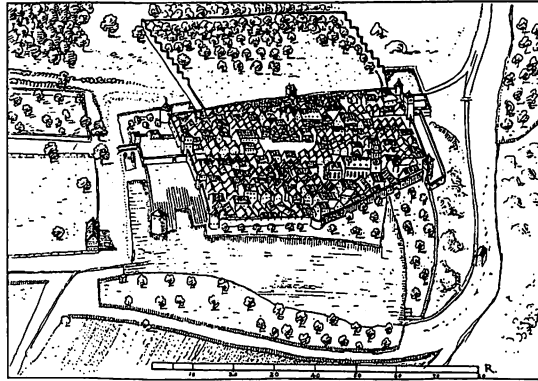
Schon vor 1525 predigte der Pfarrer von Ober- und Unterhausen dem Pfullinger Bauernhaufen evangelisch. Dietrich Speth/Spät ließ ihn später dafür hängen.

Als dann Herzog Ulrich im Mai 1534 mit Hilfe seines starken Vettters, dem Landgrafen Philipp von Hessen, in der Schlacht bei Laufingen die kaiserlichen Truppen besiegte, konnte die Reformation zügig eingeführt werden. Durch die Verstaatlichung des Kirchenbesitzes floß Geld in die Staatskasse. Zu den Organisatoren der Reform bestellte der Herzog im Südteil des Landes den Konstanzer Ambro-

sius Blarer und im Nordteil den Heilbronner Erhard Schnepf. Blarers Sprengel endete in Stuttgart „ob der Steig“, der von Schnepf begann „unter der Steig“. Beide Reformatoren sollten die Gesinnung der Pfarrer in den Ämtern überprüfen.

Im September 1534 war das Landkapitel Urach an der Reihe. Alle Geistlichen des Dekanats wurden auf das Uracher Rathaus vor den Herzog und Blarer zitiert und befragt, welchem Glauben sie fortan folgen wollten. Die Weigerung zum Übertritt führte zur Entlassung; wer der Reform anhing, sollte vom „Irrtum der Messe und anderer Sakramente und Zeremonien abstehen und nur Gottes Wort predigen“. Nur 7 altgläubige Pfarrer entschieden sich für die neue Lehre. Mit der Entlassung der Standhaften entstand ein akuter Pfarrermangel, der sich über Jahre hinzog.

Leider ist der Name des in Mittelstadt amtierenden Pfarrers noch unbekannt, man muß jedoch annehmen, daß, nachdem das Kloster das Nominationsrecht verloren hatte, vom Uracher Amt aus die geistliche Betreuung Mittelstadts angestrebt war. Auf jeden Fall muß es auch hier eine lange Zeit der Verunsicherung gegeben haben, bis alte Glaubensvorstellungen und Bräuche überwunden waren. Trunksucht, Putzsucht, Hurerei und Wucher waren trotz der vielen angesetzten Bußpredigten nur schwer auszurotten.



Für Mittelstadt war „Aurach“ (Urach) als Oberamtstadt zuständig. Auf dem Aquarell des Jakob Rammingen von 1596 ist noch deutlich der Hirschsee zu erkennen.

Das Kirchengut wird inventarisiert

Vor der Einführung der Reformation waren im Herzogtum Württemberg 458 Pfarreien und 636 Kaplanei- und Frühmeßpfründen unterschiedlicher Größe eingerichtet. Die meisten Dörfer wurden von einem Pfarrer versehen, manche von 2, Dettingen/Ermsgar von 4 Pfarrern. Die Reichsstadt Ulm beschäftigte 57 Kaplanen und 2 Frühmesser.

Der Herzog verfügte nun nach der Reformation über 447 Patronate. Mittelstadt gehörte einer Gruppe von Dörfern an, die einem Kloster zugehörig – Bempflingen bei Kloster Denkendorf – von den dortigen Klosterhofmeistern verwaltet und besoldet wurden.

Nachdem mit der Abschaffung der heiligen Messe Gewänder und liturgische Geräte nicht mehr im Gebrauch waren, ordnete der Herzog die Inventarisierung der Kirchenkleinodien an. Gold- und Silberkleinode, die nicht der Liturgie beim Abendmahl dienten, mußten nach Stuttgart in die herzogliche Münze abgeliefert werden. Auch Perlen, Edelsteine und kostbar bestickte Ornate waren abzuliefern – zunächst nach Urach und von dort nach Stuttgart. Textilien aus Samt und Seide sollten verkauft werden; brauchbare Tücher aus Wolle und Leinen waren an Arme zu verschenken.

Über diese visitorischen Maßnahmen im Uracher Amt gibt ein Dokument Aufschluß: *„Was erfunden und hernach gen Stuttgart geschickt und überantwort wurd worden.“* Danach hatte Mittelstadt 1 Kelch mit Patene (Hostienteller) und 2 Meßgewänder abzugeben. Zum Vergleich: Bempflingen 1 Kelch und Patene, 1 Meßgewand; Riederich 1 Kelch mit Patene; Pliezhausen 1 Kelch mit Patene und 2 Meßgewänder.

Nachdem die festgelegten Gegenstände abgeliefert waren, verblieben in Mittelstadt noch 1 Kelch und 11 Meßgewänder mit Zubehör. Die Gewänder wurden mit Sicherheit gemäß dem Erlaß: *„... von unsernt wegen an husarme leute, die des am nottwendigsten, ... umb Gottes willen ...“* abgegeben. Besonders hart war Neckartenzlingen von der Abgabe

betroffen: 3 silberne Kelche mit vergoldeter Patene, 3 Chormäntel, 2 Levitenröcke, 19 Alben, 10 Altartücher, 9 Altarvorhänge, 3 Kannen und 1 Rauchfaß.

Für die gesamte Konfiskation trug Hans Konrad Thumb von Neuburg, Vorfahr des Hammetweiler Barons, die Verantwortung. Dieser Erbmarschall hatte schon 1532 in den ihm gehörenden Dörfern Köngen (damals noch Familiensitz) und Stetten die Reformation eingeführt.

Das verbliebene Kirchengut wurde in der Folgezeit unterschiedlich verwaltet. Mittelstadt kam zum Amt Urach mit einem Superintendenten (Dekan) als geistlichem Verwalter; in Neuffen versah dies ein weltlicher Vogt.

Den Kirchen verblieb künftig eine kärgliche Ausstattung, und auch den Pfarrern standen nach Abzug von Teilen ihres früheren Einkommens magere Zeiten bevor. Oft blieb ihre Versorgung lange ungerregelt, so daß sie auf ein „Wartgeld“ angewiesen waren. Für die armen Pfarreien bewilligte der Herzog eine Aufbesserung (Addition). Dazu gehörten in der näheren Umgebung die Dörfer Frikkenhausen, Aich, Grötzingen und Pliezhausen; Bempflingen war mit 100fl gut ausgestattet. Die Pfarrei Mittelstadt zählte mit 55 fl zu den schlecht dotierten Stellen und bedurfte einer zusätzlichen Aufbesserung.

Die Reformation veränderte auch die Ein-

stellung gegenüber Bildwerken, Altären, Skulpturen u.a. – als früher wichtigen, bildhaften Glaubensvermittlern. Ein wahrer Bildersturm setzte ein, und viele Statuen stürzte man als katholische Werke von ihren Podesten. Die Marienverehrung verlor ihre Bedeutung, die ihr geweihten Altäre waren fortan unbrauchbar. Am Götzentag 1537 in Urach sollte Klarheit über das Schicksal der „ärgerlichen Bildwerke“ geschaffen werden. Ein bedeutendes Gremium, bestehend aus dem Haller Reformator Brenz, Hans Konrad Thumb von Neuburg, Hofkanzler Conrad, Matthäus Alber, Schnepf, Blarer und einigen Tübinger Professoren, kam im Rathaus zusammen. Brenz vertrat damals die ausgleichende Meinung, daß auch Bilder dem Wort Gottes dienlich sein könnten. Blarer setzte sich jedoch mit einer radikalen Haltung durch. Ob sich in der Mittelstädter Kirche ärgerliches Bildwerk befand, welches entfernt werden sollte, ist nicht bekannt. Zumindest muß sich aber eine Madonna – gemalt oder geschnitzt – in der Kirche befunden haben, die dann nicht mehr verehrt wurde.

Quellen:

Kl. Hermann: Der Bauernkrieg in Südwestdeutschland
W. Rösener: Bauern im Mittelalter
Brech/Elmer: Die Kirche im Bauernkrieg
Sönke Lorenz: Bempflinger Heimatbuch
Egon Fridell: Kulturgeschichte der Neuzeit
Robert Uhland: 900 Jahre Haus Württemberg

Die Zeit nach der Reformation

Neues kirchliches Leben beginnt

Die Kirchen waren in der vorreformatorischen Zeit reichlich mit Pfarrern, Kaplänen und Vikaren versehen. Die Qualität ihrer theologischen Fähigkeiten darf sehr bezweifelt werden. In aller Regel gab es keine streng festgelegte Ausbildung. Der Anwärter lernte bei einem Priester, und bei der Prüfung wurden keine hohen Anforderungen gestellt. Nur etwa ein Drittel dieser Geistlichen hatte eine reguläre Universitätsausbildung absolviert – oft nur einige Semester an der Artistenfakultät. Im Amt selber wurden die Pflichten oft sehr lasch beachtet: Bis zu 10% der Pfründeninhaber gingen einträglicheren Geschäften nach und versäumten Messe oder Predigt. Rhetorische Begabungen waren selten, und häufig glitten die Priester auf ihnen geläufige Themen ab. Eine heute kaum nachvollziehbare Unsitte bestand darin, bei der Osterpredigt Witze und Possen zu reißen. Durch sie und andere „Märlein“ (Märchen) sollte das „Ostergelächter“ erzeugt werden, zur Freude über Christi Auferstehung.

Mit diesen Unzulänglichkeiten räumte die straff organisierte Aufsicht durch den Herzog auf. Die Ausbildung der Pfarrer an Seminaren und Universitäten war geregelt worden in einer Kirchen- und Gottesdienstordnung. Alle Pfarrer sollten „ersamlich und züchtig

bekleidet sein“. Der weiße Chorrock war zwar anfangs noch geduldet, kam aber später als „langer pharisäischer Rock“ in Verruf. Außer den reinen Christusfeiertagen wurde neben den Sonntagen nur noch Pfingsten voll begangen. An Dreikönig, Gründonnerstag, Karfreitag und Aposteltagen war morgens Predigt, nachmittags wurde gearbeitet. 6 Abendmahlsfeiern waren obligatorisch vorgesehen. Der Vorbereitungsgottesdienst hierzu fand jeweils dazu am Samstag statt. Alle Teilnehmer (Communicanten) hatten sich vorher anzumelden.

Mehr und mehr fand der Gesang Eingang in den gottesdienstlichen Ablauf. Den Gemeinden legte man „fleißigen und wohltonenden Gesang“ besonders ans Herz. Die wichtigste Aufgabe kam dabei dem Schulmeister als Vorsänger zu, denn Orgeln gab es zu dieser Zeit noch nicht so viele. Hatte der Schulmeister eine wohlklingende und durchdringende Stimme, mag die musikalische Bereicherung noch angegangen sein; häufig fehlte es jedoch an Stimmgewalt. Diese Fertigkeit war in künftiger Zeit bei den Visitationen Gegenstand behördlicher Beurteilung. Oft folgte die versammelte Gemeinde nicht der angestimmten Melodie und sang ihre eigene Weise. Dazu zwei Beispiele: In Merklingen bei Leonberg kam der Pfarrer bei dem Versuch, den Kirchengesang einzuführen, schlecht an. Entgegen seines Vorschlags

wurde von der Gemeinde ein weltliches Lied angestimmt: „Er nahm sie bei der weißen Hand und führt' sie in den Wald.“ Noch in späterer Zeit – Gesangbücher waren schon eingeführt – stimmten die Mittelstädter Kirchgänger ein anderes Lied an. Dem Pfarrer blieb schließlich nur noch die resignierende Bemerkung: „... bey dieser Gemeinde scheinen alle so ernstliche, als liebreiche Vorstellungen fruchtlos.“ In der Regel wurde vor und nach der Predigt gesungen, meist Psalmen, vermehrt auch Lieddichtungen Luthers und seiner Zeitgenossen.

Für die Predigt gab es hinsichtlich der Länge eine zeitliche Vorgabe: Sie sollte nicht über eine Stunde dauern und hauptsächlich der neutestamentlichen Auslegung dienen. Hierzu wurde je zu Beginn des Gottesdienstes ein Kapitel verlesen.

So gewann unter strenger weltlicher und kirchlicher Aufsicht die von vielen Erstarungen gelähmte Kirche ihre reformierte Gestalt, wie sie in wesentlichen Grundzügen heute noch lebt.

Staatliche Kirchengleichheit und Visitation

Die weltlichen und kirchlichen Behörden mochten die Entwicklung nach der Reformation nicht auf sich beruhen lassen.. Mit

regelmäßigen „Visitationen“ (Inspektionen) durch den jeweiligen Spezialis (Dekan) verschaffte sich das Konsistorium einen Über-



Martin Luther
von Lucas Cranach

blick über die Pfarreien des Landes. Alle Beobachtungen mußten nach einer standardisierten Vorgabe protokolliert und abgelegt werden. Heute sind diese Visitationsakten – gesammelt im Hauptstaatsarchiv Stuttgart – wichtige Informationsquellen über die personellen, sachlichen und zahlenmäßigen Verhältnisse jener Zeit nach der Reformation und später. War ein bestimmter Visitationstermin festgelegt, so mußte der Spezial in Urach mit einem Fuhrwerk abgeholt werden, sofern er es nicht vorzog, mit dem Pferd zu reiten. In seinen Berichten wird eingangs die Einwohnerzahl genannt, darauf führt er die Anzahl der „Communicanten“ (zum Abendmahl zugelassene Erwachsene), die „Catechisten“ (die mit dem Katechismus beschäftigten Jugendlichen) und die „Infants“ (die Kinder) auf. Der Pfarrer wurde bei einer Predigt besucht, über seine Predigttexte befragt und in seinen rednerischen Fähigkeiten beurteilt. Er hatte zu belegen, welche Sakramente gelehrt wurden, die Abhaltung von Wochenpredigten und Katechismusstunden für die Jugend, die Anzahl der Abendmahlsfeiern, ob Krankenbesuche stattfinden und ob die Arbeit des Mesners kontrolliert wurde. Zustand und Einkünfte der Parochie waren zu schildern und nachzuweisen, ebenfalls die Einträge in den Kirchenbüchern. Die kirchliche Aufsicht über die Schule – sie endete erst 1905 – war zu kontrollieren: die

Person des Lehrers, dessen Lebensführung mit der ganzen Familie, sein Unterhalt und seine dienstlichen Fähigkeiten. Aber auch die Amtsführung von Schultheiß, Gemeinderat, Heiligenpfleger und Hebamme überprüfte der Dekan genau. Ein besonderes Augenmerk richtete er auf mögliche Widertäufer, Wahrsager und Teufelsbeschwörer, Flucher, Ehebrecher und Säufer. Dissidenten und Aufrührer mußten sofort gemeldet werden. Dem Armenwesen und Bettel schenkte der Visitor besondere Beachtung, denn bis zu einem Drittel der Dorfbewohner lebte an der untersten Grenze des Existenzminimums.

Auszüge aus den Mittelstädter Visitationsakten

Obwohl mit den Visitationen schon früh begonnen wurde – in Urach 1537 – stammen die ersten Akten unserer Kirchengemeinde aus dem Jahr 1601.

Die Zahl der Communicanten wird erstmals mit 220 aus Mittelstadt, 25 aus Reicheneck und 15 aus Hammetweil angegeben.

Der Dekan rügt, daß *„Thomas Frey, Martin Reichenecker, Hanns Sperling, Bläsin Müller, Hanns Schmid und Hanns Walz sind forthin besser Haushalter“*. Die Genannten zechen

schier täglich; sofern die Mahnung keine Besserung bringt werden sie nach Urach beschieden.

Offensichtlich war schon damals der Kirchenbesuch nicht immer lobenswert. Es heißt: „Die Richter (Gemeinderäte) stehen nicht in ihren Stühlen (siehe Kirchenstuhlordnung) und geben schlechtes exampal.“ Die Kasse der Heiligenpflege stimmte bei der Übergabe an den neuen Pfleger nicht und sollte daher in Ordnung gebracht werden.

Vom Schulmeister, der aus dem bischöflichdillingschen Bühen / Buchheim stammte, wird Lobenswertes vermerkt: „versieht sein Ampt one Clag und mit Freuden; kommt mit jetzigem Schultheiß aus, der ander hat ihn gehaßt.“

1602: Schultheiß Hanns Nibling wird gelobt als fleißiger Mann, der Predigt und Nachtmahl besucht „wie sich gebüret.“

Die Weintrinker Hanns Frey, Martin Reichenecker und Hanns Walz erhalten erneut eine ernstliche Ermahnung, nicht so viel zu trinken.

1661: Der Schulmeister und Meßner muß im Vorjahr gerügt worden sein „nit mehr gar ohnfleißig zu sein“, denn nun heißt es: „ist fleißig und informiert die Kind wol, zeigt sich in seinem Wandel ohne Klag.“

Vom zu vnd voltrinken.

Aus der Landesordnung von 1536: Vom zu und voltrinken.

Nach dem auch das zu trincken / vnd die füllerrey / ein verspung ist vil er leichtuerigheit / vnnnd laster / darauff auch gemeinlich / Gotslestung / todeschlag / vnfrid / krankheit des leibs / vnnnd andere übel erwachsen / des halb nach vermög / der heiligen geschaffte / trinckner / das reich Gottes sehen würt / vnnnd zü besorgen / das von sollich lasters wegen / der allmechtig Gott / offtermals theurung / mißgewächs vnd andere straffen über die menschen verheng.

Sollichs abzuleinen vnd zü fürkommen / gebieten Wir mit ernst / das alle Vnserer vnderthanen / sich hinfür o des schanelichen lasters / des zü vnd voltrinkens / genglich enthalten / vnnnd maßsigen. Wann welcher oder welche das gefarlicher weiß überfaren / einer dem andern wenig oder vil durch nören / bedeütern / oder einich ander anzeigung wie vnd welcher gestalt / das jmmer sein oder beschehen möchte / mit wein oder andern getranck / zü bringen / oder trincken wurd / der yeder niemands außgeschey

Über Rat und Ruggericht ist zu lesen: „Haben insgemein daß lob, das sie fleißig in die Kürch und also anderen mit gutem Exempel vorgehen.“ Über „Hammat Weiler“ (Hammetweil) wird berichtet: „Das Schlößlein gehört den Thummisch Edelleuth zu, liegt anderhalb 4tel stund von dannen, wohnt anitzo niemant imehr darauff, als ein Meyer, dem die Güter vergeben saind.“ (Nach dem Dreißigjährigen Krieg war das Hofgut öde und leer.)

- 1676: Dem Schulmeister wird bestätigt:
*„Unterrichtet nicht übel, hangt sich aber
gar zu vihl an sein bauernwerkh.“*
- 1684: Angaben über Einwohnerzahlen:
Mittelstadt (einschl. Reicheneck und
Hammetweil) = 444
Bempflingen = 522
Sondelfingen = 284
Pliezhausen = 425
Metzingen = 1624

Dem Pfarrer Elisäus Gerlach wird be-
scheinigt, daß er ein fleißiger und
sorgfältiger Mann in seinem Amt ist,
auch würde er sich sehr bei harter
Arbeit bemühen, genugsam Wissen-
schaft anzusammeln. In seinem Le-
benswandel und Tragen der Klei-
dung sei er samt den Seinen *„ohnär-
gerlich und exemplarisch.“*

- 1687: Über den Schulbesuch unter Schul-
meister Hans Döckher wird protokol-
liert, er sei im Winter mit 83 Schülern
gut, die Sommerschul mit etwa 10
Kindern dagegen schlecht.
(Die Kinder wurden für die Feldar-
beit benötigt.)
- 1688: Der Kirchenbesuch ist mittelmäßig
und der Schultheiß Jakob Raißer *„in
Officio gar zu gelind.“*
*„1 Paar frühe Beischläfer werden zur
Straf gezogen.“*

- 1692: Die Sommerschule endet mit dem
Heuet.

Über die „Filiationen“ aus Reicheneck
– in der Regel wohlgefällig beurteilt –
wird gesagt, der Besuch der Kinder-
lehr am Sonntagnachmittag sei
schlecht.

Dem Schultheiß Hanß Knecht wird
angekreidet, er sei nachlässig im Amt
und besitze keinen Respekt. Weil er
ein Trunkenbold sei, nähmen Flu-
chen und Schwören zu, *„sonderlich
das gottlose nachtlaufen.“*

*Ein braver Untertan hatte
nach den Vorstellungen welt-
licher und kirchlicher Obrig-
keit gehorsam zu sein, regel-
mäßig die Kirche zu besuchen
und dort mit Fleiß Gottes Wort
zu hören.*

Landesbibliothek
Stuttgart



- 1702: *„Die gewöhnlichen Evangelia an Sonn- und Feiertagen werden im Sommer um 8.00 Uhr, im Winter um 9.00 Uhr gehalten. Bettstunde all mittwoch, Samstag werden die Summarien verlesen.“*
- 1703: Eine examinierte Wehmutter arbeitet zur vollen Zufriedenheit; zwei geschworene Weiber stehen ihr zur Seite.
- 1706: Über Pfarrer Johann Conrad Harter ist zu lesen: *„Ist ein Mann von guten, sonderlich polemicir studiis, auch ein ordentlicher prediger, gibt niemand kein ärgernis.“*
Um die Heiligenkasse stand es schlecht. Das Kapital betrug an die 60 Gulden, und die vielen Ausstände gingen trotz ernstlicher Mahnungen schlecht ein.
Der Pastor meldet den „vielfältigen Ehebruch“ des Barons von Thumm. Dieser verlor sich mit einer Konkubine zum großen Mißfallen des Geistlichen: *„...der das Mensch noch bey sich hat, und sie seinem Jäger Andreä Werner gegeben habe, der vielleicht der Sünden Deckhel sein müsse.“*
- 1709: Spezialis Johann David Kommerell beanstandet die große Enge der Kirche, die notwendig vergrößert werden sollte. Ebenso sollte die Kirchofmauer repariert werden, doch der „Heilig“ (Kirchenkasse) hatte kein Geld.
Der Baron von Thumm war wegen seiner vielfachen Ehebrüche immer noch „suspendiert“ (vom Abendmahl ausgeschlossen). Er hat auch nichts zur Besserung unternommen und ist nie zur Kirche gegangen, „doch aber sein Gesinde“.
- 1716: *„Die Armen werden erhalten, so gut man kann.“* In den Wirtshäusern wurden Flucher und Schwörer festgestellt, die jedoch niemand verraten wollte.
Über Schulmeister Johann Schweitzer wird geschrieben: *„Er fährt in seinem Wohlverhalten fort und ist doch arm und krank dabey.“*
- 1721: Es muß noch ein Beichtstuhl vorhanden gewesen sein, denn es wird bemerkt, Alte und Junge würden in ihm examiniert.
Der sündige Baron wird erneut erwähnt: *„Baron von Thumm ist ohnlängsten krank geworden, bey seinem Alter verlassen ihn die Sünden, hat heilig Abendmahl, so er in vielen Jahren nicht genossen und keine Suspensz erlangte, hat danach verlangt und ist mit seiner Mayerin uniciert worden, wodurch der Pfarrer von vieler Sorg befreit ist.“*

- Ein statistischer Eintrag: Die Einwohnerzahl beträgt 470; registriert sind 95 Ehen, 6 Witwer, 17 Witwen, 118 Steuerpflichtige.
- 1734: Dem Reichenecker Schulmeister Johann Jakob Reichenecker wird größte Armut bescheinigt, weil er keine „ordinarie Besoldung“ erhält und nur auf die kargen Schulgelder angewiesen ist. Er ist unbeweibt, hält Schule in seines Vaters Haus.
- 1740: Ein Streitfall zwischen dem Pfarrer Harter und dem Hofmeister des Klosters Pfullingen erregt die Gemüter: Der Hofmeister hat eigenmächtig einige Äcker aus dem Parochialzehnten herausgenommen. Dadurch sieht der Pfarrer eine Schmälerung seiner Einkünfte festgeschrieben; er befürchtet, die Pfarrei würde in die unterste Klasse absinken. Dieser Streit sollte sich noch lange Zeit fortsetzen.
- 1742: Klage über die Jugendlichen: *„Mittelstadts Knechte verstümmeln die Sonntagsschule, daß nur 1/4 Stund daraus bleibt. Die Spätlinge sind zu strafen.“* Dekan und Pfarrer wenden sich gegen unstatthaften nächtlichen Umtrieb: *„Schaar- und Nachtwächter sollen angehalten werden, die in Wirtshäusern und auf denen gassen, sonderlich an sonn- und feyertagen und nächtens vorgehenden irregularitäten gehörigen Orten anzuzeigen.“*
- 1748: Die Einwohnerzahl wächst auf 680 in der Parochie – 550 entfallen auf Mittelstadt; im ganzen „36 mehr als fernd.“ Gottesdienst und kirchliches Leben werden so charakterisiert: *„Die größte Unordnung wird vermieden. Die Hirten fahren mäßig aus morgens vor der Kirche und kommen vor der Kinderlehre wieder heim. Roß- und Ochsenbuben dürfen nicht besonders ausfahren, wenn ja, nur im Wechsel.“* Vor Mischehen wird gewarnt.
- 1755: Über den Seelenzustand der Gemeindeglieder wird ebenso lapidar wie vieldeutig festgestellt: *„Den Zustand der Herzen in der Kirchengemeinde kennt der Herr am besten.“*
- 1763: Der Dekan beanstandet den unzumutbaren Zustand in der Schule. 112 Kinder seien zuviel für die Unterrichtung. Den Gemeindeoberen war's indessen weiterhin gut genug: *„... er seye ohne Klag, man solle noch eine Weile zusehen.“* (Diese unpädagogische Einstellung ist nur im Blick auf die knappen finanziellen Mittel zu verstehen.) Im übrigen wird der allgemeine

Wandel für gut befunden: *„Die Gemeinde hat gute Leute, und bey mehreren ist eine ziemliche Erkenntniß.“*

„Kein Separatist vorhanden, keine verdächtige Privatversammlung.“

„Kinder werden in der Schule zu Frömmigkeit und Tugend erzogen.“

Einige Dinge mußten trotzdem gerügt werden. Bei Lichtkärzen sollte strikt auf die Geschlechtertrennung zu achten sein.

Überhaupt schien das Zusammensein beider Geschlechter – trotz aller Tugend – äußerst suspekt. Es wird beklagt: *“... daß ledige Leute beyderley Geschlechts vor einem Haus sich zusammen rottieren, bis nach der Bethglocke beysammen bleiben und Zotten und Possen reißen, so sollte man sie nach beschener Warnung auf sich acht geben lassen und die Übertreter beim Kirchen-Convent anzeigen.“*

Auf Hammetweil wird an Feiertagen mit „Cärzen“ Unfug getrieben.

1765: *„Die Beichte wird mit sämtlichen Confitenten vor dem Beichtstuhl observiert.*

Communicanten sind in ein Register eingeschrieben, alte und junge theils bey der Anmeldung, theils vor dem Beichtstuhl aus der Heils-Ordnung befragt. Auch privatim ermahnet in den nötigsten Regeln.“

Und immer wieder gibt die Jugend Anlaß zu besorgter Ermahnung: *„Es ist herausgekommen, daß die Pursche, die in die Nachtschul gehen, schwärmten und sich in liederliche Häuser machten (Wirtshäuser?). Die Nachtschule wird daher aufgehoben und dagegen die Winter-Sonntagsschule mit den ledigen Leuten aufgerichtet.*

Dem über Hand genommen Gassenbettel ist zu steuern, der abgegangene Bettelvogt ist ohnnachlässig wieder aufzustellen.“

1783: Der Schulmeister versieht sein Amt zur Zufriedenheit: *“... ein geübter und im Alter noch sehr fleißiger Schulmann, der der Schule wohl vorsteht, gute Schulzucht hält. Die Gemeinde ist mit ihm in allen Theilen vergnügt.“*

Drei Mädchen, Regine Catherine Nagelin, Anna Maria Millerin und Anna Margaretha Knechtin werden von der pflichtgemäßen Teilnahme an der Konfirmation befreit, weil sie noch zu jung sind.

1786: Auf die Umtriebe in den Wirtshäusern wird sehr geachtet. So heißt es: *„Wirte sollen auf ihr Gewissen befragt werden, ob sie keinen Flucher anzugeben wissen, in die Schwörbüchsen ist nichts gefallen.“*

„Da der Schultes selber Wirth ist und die Recess (Verweise) über Schwören und

Fluchen nicht befolgt, folgen die geringeren Wirthe dem schlechten Beispiel.“

1790: Die ledigen Söhne hatten bis zur Vollendung des 24. Lebensjahres an der Kinderlehre teilzunehmen, die ledigen Töchter bis zum 26. Immer wieder wird über das „ohnbottmäßige“ Verhalten der Söhne Klage geführt.

Nach 1800 werden die Visitationsberichte spärlicher. An ihre Stelle treten die sogenannten Pfarrbeschreibungen, die von den Pfarrern selber angefertigt wurden. In ihnen schilderten die Vikare und Geistlichen sehr ausführlich den gesamten Zustand ihrer Gemeinden.

Die erste genaue Beschreibung Mittelstadts verfaßte der aus Nürtingen stammende Vikar Finkh im Jahr 1827.

Ein Beschuldigter wird vom
Gefängnis zum Gerichtsplatz
geführt.
Stadtarchiv Volkach



Der Dreißigjährige Krieg und die Zeit danach

Die Zeit des „leidigen“ Krieges (1618–1648)

Mit der Reformation baute sich zwischen katholischer und evangelischer Anhängerschaft ein Spannungsfeld auf, das sich zu irgend einer Zeit entladen mußte. Zwar bewirkte der Augsburger Religionsfrieden 1555 ein Abkommen des gegenseitigen Stillhaltens, konnte aber nicht verhindern, daß sich die feindlichen Reichsstände in Bündnen zu sichern suchten: die Katholiken in der Liga, die Protestanten (seit 1529 so genannt) in der Union. Der Zündfunke sprang von Böhmen aus auf das Reichsgebiet über, als sich dort die evangelischen Landstände (Vertretung von Adel, Kirche und Bürgertum) gegen die Verdrängung aus der politischen Mitbestimmung durch das katholische Herrscherhaus der Habsburger in Aufständen wehrten.

In den ersten Jahren nach 1618 blieb unser Herzogtum vor Kriegsereignissen verschont. Doch in den Jahren 1626 – 28 entstanden große Hungersnöte und erdrückende Teuerungen, verbunden mit der Pest, und ab 1627 zogen Truppen durch unsere Gegend. Da sich in jener Zeit der Krieg selber erhalten mußte, bedrückten Requirierungen und Einquartierungen die ohnehin arme Bevölkerung. Doch es sollte noch schlimmer kommen.

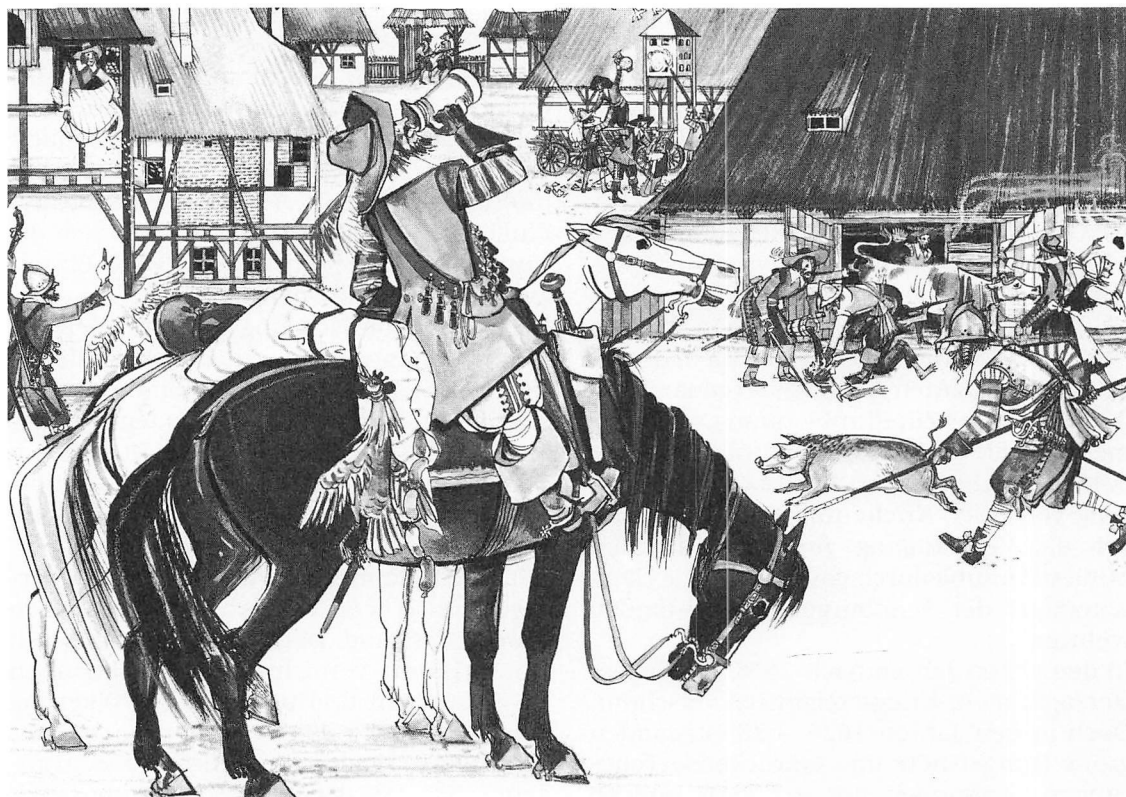
Mit der Fortdauer des Krieges verwischten sich die auslösenden Beweggründe des Konflikts, machtpolitische Fragen traten dafür mehr und mehr in den Vordergrund. 1629 verfügte Kaiser Ferdinand II. die Restitution (Rückgabe) der geistlichen Güter an ihre katholische Herrschaft. Aus der Geschichte des Pfullinger Klosters ist bekannt, daß sich die Nonnen wieder Hoffnung auf volle Einsetzung in ihre Rechte machten.

Die Schlacht bei Nördlingen 1634 endete für die Protestanten mit einer fürchterlichen Niederlage; sie löste mit dem Eindringen der zügellosen Soldateska aus beiden Heeresgruppen unsäglichstes Leid auch in unserem Gebiet aus. Dem Kaiser – er hatte das Herzogtum besetzt – entglitt die kontrollierte Steuerung des Krieges.

Mit Mord, Raub und Brandschatzung überzogen Kaiserliche und Schweden in wilden Horden das Land. Dörfer wurden durch den „roten Hahn“ vernichtet, Felder verkamen zu Wüstungen und unter der Bevölkerung brach 1634 / 35 die große Pestseuche aus, der in vielen Weilern und Dörfern alle, in anderen oft 2/3 der Menschen zum Opfer fielen.

Über die Ereignisse in Mittelstadt selber ist wenig bekannt. Doch selbst die spärlichen Angaben spiegeln die „laidige Zeit“ wider. Noch 1634 zählte der Ort mit den Filialen Reicheneck und Hammetweil 480 Einwoh-

*Im 30 jährigen Krieg. Söldner
plündern ein Dorf.*



ner, 1652 noch 170. Auf welche Art – Mord, Pest oder Hunger – diese Mittelstädter umkamen, läßt sich nicht feststellen. Bekannt ist doch, daß sich Soldaten im Pfarrhaus einquartierten und dabei die Bretter des Fußbo-

dens und der Täferung verbrannten. Sicher sind auf diesem Wege auch Kirchenbücher verschwunden.

Wie total die über viele Jahre währende Zerstörung Wunden schlug, geht am Ende des

Krieges aus einer kurzen Bemerkung über Reicheneck und Hammetweil hervor: „... *beede Ort sind öde und unbewohnt.*“ Durch die fehlende agrarische Nutzung und Pflege der landwirtschaftlichen Fläche setzte die rasche Verödung und Versteppung unserer Region ein, und die darin liegenden Siedlungen, größtenteils niedergebrannte und leerstehende Hütten, boten einen gespenstischen Anblick.

Einige Beispiele aus den Leidenszeiten: Über Bempflingen wird berichtet, daß nach Kriegsende von ursprünglich 87 Gebäuden 36 zerstört waren, darunter auch das Schulhaus; es ist „von Soldaten verbrennet worden.“ In Kleinbettlingen kam fast die gesamte Bevölkerung um; von ursprünglich 24 Mann blieben noch 6 übrig. Nach dem großen Einfall im Anschluß an die Schlacht bei Nördlingen blieb der Ort 14 Jahre lang unbewohnt.

Aus dem Uracher Amt sind aus den späteren Visitationen 1661 und Schadenserfassungen weitere Schreckensbilanzen bekannt. Über Lonsingen und Gächingen heißt es: „*Allda hat es vor dem Krieg und leidigen Einfall einen Pfarrer gehabt. Kirche in Gächingen allein übrig geblieben, ebenso Zehendscheuer und einige Häuslein. Zugleichen auch Filial Lonsingen bis auf Kirchlein abgebrannt.*“ Von Upfingen ist bekannt: „*Gott hat die Kirche erhalten, die Pfarr 1650 mit einem Pfarrer besetzt.*“ 1629 forderten

die Frauen von Pfullingen den ihnen abgenommenen Ort Genkingen zurück. Sie wiesen dort einen eigenen Pfarrer zu, der von Haus zu Haus „umgeäßt“ wurde.

1631 zog Graf Egon von Fürstenberg von Oberschwaben her, um widerspenstige Ortschaften zu rekatholisieren und sie zu züchtigen. An der Honauer Steige wurde rasch das „Schänzle“ (heute noch zu sehen) ausgehoben, beim Heranrücken des Feindes jedoch „mutlos aufgegeben“. Die Fürstenberg'schen Truppen zogen durch das Echaztal auf Reutlingen zu. Pfullingen und Sondelfingen wurden verheert; Reutlingen hatte eine hohe Kriegssteuer zu bezahlen.

1634 wurden Ober- und Unterhausen, Eningen und Honau niedergebrannt. Die Amtsstadt Urach und der Hohenurach verteidigten sich mit Erfolg, litten aber entsetzlich Hunger.

Mittelstatter Todten Buch,

Das ist
Ordenliche Verzeichnus Aller Personen, so
zu Mittelstatt Vraucher Ampts, bestorben, in Anno
1640 angefangen. Als M. Nicolai Weckerlin
Pfarrer Dabälften gewesen.

Erste Seite des
Mittelstädter Toten-
buches

Anno 1640.

In 19. Martij. Stirbt Dorothea, Jacob Smidts
Kindt Kindt.

In 23. Martij. Stirbt Martin, Martin Spiders Kindt
Kindt Kindt.

In 18. Martij. Sonn. Latara, Stirbt Anna, Ulrich Smids
Sauders Saudfrau.

In 22. Maji. Ist Georg Maglin begraben worden.

Anno 1641.

Dom. 2. post Epiphania, ist Sand Caspar Vogelin, Smidts
weibes begraben worden.

In 31. Martij. Ist Margaretha, Jacob Raiders Saudfrau
begraben worden.

In 7. April. Ist Anna, Jacob Raiders Kindt begraben worden.

In 16. Maji. Ist Maria, Ulrich Seringers maunders
Saudfrau begraben worden.

In 7. Septembris. Stirbt Michael Sand Kuoffs Smidts
Kindt Kindt.

In 19. Septembris. Stirbt Anna, Ulrich Smids Sauders
Kindt, 14. 1641.

Eodem. Stirbt Anna, Georg Winters Walters
14. 1641.

Der Zustand der Mittelstädter Kirche

Da bislang in keinem Bericht erwähnt ist, sie sei niedergebrannt worden, kann man vorsichtig annehmen, sie hätte die schlimme Zeit mehr oder weniger gut überstanden. Die amtierenden Pfarrer sind bekannt: Gottlieb Heinrici 1618–1635 und Nicolaus Weckerlin 1636–1656. Bei der Neubesetzung 1636 war ursprünglich ein Diacon Stumpp aus Münsingen für Mittelstadt vorgesehen. Auf Befehl des Konsistoriums (es arbeitete trotz vieler Hemmnisse) sollte er sich im Kloster Pfullingen melden. Er hat die hiesige Stelle aus unbekanntem Grund nicht angetreten. Wahrscheinlich hat der unfreiwillige Aspirant eine andere Stelle angetreten, vielleicht hat ihn das Konsistorium in einen Bezirk versetzt, in dem – wie oft geschehen – bis zu sechs Pfarreien ohne Pfarrer auskommen mußten.

Aus den spärlicher werdenden Niederschriften des Uracher Spezial ist zu entnehmen, daß Heinrici 1621 als 34-jähriger Pfarrer seine 305 Communicanten und 41 Catechisten mit Fleiß und Eifer in einem unsträflichen Lebenswandel versah. Auf dem Höhepunkt der Notzeit vollzog sich dann der Wechsel. Auch Nicolaus Wäckerlin (Weckerlin) war mit 36 Jahren ein junger Seelsorger. Er hatte 1641 gerade noch 72 Communicanten und

25 Catechisten zu betreuen. Selbst nach dreimaligem Anschreiben erhielt der Spezial vom Schultheiß kein „Testimonium“ (Beurteilung) über den Pfarrer. Nach dem Tod des Schulmeisters Bock hielt der Pfarrer selbst die Schule. Trotz der großen Armut wollte sich die Gemeinde wieder um einen Schulmeister bemühen.

Über die Sterblichkeit während der langen Kriegszeit läßt sich nur Ungenaues sagen, weil erst im Jahr 1640 ein neues Totenbuch angelegt wurde. Aus der geringen Zahl von Sterbefällen ist aber zu schließen, daß die Einwohnerzahl ganz drastisch zurückgegangen war und vor allem Kinder dahingerafft wurden. Außerdem ist nicht auszuschließen, Kriegseinflüsse hätten genaue Einträge zeitweilig verhindert. So sind im Anfangsjahr 1640 nur 4 Sterbefälle zwischen dem 19. März und dem 22. Mai eingetragen: „2 Kindbettkinder“ und 2 Erwachsene. 1641 sind 7 Todesfälle eingetragen: 2 Erwachsene (darunter der Schulmeister Hans Caspar Vögelein) und 5 Kinder (2 Mädchen davon je 14 Jahre alt). 1642 ist 1 Eintragung vorhanden; 1643 ist der neue Schulmeister Jacob Bock mit seinem Sohn eingetragen, 1644 nur 1 Person, 1645 sind es 4 Kinder – 2 davon aus der Familie Hering, dem Steinmetz der Säule am Sakristeieingang. Um das Jahr 1675 stiegen die Todesfälle auf 20–25 an – die Bevölkerung erholte sich wieder.

*Hofgut Hammetweil.
Nach dem Kieserschen Forst-
lagerbuch von 1683*

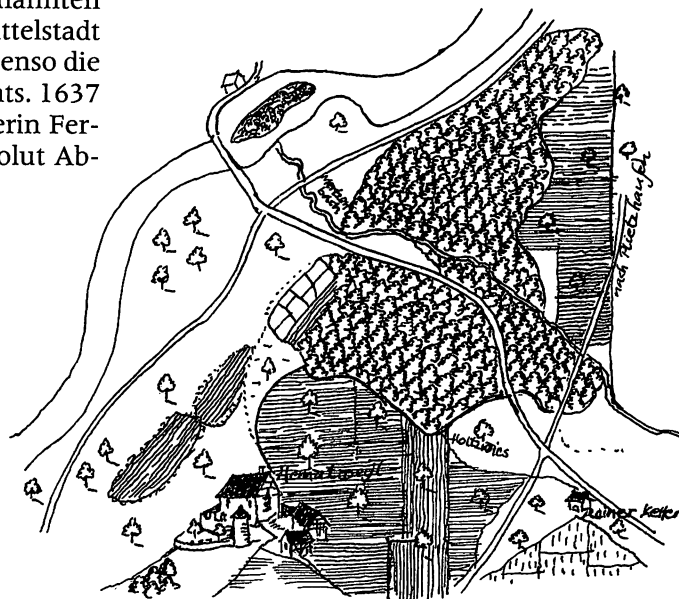
Gleiche Verhältnisse herrschten im nahen Neckartenzlingen. Dort unterrichtete der Pfarrer 1641 noch 6 Knaben und 10 Mägdelein selber.

Im Jahr 1650 wird Conradt Streib von Mössingen als Schulmeister in Mittelstadt tätig. Er hat bei Amtsantritt 30 Kreuzer als Taxe zu bezahlen.

Einige Verweise auf die politischen Entwicklungen halten verschiedene Abläufe im Amt Urach fest: Kaiser Ferdinand II. besetzte Teile des Herzogtums und erklärte sie zu österreichischem Hausgut. Diese sogenannten „Pfandschaften“ zog er 1636 ein. Mittelstadt war Teil der Pfandschaft Achalm, ebenso die meisten Ortschaften des Uracher Amts. 1637 ging die Pfandschaft an die Schwägerin Ferdinands III. über, eine Frau, die resolut Ab-

gaben eintrieb und versuchte, ihre protestantischen Untertanen wieder zu guten Katholiken zu machen. Katholische Gottesdienste sollten wieder eingeführt werden; ihre Beamten behinderten den Spezial in seiner visitorischen Arbeit.

1648 endete die ungeliebte Fremdherrschaft. Im Westfälischen Frieden wurde die Pfandschaft wieder dem Herzog von Württemberg zugesprochen.



Die Zeit danach

Ab 1652 ging man daran, die weltliche und kirchliche Verwaltung neu zu organisieren. In „Schadenslisten“ wurde die große Zerstörung erst einmal erfaßt. Sie sind beredte Zeugnisse unfaßbarer Not und unsäglichen Leides. Sollte das kirchliche Leben, auf welchem das soziale und weltliche Leben aufbaute, wieder funktionieren, so waren erst einmal die einfachsten Bedingungen zu schaffen: Die Pfarrereinkünfte waren neu zu sichern. Pfarrhäuser und Kirchen mußten wieder aufgebaut, Lagerbücher revidiert und Kirchenbücher neu angelegt werden. Die Verwaltung des Heiligenvermögens war neu zu regeln. Das war notwendig, weil oft die Bauern ihre Abgaben an die Kirche nicht leisteten oder verschwiegen. Für den Heiligenpfleger war dies eine undankbare Aufgabe.

Wichtig war für den Wiederaufbau die Regelung der Besitzverhältnisse. Die Vögte vernahmen Leute, die Besitzansprüche geltend machten. Die Ergebnisse wurden protokolliert. Herrenloses Gut ging oft an Zugezogene, die aus nicht heimgesuchten Reichsgenden einwanderten und hier eine neue Existenz gründeten.

Quellen:

Synodus-Akten, Landeskirchl. Archiv
Stuttgart

Visitationsakten, Hauptstaatsarchiv
Stuttgart

Reutlinger Geschichtsbl. 1992

Bd.31 Eberh. Fritz

Bempflinger Heimatbuch

Kirchliche Sittenzucht, Gebote und Strafen

Mit der Neuorganisation des gesamten Kirchenwesens in der Reformation und in der ersten Zeit danach erließ die herzogliche Regierung eine Sittenzucht – einen Verhaltenskatalog, der detaillierte Angaben lieferte, wie sich ein ehrbarer Christ in Gott wohlgefälliger Weise aufzuführen hatte. Pfarrer, Schultheiß und Richter waren in die Überwachung und Beachtung stark einbezogen. Unter Bestrafung standen beispielsweise: Gotteslästerung, Ehebruch, uneheliche Verhältnisse, Zutrinken, Wucher und andere Laster. Einmal sollte jede Familie am Sonntag den Gottesdienst besuchen. Bei einer Geld- oder Haftstrafe war verboten, in dieser Zeit zu spielen, zu zechen und spazierenzugehen.

Häufig wurden Vergehen mit einem großen oder kleinen Frevel belegt; der große Frevel betrug 13 Pfennig Heller, der kleine 3 Pfennig Heller. Jeder gemeldete Fluch kostete den Übeltäter 1 Pfennig Heller. Aber trotz strenger Ahndung und Anzeigepflicht lockerten sich die Sitten, um dann im Dreißigjährigen Krieg zu zerfallen.

Für die zeitgemäße Rechtsprechung gibt es auch in Mittelstadt und Umgebung drastische Beispiele. Darüber geben die Urfehden im Ermstal genaueren Aufschluß. Aus dem Jahr 1534 am 2. November ist folgender Fall bekannt: *„Anna Graf aus Mittelstadt, unter dem Verdacht der Hexerei auf Anzeige der Mittelstäd-*

ter zu Urach gefangen, jedoch aus Gnaden freigelassen, schwört Urfehde und gelobt eidlich, unverzüglich das Fürstentum Württemberg zu verlassen und ohne obrigkeitliche Erlaubnis nicht wieder zu betreten.“ Anna Graf hatte nach ihrem eigenen Bekenntnis gesagt, sie wolle niemals denen von Mittelstadt eine „Letzin“ (hier Schaden) lassen, so daß sie die Hände über dem Kopf zusammenschlagen müßten. Sie wollte auch zu der Stunde, als Herzog Ulrich nach der Wiedereroberung des Landes in Stuttgart einritt, von ihrem Fenster zu Mittelstadt aus gesehen haben, wie eine köstliche, mit goldenen Bildern gezierte Decke herab in den Baum des Zieglers, der sie vor vier Jahren geschlagen hatte, fiel; diese sei nach kurzer Zeit verschwunden. Zu dieser Zeit brannte Zieglers Haus (Offensichtlich sah Anna Graf darin die Brandursache). Sie fährt dann in ihrer Aussage fort, die Bauern, die auf der verbrannten Seite gesessen hätten (niedergebrannte Hofstellen), hätten ihr nichts Gutes getan. Sie wurde auf diese Reden hin von den Mittelstädtern unter dem Verdacht angezeigt, eine Hexe und Unholdin zu sein und das Feuer gelegt zu haben, worin 36 Häuser (etwa die Hälfte des Gesamtbestandes) verbrannten.

Da in jener Zeit noch keine Gefängnisse für Verurteilte mit langen Haftstrafen bestanden, wurde oft der Landesverweis – meist über Lech oder Rhein – ausgesprochen, eine



furchtbare Strafe, bei der die Ärmsten, abgeschnitten von allen sozialen Bindungen, meist in bitterster Not und Elend in der Fremde zugrunde gingen.

Auch der Nachbarort Bempflingen hatte „seinen“ Hexenprozeß. Im Jahr 1660 beklagte sich die Witwe Anna Eberle über mancherlei Schmerzen und versuchte gar in einem Anfall von Geistesirrung ihren Säugling mit einem Apfelschnitz zu ersticken. Nachbarn und der Pfarrer schlossen aus dieser verdächtigen Tat auf einen Umgang mit dem Leibhaftigen, dem bösen Geist. Anna Eberle gestand zwar unter den fürchterlichen Qualen der Folter, daß sie vom Teufel in Gestalt eines jungen Mannes verführt worden sei, blieb jedoch gegenüber dem Vorwurf der Hexerei trotz wiederholter Tortur standhaft. Auch sie wurde aus dem Land gejagt.

Quellen:
Hauptstaatsarchiv Stuttgart:
Visitationsakten, Malefizsachen
S. Lorenz: Heimatbuch Bempflingen
Urfehden im Ermstal

*Unschuldige Frauen waren die Opfer der Hexenverfolgung.
Hexen brauen Unwetter
Aus: Urfehden im Ermstal*

Der Kirchenkonvent als Sittengericht

Sicherung der Moral

In der langen Zeit des Dreißigjährigen Krieges wurden nicht nur Menschenleben und Sachwerte zerstört. Die fortwährende Bedrohung der Restbevölkerung durch gesetzlose Soldateska und die Hilflosigkeit der fremden wie eigenen Regierung, wirkungsvollen Schutz zu gewähren, führte zum totalen Zerfall jeglicher moralischer Maßstäbe. Das öffentliche Leben – soweit es noch funktionierte – verwilderte und verrohte zu übler Sittenlosigkeit: Das Faustrecht galt in allen Bereichen; Diebstahl, Trunksucht und Aberglaube herrschten allenthalben. Kirchen wurden nur noch selten besucht, die Kinder blieben den Schulen fern, Hurerei war üblich.

Diesem fatalen Zustand wollte vor allem die Kirchenleitung ein Ende bereiten. Deshalb drängte der Stuttgarter Hofprediger und Konsistorialrat Johann Valentin Andreä in den Jahren 1639 – 1644 auf die Einsetzung eines Kirchenkonvents in allen Gemeinden des Landes. Die Aufgabe dieser Institution bestand in der strengen Überwachung des Lebenswandels aller Bürger, vor allem im Blick auf die landesherrschaftliche und kirchliche Ordnung.

Das kirchliche Sittengericht bestand in der Regel aus dem Pfarrer als Vorsitzendem, dem Schultheiß und zwei Männern der dörflichen Ehrbarkeit, meist Gemeinderäte. Ursprünglich waren sogar geheime Aufpasser vorgesehen; sie wurden dann doch nicht angenommen. Als Zuchtmittel waren verschiedene Formen möglich: die Mahnung, Geldstrafen und „Zuchthaus“ (Gemeindearrest). Sprach der Konvent eine Strafe aus, so hatte der Schultheiß für die Vollstreckung zu sorgen.

In der „Cynosura ecclesiastica“ waren die vielfältigen Regeln des Kirchenkonvents niedergelegt. Vorschriften und Erläuterungen sollten vor allem auch Kompetenzüberschreitungen gegenüber dem bürgerlichen Dorfgericht vermeiden helfen – was aber kaum möglich war. Über alle Vorgänge hatte der Vorsitzende ein ausführliches Protokoll zu führen. Wurde eine Person des unsittlichen Lebens beschuldigt, erfolgte die Vorladung zum Kirchenkonvent – teilweise in öffentlicher Sitzung.

Die Bürger waren über die Einrichtung des Überwachungsinstruments nicht erfreut. Nur zögerlich, und häufig erst unter behördlicher Drohung, nahmen die Gemeinden die Geschäfte auf.

Das eigentliche Ziel, die absolute Sittenzucht, hat das Instrument des Kirchenkonvents nie erreicht; es prägte aber den Volks-

charakter und das dörfliche Leben sehr nachhaltig. Erreicht wurde durch die ständigen Forderungen – und Bedrohungen – eine sehr wirksame Sozialkontrolle. Mit der steten Beeinflussung bis ins Unterbewußtsein prägten sich durch die Jahrhunderte die für die älteren Württemberger noch zutreffenden Lebensauffassungen: Sparsamkeit bis zur Selbstverleugnung, Geiz, strenge Sonn- und Feiertagsheiligung, und böswillige Kritiker wollen hier auch die Wurzel einer gewissen sexuellen Verklemmung sehen, der die Unkeuschheit ungeheuerlich erschien.

Die Aufgaben des Kirchenkonvents waren sehr umfassend; sie betrafen nahezu alle Bereiche des damaligen Lebens: die allgemeinen Formen von Zucht und Disziplin, Ehestreitigkeiten, Haushaltsführung, vor- und außereheliche Beziehungen, uneheliche Geburten, disziplinarische Maßnahmen im Schulwesen, die Versorgung von Armen und Waisen, Bestellung von Pflegern, Glücks- und Würfelspiele, Diebstahl, Separatitentum, Abhaltung von „Lichtkärzen“, Bestellung von Hebammen und „Ortsvögten“ (Bettelvogt, Hühnervogt), Sonntagsheiligung, Aberglaube und die Vergabe von Kirchenstühlen (siehe Kirchenstuhlordnung).

Diese Liste ist lange nicht vollständig; sie zeigt jedoch auch so den breiten Fächer der kontrollierenden Maßnahmen. Leider las-

sen sich für Mittelstadt aus der frühen Zeit keine Beispiele aufführen, weil die Protokollbände von 1670 – 1827 abhanden gekommen sind. Noch in diesem Jahrhundert werden sie in einer Inventaraufstellung im Dekanatsarchiv Urach als vorhanden erwähnt. Doch die späteren Protokolle geben ebenso ein deutliches Bild über die sicher nicht immer einfache Aufgabe des Gremiums. Hilfreiche Ergänzungen sind Briefe der Ortspfarrer, die sich in schwerwiegenden Fällen an den Spezial in Urach wandten.

Auszüge aus Konventsprotokollen

In vielen Fällen verbirgt sich hinter den knappen Eintragungen unsägliche Not, über deren Ausmaß wir uns heute kaum Vorstellungen machen können.

1848 ist Barbara Röhm, die Witwe des verstorbenen Webers Johannes Röhm vorgeladen. Ihr Sohn Gottlieb Heinrich Röhm war am Freitag zuvor verstorben und hinterließ 5 arme Waisen – die Frau ist offensichtlich ebenfalls verstorben.

Barbara Röhm gibt an, sie wolle die Kinder gerne verhalten, allein sie habe gar zu wenig und könne so die Waisen nicht übernehmen. Sie legt dann dem Konvent ein Konzept zur Versorgung vor: Der älteste Sohn, Johann, könne bei ihrer Tochter auf deren

Kosten verhalten werden, sie bitte jedoch um Unterstützung für Kleider und Schulgeld, jährlich 12 Gulden.

Den zweiten Jungen, Christian, und die älteste Tochter, Maria Agnes, könnte der Bruder des Verstorbenen, Johann Röhm, Bäcker in Bempflingen, übernehmen. Er bitte um 40 Gulden für beide zusammen.

Das jüngste Kind, Friederike, wolle sie als Großmutter behalten, das könne sie nicht umsonst tun und bitte daher um 20 Gulden. Der Konvent bewilligte zusammen nur 45 Gulden.

1688 wird von einem Paar berichtet: „... haben zu früe beygeschlaffen.“ Der Mann wird mit 1 Monat Arrest, die Frau zu 14 Tagen zur Strafe gezogen. Derartige Sünden gab es oft, ebenso uneheliche Kinder. Die Tatbestände sind dabei etwas differenzierter zu sehen. Zunächst gab es für die vereidigte Hebamme eine Meldepflicht bei Kindergeburten. 1783 heißt es beispielsweise: *„Die Hebamme Anna Barbara, Hansiery Blenden, Schäfers Weib, 37 Jahr alt, thut ihre Anzeigen zum Pfarrhaus.“* Bei ledigen Frauen lag die Sträflichkeit ihres Wandels offenkundig; aber auch bei Jungvermählten rechneten Hebamme und Pfarrer nach, ob der Beischlaf nicht schon vor der Hochzeit stattgefunden hatte. In manchen Fällen täuschten die in Druck geratenen Frauen einen unglücklichen Sturz vor, der eine Frühgeburt ausgelöst habe. Wer konnte

das genauer nachprüfen? Eine ganz andere Situation liegt im weiteren Beispiel vor. Zum besseren Verständnis muß man wissen, daß zur Heiratsgenehmigung wenigstens ein Minimalvermögen nachzuweisen war – die Gemeinden versuchten auf diese Art eine Versorgung durch die Allgemeinheit zu vermeiden.

„Johann, Georg Hauber, ledig, lebt in ungesetzlichem Verhältnis mit Agathe Müller, ledig, nachdem sie bereits ein uneheliches Kind haben, (Hauber) hat in deren Haus auch Kost.

Johann, Georg Hauber wird verwarnt, von solchem Umgang abzulassen und nicht in deren Haus zu nächtigen; er soll am besten bei seinen Eltern hausen.“ Später wiederholen sich die Mahnungen, deren Haus weder bei Tag noch bei Nacht zu betreten.

Die Ärmsten hätten wahrscheinlich gerne geheiratet, konnten aber keine noch so kleine Existenzgrundlage aufführen.

Derartige Beispiele, in denen die Problematik starrer religiös-moralischer Vorgaben strafbare Umstände schafften, gab es in vielen Familien. Auf der anderen Seite muß man ebenso sehen, daß die Gemeinden zu arm waren, alle „Hausarme“ mitzuverhalten. Oft ist zu lesen: *„Der Heilig verhält sie, so gut er's kann.“* Für uneheliche Kinder wurde ein Pate gebraucht, der gleichzeitig eine Pflegerfunktion auszuüben hatte, eine Aufgabe, der man sich gerne entzog.

So wird 1736 vermerkt: *„Ersuchen um Patenschaft für das uneheliche Kind der Barbara Schlotterbeck schlägt Michael Pfulb aus.“* Auch brisante Vorkommnisse waren zu besprechen: 1737 bringt Georg Walcker vor, der Pfarrer habe sein Kind nicht richtig getauft, er wünsche deshalb einen anderen Pfarrer. Die allgemein herrschende Armut brachte es mit sich, daß ganze Bettlergruppen umzogen. Der „Bettelvogt“ (meist selber ein armer Bürger) hatte darüber zu wachen. Schon fünfjährige Kinder wurden zum Betteln angehalten.

Der Witwer Schlotterbeck widerspricht 1849 dem Verbot, im Ort zu betteln. Der Kirchenkonvent habe mit dem Gemeinderat beschlossen, den Bettel bei wohlhabenden Familien um Almosen, Mehl und Brot zu gestatten; er könne davon leben.

Im selben Jahr rügt der Pfarrer im Konvent die Unsitte des Schießens bei Taufen als groben Unfug.

August 1850: *„Die Sonntagsfeier wird immer häufiger durch Feldarbeiten übertreten: Korn einholen und Futterholen. In Oferdingen ist es nicht so schlimm wie hier.“*

1708 ist Felix Kuon, Bauer, „wegen Saufens“ und „unrichtiger Ehe“ vorgeladen, weil er die „Kirchen-Conventliche Correktion“ nicht beachtet hat. Es wird ihm Strafe angedroht, sofern keine Besserung eintritt.

Eine beträchtliche Sitzungszeit beanspruchte die Überwachung der sittlich gefährdeten Jugend.

1851 wird eine Strafe ausgesprochen wegen Unfugs an einem Badhaus. In frühen Zeiten war üblich, daß die Mädchen unterhalb, die männliche Jugend oberhalb der Brücke badeten. Nicht immer, und zu Nachtzeiten insbesondere, hat sich diese Regelung halten lassen, die Pfarrer haben wohl von der Höhe herab die unbotmäßigen Umtriebe bemerkt und drängten auf strengere Überwachung durch den Fleckenschütz.

Großen Kummer bereiteten die damals noch üblichen „Lichtkärze“, bei denen ledige Mädchen gemeinsam gesponnen und gestrickt haben – eine willkommene gesellige Abwechslung im tristen Alltag. Weil die Behörden sittenwidrige Gemeinsamkeiten befürchteten, waren solche Zusammenkünfte auf dem Rathaus unter Angabe der Teilnehmerzahl zu melden. „Ledige Pursche“ hatten dabei nichts zu suchen. Nicht angemeldete Kärze wurden noch bis in die neunziger Jahre mit einer Geldstrafe belegt.

1869 Opferdiebstahl: *„Der neunjährige Tobias Müller wird angezeigt, am Erscheinungsfest die Opferbüchse geöffnet und 1 Kreuzer entnommen zu haben.“*

Beschluß: 10 Rutenschläge vom Lehrer in der Schule verabreicht. Opferbüchse soll repariert werden.“

Der Ruf des Nachwächters
Kern: 1 Uhr, Eins ist Noth Herr
Jesu Christ laß dich finden wo
du bist, 2 Uhr, Zwei Weg hat
der Mensch auf sich, Herr
den schmalen füre mich,
3 Uhr, dreifach ist das Acker-
feld O Mensch wie ist dein
Herz bestellt, 4 Uhr, Wach auf
O Mensch vom Sündenschlaf,
und bessere bald dein Leben,
wach auf es ist doch hohe
Zeit, es kommt heran die
Ewigkeit, Dir deinen Lohn zu
geben vielleicht ist Heut der
letzte Tag, wer weiß ob man
noch sterben mag, Durch Je-
sum Christum Amen.

Wach auf O Mensch
1 Uhr, Eins ist Noth Herr
Jesu Christ laß dich finden wo
du bist, 2 Uhr, Zwei Weg hat
der Mensch auf sich, Herr
den schmalen füre mich,
3 Uhr, dreifach ist das Acker-
feld O Mensch wie ist dein
Herz bestellt, 4 Uhr, Wach auf
O Mensch vom Sündenschlaf,
und bessere bald dein Leben,
wach auf es ist doch hohe
Zeit, es kommt heran die
Ewigkeit, Dir deinen Lohn zu
geben vielleicht ist Heut der
letzte Tag, wer weiß ob man
noch sterben mag, Durch Je-
sum Christum Amen.

Dem Kirchenkonvent oblag auch die Beaufsichtigung des örtlichen Schulwesens. Lehrer und Schüler waren gleichermaßen mit einbezogen, und den Beteiligten mag sicher vor einem "Visitationstag" gebangt haben. Hierzu ein Beispiel vom 26. April 1848:

Visitation der Schule in Anwesenheit der Gemeinderäte Gottlieb Röhm, Georg Röhm, Pfarrer Pregizer und Vikar Pregizer.

visitiert: 1. Klasse, 80 Kinder anwesend.

1. Dictirt – Schreiben: 18 Knaben und 20 Mädchen zeichnen sich durch Correct-Schreiben aus.

2 Knaben und 8 Mädchen je 1 Fehler.

Prämien: 48 mal je 3 Kreuzer 10 mal je 2 Kreuzer.

2. Rechenaufgaben: Fragen von 1. Abteilung gut beantwortet und aufgelöst.

3. Lesen: 1. Cor. 15 und 16 mit „ganz geringen“ Ausnahmen gut gelesen.

4. Religiöse Fragen: über Auferstehung von den Toten (15. Cap.) von vielen gut beantwortet.

5. Biblische Geschichte: aus N. T., Gleichnisse Jesu sind Kindern wohl bekannt.

6. Väterländische Geschichte: etwas bekannt.

7. Kopfrechnen: mehrere gute Fertigkeiten.

8. Sprüche und Katechismus: sind gut memoriert. Mehrere Kinder haben über 100 Lieder (!) des neuen Gesangbuchs im Gedächtnis.

9. Choral-singen: Melodien werden 1 und 2 stimmig gut gesungen.

10. Schulgesetz: vorgelesen

11. Versäumnisse: geahndet

Neukonfirmierte mit Mahnung zum Besuch der Sonntag-Schule entlassen.

Das ist wahrlich ein respektables Ergebnis!

Ein leidiges Übel muß das „Schulschwänzen“ gewesen sein. Die Gründe dafür sind nicht in jedem Fall so „deutlich“ wie im folgenden Beispiel: 3. Juni 1848 „Behandelt: Schulversäumnis (10 Tage im Monat) von Johann Georg Maier, Stiefsohn von Johann Georg Gaiser, Weber. Gaiser ist seit längerer Zeit abwesend (?), Mutter läßt sich (bei der Vorladung) entschuldigen, sie habe Krämpfe, im April 24 Schwänztage. Der Junge soll durch Strafen in der Schule zurecht gebracht werden, weil Verdacht besteht, daß er ohne Wissen der Eltern schwänzt. Die Mutter hatte bei der zweiten Zitierung wieder Krämpfe.

Der Schulgehilfe soll zur Abstrafung den Schulmeister als Zeugen nehmen, damit nicht der Verdacht auf zu große Härte entsteht.“

Ein aufregendes Ereignis war die Sache mit der „Jerusalem-Sekte“: „Glaser Oßwald hat eine Abendversammlung gehalten. Zwei fremde Männer sind anwesend gewesen (Undingen – Magerköng (Mägerkingen).

Anwesend: Jakob Claß und andere. Oßwald äußert, daß die evangelische Kirche bälde fallen werde als „diese Sache“.

Es wird auf das Gesetz verwiesen, daß dazu die weltliche und geistliche Behörde die Genehmigung erteilen müsse.“ Erfreuliche Begebenheiten werden bedeutungsvoll registriert: „1869

1859 gestifteter
Abendmahlskelch



Stiftung: Die Geschwister des verstorbenen Pfarrers Memminger (1851–1869) stiften zu ehrendem Andenken an ihren Bruder: – einen Riß zum Neubau einer Kirche im Wert von 200 Gulden, – einen neuen Kelch mit Patene im Wert von 30 Gulden – bares Geld von 100 Gulden.“

Um 1890 wurden die Kirchenkonvente aufgelöst, nachdem schon um 1850 mit der Zehntablösung die Trennung von kommunaler und kirchlicher Gemeinde vollzogen war. Die kirchlichen Belange wurden vom Kirchengemeinderat und mit der Kirchenpflege wahrgenommen.

Quellen:

1. Protokoll des Kirchenkonvents von 1848–1890
2. Aufzeichnungen über Kirchenzucht, Dekanatsarchiv Urach.

Kirche und Schule

Die ersten Schulen

Über viele Jahrhunderte blieb die schulische Ausbildung auf eine verhältnismäßig dünne Oberschicht beschränkt – allenfalls in den Städten gab es Bildungsstätten, natürlich auch in den Klöstern. 1559 hat Herzog Chri-

stoph mit der Großen Kirchenordnung gleichzeitig damit verbunden eine Schulordnung erlassen. Sie stellte erstmals den aus der Reformation stammenden Versuch dar, eine Volksbildung auf breiter Grundlage zu betreiben. Wichtigste Erziehungsgrundsätze waren „Furcht Gottes, rechte Lehre und gute

*Kirche, Pfarrhaus,
alte Schule (rechts).*



Zucht.“ Die äußere Organisation war einfach zu lösen: Anfangs hielt der Schulmeister die Schule bei sich zu Hause – in Reicheneck noch lange Zeit später. Bei den anfänglich einklassigen Einrichtungen stellten sich bald enorme Leistungsunterschiede heraus, so daß eine Differenzierung in 3 Abteilungen notwendig war: *„So dann der Schulmeister die Schulkinder mit nutz leeren will, So soll er die in drey Häufflin theilen. Das eine, darinn die jhenigen gesetzt, so erst anfahen zu Buchstaben (buchstabieren). Das andere die, so anfahen, die Syllaben zusammen schlahen (Silben zusammenfügen). Das dritt wälche anfahen lesen und schreiben.“* Recht bescheiden nahm sich in der ersten Zeit das Bildungsangebot aus: Lesen (kirchliche Stoffe), Schreiben, Memorieren (Katechismus) und Singen (Kirchenlieder). Es war schon ein Glück, wenn die kaum ausgebildeten Schulmeister größere Fertigkeiten in den vier Disziplinen aufweisen konnten. Rechnen war noch nicht vorgesehen.

Schon seit 1553 war dem Kirchenrat die Aufgabe, über das gesamte Schulwesen zu walten, aufgetragen worden. Sie sollte eine lange Zeit – bis 1905 – zu seinem Zuständigkeitsbereich zählen. Zunächst gehörten dazu im Herzogtum etwa 150 Schulen; um 1600 waren es rund 400 Schulen.

Ob auch in Mittelstadt schon 1559 eine Dorfschule eingerichtet wurde, ist nicht bekannt.

Ihr erster Nachweis ergibt sich aus dem Visitationsbericht von 1590, wo ein Hans Lang als Schulmeister erwähnt wird.

In die abgehaltenen Visitationen wurde das Schulhaus in Größe und Zustand, die Person des Lehrers und seine Familie, der Lebenswandel und seine Lehrtätigkeit einbezogen. 1676 wird über Melchior Deckher vermerkt: *„unterrichtet nicht übel, hangt sich aber gar zu vihl an sein Bauernwerkh.“* Die Einkünfte eines Schulmeisters waren gering. Von den Kindern, die ja noch freiwillig die Schule besuchten, hatte er wöchentlich 1 bis 2 Kreuzer zu fordern. Im Winter war die Schülerzahl größer, im Sommer dagegen minimal – die Kinder wurden bei der Feldarbeit gebraucht. So ist verständlich, daß ein Schulmeister noch Nebenerwerbstätigkeiten zur Bestreitung seines bescheidenen Lebensunterhalts ausüben mußte. Die spöttische Bemerkung vom *„armen Dorfschulmeisterlein“* darf wörtlich genommen werden; er war wirklich ein armer Schlucker, und die bäuerliche *„Dorfaristokratie“* schätzte seine Tätigkeit meist gering ein.

Dennoch sind Fälle bekannt, bei denen dem Schulmeister das Lob ausgesprochen wurde. 1773 ist man mit Johann Bausch in Mittelstadt wohl zufrieden: *„... hat gute Gaben, den erforderlichen Fleiß und versehe seine Sache aufs allerbeste.“* Ebenso wird sein Sohn als Provisor gelobt: *„Er seye recht lobenswerth, ein gan-*

zer Mann in der Schule.“ Auch die Reichenecker waren gut mit ihrem Schulmeister versehen: „Er versehe seine Sache nach seinen Pflichten ordentlich und brav, und wenn er so fortmache, so wünschen sie für sich keinen besseren.“ Da dem Pfarrer die örtliche Schulaufsicht übertragen war, so bleibt verständlich, daß das Schulhaus ganz in der Nähe von Kirche und Pfarrhaus lag. Damit war dem Pfarrer die Aufsicht erleichtert – dem Schulmeister konnte er zuweilen ein lästiger Aufpasser sein, beispielsweise dann, wenn er für seine laue Dienst-auffassung bekannt war.

Mit der neuen Schulordnung von 1729 trat die allgemeine Schulpflicht in Kraft. Erstmals war damit ein faßbarer Schülerstand kalkulierbar. An ihm war jeweils auch zu den verschiedenen Zeiträumen der Bedarf an Schulraum festzustellen. Bei der permanent schlechten Finanzlage des Heiligen wurde jedoch meist lange gezögert, bis ein Neubau erstellt wurde. Durch die Jahrhunderte hindurch war das letzte Haus der heutigen Badbrunnenstraße (Nr.27) das Mittelstädter Schulhaus (siehe Heimatbuch Mittelstadt, S 131 ff).

Um 1865 zählte die Gemeinde etwa 1070 Einwohner, Damit war auch die Schülerzahl stark angestiegen. Die Situation war kaum noch haltbar, denn Jung Johann Müller hatte 1703 schon 101 Buben und Mägdlein zu versehen, Georg Adam Bausch waren 1736

gar 112 Kinder zugemutet. Selbst der Dekan empfand diesen Zustand als untragbar. Allmählich wurde den Schulmeistern ein Provisor (Lehrling) zur Seite gestellt, später auch ein Unterlehrer. Bei den „schwachen Kräften“ des Heiligen war der springende Punkt die von der Gemeinde zu leistende Be-soldung.

Weil das alte Schulhaus den räumlichen Erfordernissen nicht mehr entsprach, mußte 1865 gebaut werden. Die Ideallage beim Kirchenareal ließ sich nicht mehr halten, deshalb wick man in den nahen Lodenberg aus (Nr.23). Einige wenige Alt-Mittelstädter erinnern sich noch an ihre frühe Schulzeit in jenem Gebäude. Dieses Schulhaus fiel am 6. August 1926 einer Brandstiftung zum Opfer; Maria Kaufmann – die Frau des Lehrers – hatte es angezündet. Sie wurde dafür zu 1 Jahr Zuchthaus (später in Gefängnis umgewandelt) und 5000 M Geldstrafe verurteilt. Der Gesamtschaden betrug rund 20.000 M. 1907 war schon auf den Kapfäckern am Nordrand des Ortes ein neues Schulgebäude erstellt worden; die Erweiterung 1926 war durch den Brand unumgänglich.

Über das erste Schulhaus finden sich in den Visitationsberichten spärliche Hinweise. Sie zeigen jedoch deutlich, wie schwer man sich mit dringenden Renovierungen tat.

1721 heißt es dort: „Schulhaus: immerzu bau-fällig, und die Stuben für die zahlreiche Jugend

zu klein. Heilig solls reparieren und erweitern, ist aber zu arm.“ 1724: „Schulhaus gar schlecht, sollte vom Boden abgebrochen und neu gebaut werden. Mittel sind nirgends da.“ Dieser Jammer setzt 1731 fort. 1732 wird „etwas repariert.“ 1736 werden 415 Gulden 34 Schillinge als bereitgestelltes Baukapital genannt. In dem Visitationsteil „Status Scholasticus“ (Schulwesen) von 1738 wird vermerkt, das Schulhaus sei „anitzo repariert und erweitert.“ 30 Jahre später wird es immer noch als neues Haus bezeichnet.

Sonntagsschule und Nachtschule

Mit der kirchlichen Schulaufsicht war die Organisation und Kontrolle der Sonntags- und Nachtschule verbunden. Schon in der Großen Kirchenordnung (1559) wird die Sonntagsschule eingeführt, eigentlich als Ersatz für die während der Sommerzeit ausfallende Unterrichtszeit. Um 1730 wird sie als „Sonntagsschul mit denen erwachsenen ledigen Leuten“ bezeichnet, eine frühe Form der Fortbildung für schulentlassene Jugendliche. Die Lehrer hatten für festgelegte Bezahlung in Geld und Naturalien den Unterricht zu erteilen – oft in Anwesenheit des Pfarrers oder eines Vikars.

Die vorerst mit einer halben Stunde festgesetzte Unterweisung beschränkte sich auf

die Wiederholung einfacher Unterrichtsstoffe, vor allem jedoch der katechetischen Kenntnisse.

Ab 1800 wurde dafür 1 Stunde befohlen, und das zu der recht unpopulären Zeit zwischen 12 und 1 Uhr am Sonntag. Die Folge war eine hohe Schwänzrate; die Kirchenkonvente hatten viele Versäumnisse (je mit 2 Kreuzern) und „ohnbottmäßiges Verhalten“ zu bestrafen. Auch über das unkorrekte Eintreffen wurde Klage geführt (siehe Kirchenkonvent).

Innerhalb des Unterrichts konnte wohl nicht zu jeder Zeit ernsthafte Konzentration vorhanden gewesen sein, denn 1860 wurde Gottlieb Luz, Adams Sohn, mit 15 Kreuzern bestraft, weil er auf den Mitschüler Lamparter mit Kirschen geworfen hatte. Das Zurückwerfen kostete diesen ebenso 15 Kreuzer.

Mit der Nachtschule hatte man im Blick auf die nicht ganz tugendsamen Umtriebe – hauptsächlich der „Purschen“ – schlechte Erfahrungen gemacht. Sie wurde 1765 abgeschafft und daher auf den Sonntag verlegt. Die ledigen Töchter unterrichtete der Schulmeister, der Provisor die Söhne. In Reichenneck fand um 1827 die Sonntagsschule nur alle 14 Tage statt, weil die Zahl der Pflichtigen zu gering war. Die Bezahlung der Lehrer wird mit je 10 Gulden jährlich angegeben.

Aus dem Jahr 1862 ist der Stundenplan für

die Abendschule (wieder !) bekannt. Pfarrer und Lehrer teilten sich in der Lehrtätigkeit:

Pfarrer Memminger:	2 Stunden
Schulmeister Langbein:	4 Stunden
Unterrichtstage:	Montag und Freitag
Stoff: (Lehrer)	1 Stunde Sprüche und Lieder repetieren
	1 Stunde Lesen – Volkschullesebuch
	1 1/2 Stunden Rechnen
(Pfarrer)	1/2 Stunde Aufsatz
	1/2 Stunde Psalmen
	1 Stunde Baum- zucht (!)
	1/2 Stunde biblische oder Weltge- schichte.

Eine weitere Aufgabe fiel den Schulmeistern mit der Aufsicht über die Jugend während der Gottesdienste zu. Sie hatten darüber zu wachen, daß die männlichen und weiblichen Jugendlichen in ihrem Kirchenstuhl Platz nahmen, vor allem aber hatten sie für die dem Ort angemessene Disziplin zu sorgen.

Nachdem 1857 ein dritter Lehrer eingestellt war, stellte man eine neue Aufsichtsordnung auf. Darin heißt es:

„1. Aufsicht in der Kirche hat am Sonntagmorgen im Gottesdienst der 3. Unterlehrer, da von Abhaltung der Sonntagsschule freigestellt.

2. Sonntagsschule ist vom Schulmeister und 1. Unterlehrer zu besorgen.

3. Nachmittagsgottesdienste haben die Unterlehrer im Orgelspiel zu besorgen; wer nicht spielt, hat hinter dem Altare Aufsicht zu führen, zugleich An- und Abwesenheit zu kontrollieren, der Schulmeister die Mädchen, der Unterlehrer die Knaben.“

Unfug wurde trotzdem getrieben, denn auch das strengste Schulmeisterauge hatte nicht immer gleichzeitig jede Ecke im Blickfeld. 1858 rügt der Kirchenkonvent, die Burschen trieben auf der Emporkirche „bei den Glocken“ Unfug (An der Rückwand liefen die Glockenseile durch.). „Sie sollen in den hinteren Stühlen sitzen und nicht bei den Glocken.“ 1866 hatte sich der Schustergeselle Georg Weimar aus Gniebel erlaubt, im Gottesdienst den Verdacht des Rauchens zu erwecken und dadurch großes Ärgernis erregt; er hatte zur Strafe einen ganzen Gulden zu bezahlen. In den allermeisten Dörfern war der Schulmeister für das Begräbnis der zahlreichen „Kinderleichen“ zuständig; er hatte die „Abdankung“ zu halten. Das ist wohl nicht im-

mer zur allgemeinen Zufriedenheit ausgefallen. 1869 wird beschlossen, die Abdankungen durch den Schulmeister abzuschaffen; die Kirche allein sollte alle gottesdienstliche Handlungen vornehmen. Zur Begründung hieß es, so manche „Taktlosigkeit im Loben oder Tadeln“ sei vorgekommen, welche von einem Geistlichen doch nicht so zu befürchten seien. Weil viele Bürger an dem alten Brauch hingen, sollte sich die Abschaffung allmählich vollziehen, und das Trauerhaus konnte zwischen Pfarrer und Schulmeister wählen. Für den Schulmeister bedeutete der Beschluß eine sicher nicht gerne hingegenommene Einbuße bei seinen Einkünften.

Ob auch bei uns das „Hinaussingen“ eines Verstorbenen durch den Lehrer besorgt wurde, ist nicht bekannt. Von einigen Dörfern ist dieser Brauch aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts überliefert.

Zusammenfassend ist festzustellen, daß die Schulmeister als nützliche Diener, unter kirchlicher Aufsicht, das von dem Landesherrn vorgegebene Ziel zur allgemeinen Hebung der Volksbildung bewältigen halfen. Es muß aber auch gesehen werden, daß ihre schwache wirtschaftliche Situation sie zur Ausübung der verschiedensten Nebentätigkeiten zwang. Erst um 1900 entband sie ein Ministerialerlaß von der gottesdienstlichen Aufsichtspflicht an Sonn- und Feiertagen.

Quellen:

1. E. Wörz Schulgeschichte D.
2. W. Brantz Mittelstädter Heimatbuch
3. Visitationsberichte
4. Pfarrberichte ab 1827
5. Protokolle des Konvents und Kirchengemeinderats
6. E. Fritz: Beitrag in den Reutlinger Geschichtsblättern 1993

Der Mesner, ein wichtiger Kirchendiener

Die Schreibweise dieses Wortes – besonders in alten Schriftstücken: Messner oder Meßner – läßt auf eine Beziehung zur heiligen Messe schließen. Es ist anzunehmen, der Begriff sei in der nachreformatorischen Zeit übernommen worden. Tatsächlich geht er aber über das althochdeutsche Wort „mesinari“ auf das mittellateinische Wort „mansionarius“ zurück und bedeutet so viel wie „Türhüter“ und im allgemeineren Sinn „Haushüter“. Zu der ursprünglichen Wächterfunktion kamen dann weitere Aufgaben der Bereitstellung gottesdienstlicher Geräte, die Pflege der Räumlichkeiten, das Läuten, die Uhr zu richten, Botengänge für den Pfarrer auszuführen u. a. hinzu.

In aller Regel war das wichtige Amt dem Schulmeister übertragen. Schon 1559 werden in den Kompetenzberichten (zur Besoldung) die Orte aufgeführt, in denen die Schulmeister eine Doppelfunktion ausübten. Dazu gehörte auch Mittelstadt. Im Pfarrbericht von 1827 wird ganz selbstverständlich erwähnt, die Ämter der Mesnerei, die Orgel „zu schlagen“ und das Vorsingen gehörten von jeher zum Schulmeister. Zuweilen war ihm noch ein Mesnergehilfe oder Untermesner zur Seite gestellt; der hatte die Orgel zu treten und das Läuten zu verschiedenen Zeiten zu besorgen.

Aus dem Jahr 1866 sind die Läutezeiten genau bekannt. Der Pfarrer Memminger fragte

in einer Sitzung an: *„... wie nach dem Urteil der Konventsmitglieder Meßnergehilfe und der Schulmeister das Kirchen-Geläute besorgt haben.“* Man wollte es dann bei der bestehenden Regelung belassen:

früh um 6 Uhr,
um 8 Uhr und 10 Uhr zur Schule,
um 11 Uhr
um 1 Uhr und 2 Uhr zur Schule,
um 3 Uhr und 6 Uhr zur Betzeit.

Am Samstag und am Tag vor Festtagen war die große Glocke zu läuten, zur Vesperzeit am Nachmittag während des Sommers erst um 4 Uhr. Gerügt wurde, daß dies teilweise unterblieben sei.

Ganz besonderes Gewicht wurde auf die Pflege und Verwahrung der Abendmahlsgefäße, der „*vasa sacra*“ gelegt. In den Visitationsberichten ist ihr Zustand und die Vollständigkeit meistens erwähnt: *„Die vasa sacra sind ordentlich vorhanden.“*

Dem Pfarrer war an einer reibungslosen Zusammenarbeit mit dem Mesner viel gelegen. Nur so konnten sich die kirchlichen Abläufe in einer gedeihlichen Atmosphäre vollziehen. Unstimmigkeiten wurden registriert. 1893 schreibt Pfarrer Schreiber über den Lehrer Johann Widmann: *„... als Mesner bisweilen eigensinnig, als Organist und Cantor ziemlich gut, ausgeprägtes Standesbewußtsein.“* Der Mesnergehilfe kam da schon etwas schlechter weg: *„... versieht Dienst zur Zufrie-*

denheit, bisweilen Neigung zur Trunksucht.“ Der Schulmeister Pfeleiderer – von ihm ist auch als Organist noch zu reden – versah offenbar im Jahr 1869 sein Amt „so schlecht als möglich.“

Bei der Auswahl der Aspiranten auf das Amt des Mesners oder dessen Gehilfen wurde auf deren Integrität geachtet. 1865 empfiehlt der Schulmeister Langbein einen Johannes Wurst als Gehilfen. Dieser wird mit einer Bezahlung von 33 Gulden aus der Stiftung angenommen.

Das Mesneramt erforderte eine beständige Anwesenheit – Uhr und Geläut mußten von Hand aufgezogen und geläutet werden. So ist nicht verwunderlich, daß schon 1873 wieder ein anderer Mesnereihilfe tätig war. Er bat um ein höheres Entgelt und führte zum Vergleich seinen Bempflinger Kollegen an, jener erhalte 88 Gulden, 6 Gulden für Orgeltreten, bei Taufen und Leichen käme er auf 6 Kreuzer und bei Hochzeiten gar auf 12. Sein eigenes Einkommen lag bei 44 Gulden. Der lakonische Beschluß des Pfarrgemeinderats lautete: *„Nicht darauf eingehen.“* Ein Teil des Mesnergratials war lange Zeit die Grasnutzung der grabfreien Flächen auf dem Kirchhof. Der Schulmeister konnte es zur Fütterung seiner Kuh oder seiner Ziegen verwenden. Das konnte nicht viel sein, sonst hätte der Schulmeister Laubengeiger 1877 nicht um die Ablösung seiner Grasnut-

zung gebeten. Er wollte dafür einen festgesetzten Geldbetrag kassieren.

1900 schon hatte der Kirchgemeinderat die Trennung zwischen Schulmeisteramt und Mesneramt beschlossen, was im Jahr 1905 endgültig Gesetz wurde. Der niedere Mesnerdienst konnte nun von jeder anderen Person versehen werden; dem Schulmeister blieb weiterhin die Verpflichtung zum Organisten- und Kantorendienst. Auch die Kirchengemeindeaufsicht während des Gottesdienstes durch den Schulmeister entfiel ab August 1900.

Zu der Besoldung des Mesners gehörten eine Reihe von Kleingebühren. Für seine Ansprache bei Kindsleichen hatte der Lehrer bis 1900 je 70 Pfennig zu erwarten – auch bei den sogenannten „stillen Kindsleichen“ (Totgeburten). Letztere Gebühr wurde nach einer Revision gestrichen.

Mit der steigenden Geldentwertung durch die Inflation stieg auch die Besoldung für den Mesner in astronomische Höhen. Im August 1923 beschloß der Kirchgemeinderat ein Gehalt von 30.000 M für die Zeit von April bis September. Interessant ist in diesem Zusammenhang ein Beschluß, bei Preisangaben nicht mehr die Werte der Papiermark anzugeben, sondern alle Gebühren nach dem jeweils geltenden Milchwert festzusetzen. Für eine Taufe in der Kirche war der Preis von 1 l Milch, für eine Haustau-

*Verabschiedung des Mesners
Martin Bader, 1965, links die
Organistin Lydia Wandel aus
Reicheneck.*

*Jetzige Mesnerin:
Irmgard Decker*



fe ohne Not von 20 l, für eine Hochzeit von 40 l, für die Beerdigung eines Erwachsenen von 10 l und der eines Kindes von 1 l Milch zu entrichten. Der Mesner hatte jeweils 1/10 der Gebühren anzusprechen.

Ab 1919 versahen jeweils 2 Schüler der Oberklasse das Amt des Orgeltreters für jährlich 20 – 25 M, für eine Trauung war die Belohnung 50 Pfennig.

Als 1925 das Schulhaus im Lodenberg abgebrannt war, stellte die Kirchengemeinde vorübergehend den Saal im Pfarrhaus zur Verfügung, damit der Unterricht nicht gar im Saal einer Wirtschaft stattfinden sollte. Für die Mehrarbeit durch Heizung und Reinigung erhielt Mesner Müller monatlich 5 M. Nachdem elektrische Antriebe für Uhr, Orgel und Geläut installiert waren, erleichterte

sich die Mesnerarbeit wesentlich. Trotzdem erfordert das Amt viel treuen Einsatz von ihren Inhabern. Ältere Bürger werden sich noch an den alten Mesner Martin Müller erinnern und später an Martin Bader, der gerne seinen Platz im meist verwaisten „Baronsgestühl“ neben der Sakristei einnahm. Seit 1965 versieht Irmgard Decker das Mesneramt mit viel Liebe.

Quellen:

1. Protokolle des Kirchenkonvents
von 1848–1885
2. Protokolle des Kirchengemeinderats
von 1889–1907
1907–1913
1913–1930

Die Mesner

1910–1920 Georg Müller
1920–1940 Martin Müller
1940–1965 Martin Bader
seit 1965 Irmgard Decker

Kirchliches und dörfliches Leben zwischen 1700 und 1900

Eine Anleitung für Pfarrer

Das Alltagsleben früherer Zeiten war stets überlagert und ausgerichtet von kirchlichen Ordnungsstrukturen. Sie schafften die Vorgaben, nach denen die Kirchenkonvente Sitte und Moral zu wahren hatten. Für die Pfarrer erschien 1778 ein ABC-Büchlein, das hilfreiche Dienste leisten sollte.

Wollte jemand das Abendmahl besuchen, so war verboten, davor des Morgens schon „Tabac zu trinken“. Gar mit „Degen und Sporn“ dabei zu erscheinen, galt als unschicklich. Eheleute sollten nicht ohne einander gehen. Bei der Morgen- Mittag- und Abendglocke sollten die Eltern zu Haus mit ihren Kindern und dem Gesinde das Gebet verrichten, auch auf dem Feld – die Männer mit entblößtem Haupt. Noch bis in die Dreißigerjahre dieses Jahrhunderts war es vielerorts üblich, daß Kinder mit der abendlichen Betzeitglocke jäh ihre Spiele im Freien abbrachen und nach Hause eilten, um das Abendgebet zu sprechen.

Ein besonderes Augenmerk war auf alles, was mit Aberglauben zusammenhing, gerichtet. Von Oberamts wegen waren Schatzgräber, Segensprecher, Siebdreher und Teufelsbeschwörer (offensichtlich sehr verbreitet) anzuzeigen und auf andere zauberische Anstalten aufmerksam zu achten.

Manches wurde so auch wieder ins rechte Lot gerückt. Eine Unsitte war, die Verstorbenen bei der „Abdankung“ in überschwenglicher Weise zu loben. Pfarrer und Lehrer sollten dies unterlassen.

Um die Almosen überall zu sammeln, mußte in den Wirtshäusern eine verschlossene Büchse aufgehängt werden; sie war jeweils am Samstag zu leeren. In diese Kasse wanderte (sollte!) auch das Strafgeld der Flucher und Schwörer.

Am Sonntag gar in katholische Orte „auszulaufen“ mußte abgestellt werden.

Wollten Bauern den Stand ihrer Früchte begutachten, dann nur außerhalb des Gottesdienstes. Überhaupt galt jegliche Arbeit am Sonntag als eine entheiligende Handlung. Die Reglementierung der gottesdienstlichen Abläufe wird deutlich an einigen Beispielen. Vom Pfarrer wurde eine frei gehaltene Predigt erwartet, bei der grobe Ausdrücke und Schimpfworte zu vermeiden waren.

An jedem Sonntag hatte der Geistliche nach der Predigt die „Zehen Gebott, das apostolische Symbolum (Glaubensbekenntnis)“ und das Vaterunser auf eine „gleichförmige“ Art deutlich vorzulesen, „daß Alte und Junge es bey sich selbst nachsprechen können und einerley Wort sich angewöhnen.“

Zur Vorbereitung seiner Predigt war dem Pfarrer der Rückgriff auf Jakob Böhmes pantheistische Schriften nicht erlaubt; er

sollte keine ungewöhnlichen Bücher auslegen, dafür nützliche lesen.

Das Königreich Württemberg (seit 1805) erließ 1827 verbindliche Instruktionen für die Geistlichkeit. Darin wurde ihr untersagt, sich während der Predigt mit zeitgeschichtlichen und regierungspolitischen Angelegenheiten zu befassen. Auch für private Lebensführung ergingen Hinweise. Pfarrer sollten ihre freie Zeit – sie waren nebenbei Landwirte – sorgfältig und zweckmäßig nützen, sich keinen unangemessenen oder gar unanständigen Beschäftigungen widmen, dagegen sich vor allem durch Wissenschaft bilden, ihren Geist mit Kenntnissen bereichern. Sofern sie ein „Nebenfach“ (Mathematik, Geschichte, Landbau usw.) betrieben, sei die theologische Wissenschaft nicht hinten zu setzen.

In meist dreijährigem Abstand hatte jeder Pfarrer einen *„...mit Fleiß ausgearbeiteten Aufsatz an den Dekan abzuliefern.“* Bei den jährlich an den verschiedenen Orten des Amts abgehaltenen „Disputationen“ wurde drüber diskutiert. In den ersten Jahren waren die wohl nicht sehr beliebten Fleißarbeiten in lateinischer Sprache verfaßt.

Auch zur Gevatter-Wahl (Auswahl der Paten) gab es Richtlinien. Die Anzahl mußte auf drei Personen begrenzt bleiben. Bei einer Überschreitung war ein kleiner Frevel = 3 Gulden 15 Kreuzer als Strafe fällig.

Sehr argwöhnisch achtete man damals noch

auf andere Religionszugehörigkeiten. Jeglicher Umtrieb kam zur Anzeige. *„Wo Leute von unserer Religion an catholischen Orten sich aufhalten, so solle man ihnen die gefährlichen Irrthümer des Pabstthums anzeigen.“* Von ökumenischer Gemeinsamkeit war man seiner Zeit noch weit entfernt.

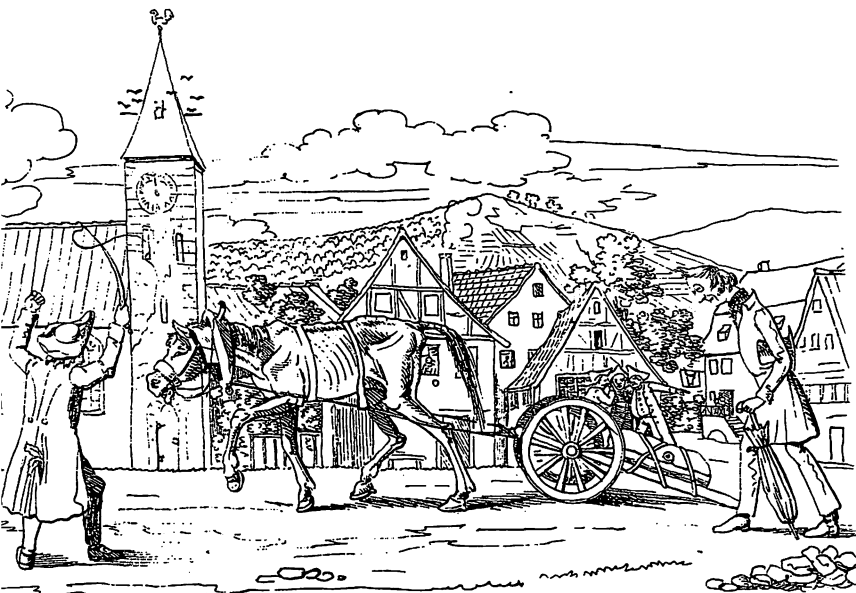
Probleme des Alltags

Ähnlich wie nach dem Dreißigjährigen Krieg legte die oberste Kirchenleitung den Pfarrern die Einsetzung eines Kontrollsystems ans Herz, welches alles Verdächtige frühzeitig aufdecken sollte: *„Es sollen Censores (Aufseher) und Deferenten (vereidigte Personen) bestellt werden, welche auf alles unrechte, absonderlich aufs Fluchen, Gotteslästern und Bettel achten sollen und anzeigen.“* (Sie erhalten einen Teil der Strafe oder ein Wartgeld.)

Dazu sind geeignet: Schulmeister, Messner, Markt-Pferch- und Brotbeschauer, Kuchenbäcker, Bader, Barbier und Fleckenknecht.“ Leute dieser Art waren zwar gefürchtet, aber nicht geachtet.

Trotz aller gestrengen Aufsicht konnten verbotene Handlungen nicht immer unterdrückt werden. 1744 fragt Pfarrer Harter beim Oberamt um Verhaltensdirektiven nach. Alljährlich – besonders im Frühjahr befuhren die Holzflößer aus dem östlichen

Bild und Verse stammen aus einem kleinen Heftchen, das 1835 in Tübingen herausgegeben wurde. Die satirischen „Scenen aus dem Leben eines Vikars“ geben vor, „schon längst verschwundene Zustände“ zu beschreiben. Sie vermitteln aber doch ein anschauliches Bild vom inneren und äußeren Existenzkampf eines jungen Theologen am Anfang des 19. Jahrhunderts.



Schwarzwald den Neckar mit ihren „vielgleichigen“ Floßen. Für manche Bürger war dies eine günstige und willkommene Gelegenheit zum Einkauf von Bauholz.

Die Flößer hatten meist vor der Floßgasse angelegt und nächtigen in einer der vielen Wirtschaften (bis zu zwölf). Kirchengang oder Holz – die Frage war meist rasch entschieden. Dem Pfarrer mißfiel das säumige Verhalten, und er bat um „Anweisung, wann und wie man die Unordnung steuern kann.“

Vicariats Leben

... Nun zieht mit Sack und Pack er ein,
 Leicht ist's zu transportiren,
 Den einz'gen Koffer eng und klein
 Ein magres Pferd kann führen.
 Apostolorum pedibus
 Kommt er daneben her zu Fuss
 Durch's Dorf mit sanften Tritten
 Demüthig angeschritten.

Es will der Pastor sein System
 Dem Herrn Vicar aufdrängen,
 Er demonstriert, doch will es ihm
 Nicht immerdar gelingen.
 Dann gibt er ihn als Ketzer an,
 Und meldet es dem Herrn Decan:
 „Vicar hegt schlimme Zweifel,
 Und glaubt an keinen Teufel.“

Sagt er nun eine Predigt her,
 Gar künstlich ausstudiret,
 Und schreit er dann nicht allzusehr,
 Wird schlimm er recensiret.
 „Vicar weicht von der Bibel ab“,
 So brechen öfters gleich den Stab
 Des Dorfes grösste Geister,
 Der Schultheiss und Schulmeister.

Die Entscheidungsbefugnis und -freiheit ist für die Geistlichen oft sehr begrenzt gewesen. Es mutet heute merkwürdig an, wenn man liest, daß Pfarrer Memminger noch 1867 beim Dekan nachfragt, ob eine Braut, die ein uneheliches Kind geboren hat, bei der Hochzeit einen Kopfschmuck tragen dürfe – in diesem Falle hellblaue Bänder und Glasperlen. Herkömmlich sei bei einer „reinen“ Braut kein besonderer Kopfschmuck vorgesehen, allenfalls ein Blumenkranz und *„je und je auch ein Myrthenkranz.“*

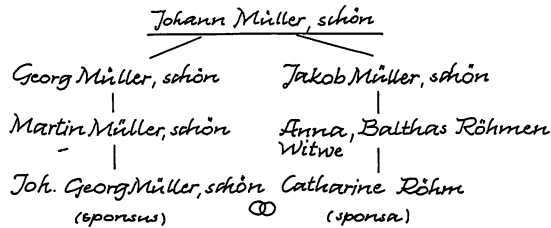
Ungeheuerliches wird in einem anderen Fall berichtet: Josef K., des Hans K. nachgelassener Sohn, tauchte mit Weib und gar einem Kind im Flecken auf. Er kann jedoch seine Heirat nach christlicher Ordnung nicht nachweisen. Nach seinen Auslassungen war er von der französischen Armee gefangen genommen worden. Dabei sei der Copulationsschein verloren gegangen.

Der Pfarrer empfiehlt: *„ . . . , daß man dergleichen ohnordentlichen Leuthen nicht an die Hand gehen sollte.“*

Die hohe Sterblichkeit hatte im Gefolge zu häufiger Wiederheirat geführt. Kinderreichtum und oft auch der Kampf ums Überleben zwang verwitwete Männer und Frauen zur Umschau nach einem geeigneten Partner. Daß dies schon am noch offenen Grab geschah, wird auf Einzelbeispiele beschränkt bleiben. Vor dem geistlichen Segen mußte

der Spezial in Urach die „Dispens“ erteilen, eine Befreiung von der früheren Ehebindung, aber erst, nachdem Ortsgeistlicher und Schultheiß ein entsprechendes „Attestat“ ausgestellt hatten. Wichtige Hinderungsgründe waren hohe Verschuldung, kriminelle Belastung, häufig auch zu enge verwandtschaftliche Beziehung. Vettern und Basen sollten in der Regel nicht heiraten. In jedem Falle mußte dem Antrag auf Heiraterlaubnis ein „Genealogium“ (Stammbaum-Auszug) beigelegt sein. Hierzu ein Beispiel: Im Jahr 1750 wollte Johann Georg Müllerschön eine Catharine Röhmin heiraten. Der Verdacht auf zu enge Blutsverwandtschaft – beide gingen im dritten Glied auf einen Johann Müllerschön zurück – mußte widerlegt werden. Dazu fertigte der Pfarrer Harter eine einfache Aufstellung an:

Schema Genealogium



Daß diese Verwandtschaft sich also verhält
zwischen Johann Georg Müller, schön und
Catharine Röhmin, solches attestieren
eigenhandig 14. Juli 1750

M. Gottlieb Heinrich
Harter

Pfarrer

und

Elisäus Müller

Schultheiß

Waren besonders schwierige Probleme zu lösen, so reisten Vogt und Dekan gemeinsam an. In einer Streitsache zwischen der Gemeinde Mittelstadt und der Herrschaft Hammetweil war das notwendig. Der Vogt Georgi (später Oberamtmann – wichtigster weltlicher Regionalverwalter) und Dekan Bilhuber reisten per Postfuhrwerk von Urach

herbei. Das Ergebnis ihrer Verhandlungen liegt nicht vor, wohl aber die Rechnung über ihre Verköstigung:

„Dabei werden für Rayse und Verrichtung (2mal) folgende Forderungen gestellt:

Dekan – Zöhrung auf 2 Imbiß

a 45 Kr. = 1 Sch. 30 Kr.

Eßlohn a 24 Kr. = 48 Kr.

Postillion Taggelt a 15 Kr. = 30 Kr.

Zöhrung auf 2 Mahlzeiten a 20 Kr. = 40 Kr.

Trankgelt über Mittag

a 15 Kr. = 30 Kr.

Die Verköstigung des Vogts ist in etwa gleich.“

Die Andersgläubigen – auch die Papisten (Sectarii) – hatten im Todesfall keinen Anspruch auf das begleitende Geläut. Starb auf Hammetweil dann und wann ein katholischer Knecht oder eine katholische Magd, vergewisserten sich die Pfarrer erst bei ihrem Dekan über die Richtigkeit ihrer getroffenen Maßnahmen. Oft wurde wenigstens – als wohlmeinende Geste – eine Glocke geläutet, vor allem dann, wenn die Person als unbescholten galt; als besonders raffinierter Zug darf gelten, wenn eine derartige Beerdigung eben auf die Zeit der Vesperlektion gelegt war, bei der ja ohnehin geläutet wurde.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts schrieben die Pfarrer noch neben den Vermerken über Predigt usw. eine kurze Beurteilung des Verstorbenen in das Totenbuch.

Quellen:
Akten zur Zehntablösung 1852,
Dekanatsarchiv Urach;
Pfarrarchiv Mittelstadt.
Dekanats-Diarium v. 1758
Dekanatsarchiv Urach

Aus: Mägerkingen und Hausen a.d.Lauchert
von Eberh. Fritz aus : Instruktionen für die
evang. Geistlichkeit in dem Königreich
Württemberg 1827

Alte Ansicht von Mittelstadt



Der Heiligenpfleger verwaltet das Kirchenvermögen

Die Bezeichnung, „der Heilig“ ist immer in Verbindung zu bringen mit dem dazugehörigen „Casten“ (die Kasse). Er ist ein Relikt aus der vorreformatorischen Zeit. Seine Aufgabe bestand darin, die dem Kirchenheiligen zugedachten Stiftungen und die anderen – meist spärlichen – Einkünfte zu verwalten. Der „Heilig“ wäre demnach der heutigen Kirchenpflege gleichzusetzen. Weil jedoch nach der Kirchenordnung Herzog Christophs von 1559 bürgerliche und kirchliche Gemeinde noch fest verschmolzen waren, verwaltete der Heiligenpfleger das gesamte dörfliche Rechnungswesen. Sein Amt war so wichtig, daß er neben Pfarrer und Schultzeiße der bedeutendste Mann im Ort war, dem Pfarrer verpflichtet, den Bürgern oft ein unnachsichtiger Eintreiber von Zinsen, Gült und Strafen. In vielen Schriftstücken wird er als „Armenpfleger“ oder „Stiftungspfleger“ bezeichnet. Fast immer war er gleichzeitig Mitglied des Kirchenkonvents. Die Einkünfte des „Castens“ waren bescheiden. Häufig lohnte sich die jährliche Rechnungsstellung nicht; sie erfolgte in zweijährigem Turnus, in ärmeren Dörfern gar in fünfjährigen Abständen. Die Einkünfte des Mittelstädter Heiligen sind 1591 – 1593 festgehalten: „*Deß Heyligen Landgarw ußer (aus) 15 Jaucherten ackhers hat ertragen 29 G. 39 Kreuzer.*“

1600–1602 war der Ertrag daraus 55 G. 38 1/

2 Kreuzer und 1609 nur 43 G. 48 Kreuzer. Weitere Gelder kamen aus Opfern, Zinsen, Konventstrafen und Stiftungen hinzu.

Ein Wertvergleich verdeutlicht, wie gering die Besitzverhältnisse waren: Eine Kuh kostete in jener Zeit 11 Gulden, ein Schwein 6 Gulden.

Trotz des bescheidenen Wertes übte die herzogliche Verwaltung darüber die „Castvogtei“ aus. Ihr oblagen alle Rechte und Gerechtigkeiten.

Die Gelder des Kastens wurden im wesentlichen so verwendet, daß etwa 40% für Arme, Notleidende, Vertriebene und Abgebrannte gebraucht wurden. Landfahrer mußten begraben werden. Ein Teil der Mittel war für Reparaturen an Kirche, Kirchhofmauer, Uhr, Glocken, Orgel, für Abendmahl und Schulvisitation (Weißbrotgabe an Schüler) vorgesehen.

Dazu einige Beispiele:

1701: *Maria Löffler, vidua (Ehefrau), erhält für ihr Kind Michael vom Heiligen 1 Kreuzer, von der Commune 2 Kreuzer; sie ist fort nach Holland.*

1738: *Barbara Löffler, Johann Jakob Löfflers Weib, der im Zuchthaus sitzt (1 1/2 Jahr), fleißig, 2 Kinder, hat 6 Kreuzer erhalten (brauchs wohl).*

Susanne, Jeremias Christen hinterlassene ledige Tochter, geb. 1717, im Armen-

nach Abzug für Steuern 140 Mark. Die Liste der Empfänger enthielt 18 Personen, denen viermal im Jahr (Peter und Paul und an 3 weiteren Sonntagen nach dem Gottesdienst) je 3 kg Brot ausgeteilt wurden. Katharine H. verzichtete darauf. Man nahm an, daß es ihr zu gering war.

1851 versuchte der frisch aufgezugene Pfarrer Memminger (1851 – 1869) das Armenwesen neu zu organisieren. Dem Kinderbettel, dem Bettel durch Handwerksburschen und verarmte Frauen suchte man mit einer „Armen-Collecte“ zu begegnen. Einer Bürgerversammlung legte der Pfarrer seinen Plan vor. Er regte dabei einen Einzeldurchgang auf dem Rathaus an, bei dem jeder nach seinem Vermögen zu einem monatlichen Beitrag bewegt werden sollte. Der Plan fiel durch. Alle Bitten und Ermahnungen waren umsonst, „weil einige wenige, obwohl vermögende Männer dagegen waren.“ Darauf wurde beschlossen, daß Pfarrer, Konventsmitglieder und Gemeinderat von Haus zu Haus gehen sollten, um für die nächsten 6 Monate Beiträge zeichnen zu lassen. Das Ergebnis fiel schlechter als erwartet aus. Erneut wurden dann besonders die reicheren Familien angesprochen, weil man von ihnen mit Recht etwas erwarten durfte. Das Sammelergebnis betrug 28 Gulden, 17 Kreuzer. Von diesem Betrag wollte man Mehl kaufen und an Bedürftige austeilen.

Die Einkünfte des Heiligenkastens blieben klein, deshalb waren Geld- und Sachspenden gebefreudiger Bürger jederzeit willkommen. Im Uracher Dekanatsarchiv gibt eine Liste Auskunft über die verschiedensten Zuwendungen an die Mittelstädter Kirche.

„1658 hat Hans Müller, Bürger und des Closters Pfullingen Unterpfleger in diesem Dorf einen kleinen Messingbecher zur Abhaltung der heiligen Tauff gestiftet.“

„1671 haben 1 Taufstuch gestiftet Catharine Müller, des Metzgers Hausfrau sambt Anna, Thomas Mayer gestorbenen Bürgers, Schuhmachers Hausfrau.“

„1686 hat Jacob Lieb auf der Pfrünt des Apostels Jacobi zu seines Namens Gedächtnis gestiftet 40 Gulden.“

„1688 hat Johann Jacob Raiser, der vieljährig gewesene Schultheiß, eine Kanzel-Deckhe machen lassen.“

„1703 hat Elisäus Gerlach, vieljähriger Pfarrer allhier dem allhiesigen Hayligen 50 Gulden gestiftet.“

„1710 hat Jerg Knecht, Fischer, sambt seiner Hausfrau Barbara dem Altar mit blauem Tuch (-eine Decke-) flicken und nähen lassen.“

„1742 hat Daniel Schlotterbeck, Wagner und des Gerichts, sambt seiner Hausfrau die Hostien verwahren zu können ein Schächtelein mit 4 Füßlein verfertigen lassen.“

„1716 hat Johann Martin Schlotterbeck, Daniel Schlotterbecken selig hinterlassenen lediger Sohn

auf Johanni von 10 Gulden dem Heiligen den Zins zu stiften verordnet.“

„1718 hat Jacob Müllers Schönen Witib, Anna, die Kanzel kleiden lassen mit blauem Tuch und weißen Fransen, und der Orgel gedacht mit 15 Gulden.“

„1719 hat Jacob Selmer von Reicheneck zum Begräbnis der Reichenecker als Mitbürgerschaft von Mittelstadt ein Baartuch vermacht und 10 Gulden gestiftet.“

„1720 hat Johannes Müller zur Reparation hiesiger Orgel gestiftet 10 Gulden.“

„1721 hat ein guter Freund (sub sigillo) wegen von Gott erhaltener Gnad ad pias causas 15 Gulden gestiftet.“ „5 Gulden von Johannes Reichenecker aus Reicheneck zum Gebrauch allhiesiger Orgel gestiftet.“

(Die Aufstellung stammt von Pfarrer Joh. Konrad Harter.)

Die eingegangenen Stiftungsgelder wurden vom Stiftungsrat verwaltet und ausgeliehen. Aus den Zinserträgen konnten mildtätige Zuwendungen gereicht werden. In der Inflation 1922/23 gingen dann die meisten Stiftungskapitalien verloren.

Kirchenpfleger in Mittelstadt

1889–1916 Adam Lutz

1916–1921 Martin Müllerschön

1921–1932 Karl Walter

1933–1940 Gottlob Kurz

1940–1946 Adolf Hahn

1946–1956 Robert Siegle

1956–1964 Walter Schneller

1964–1972 Frida Walker

1972 bis heute Helmuth Mühleisen

Hostien-Capsel 1729
Stiftung des Barons Friedrich Thumb von Neuburg



Die Zehntablösung – Kirche und Gemeinde trennen sich

Große Ereignisse bewirken auf vielfältige Weise oft Veränderungen und Entwicklungen. So hat die Französische Revolution (1789 – 93) mit neuem Gedankengut zunächst in Frankreich und – zeitlich versetzt – auch in Deutschland die Einheit von Kirche und Staat allmählich aufgelöst. Die Verfeinerung der Geldwirtschaft löste in zunehmendem Maße die Naturalbesoldung ab. Deren Eintreibung durch den jeweiligen Empfänger muß ein aufreibendes Geschäft gewesen sein – Säumige mußten wieder und wieder gemahnt werden, in schlimmen Fällen trieb der „Presser“ das Geld ein.

Zunächst machte Pfarrer Pregizer (1829 – 1850) mehrere Versuche, den von der Gemeinde zu erwartenden Zehnten abzulösen. 1831 schlug er der bürgerlichen Seite (Stiftungsrat und Bürgerausschuß) vor, die kleineren Gefälle, Hellerzinsen, Überzinsen und Küchenzinsen („die oft mit viel Verdrißlichkeit eingezogen werden müssen“) in ein „stehendes, verzinsliches Capital“ umzusetzen. Nach seiner Aufstellung hatte die Pfarrei den jährlichen Zehnten aus 282 $\frac{4}{8}$ Morgen zu beziehen. Mit dem 16-fachen Betrag von 230 Gulden sollte die bürgerliche Zahlung abgelöst werden.

Der Pfarrer sah noch einen weiteren Grund: Nach längeren „Vacaturen“ und bei Neuaufzügen ergaben sich häufig Streitigkeiten mit den sogenannten „Relicten“ (Restbestän-

den). Vor allem die Pfarrverweser, deren fürsorgliche Mitverantwortung sich in Grenzen hielt, ließen den Dingen oft ihren Lauf – lästige Streitigkeiten wurden so umgangen. Besorgt vermerkt er weiter, die Pächter würden die Grundstücke rücksichtslos ausbeuten, ohne zu düngen. Bis zur endgültigen Ablösung sollten noch 20 Jahre vergehen.

Im Jahr 1849 erließ die Regierung des Königreiches Württemberg in einem Gesetz Normen zur endgültigen Zehntablösung. Nach Möglichkeit sollten die Übereinkünfte zwischen den zehntberechtigten Pfarreien und den zehntpflichtigen Gemeinden auf gutlichem Wege zustande kommen.

Am 12. Februar 1852 wurde die Ablösung vollzogen. Gemeinderat und Bürgerausschuß übernahmen die Geschäftsführung, sowie die Anhörung der zehntpflichtigen Bürger.

Die Ablösungsmasse: Heu- und Öhmdzehnten von allen Wiesen, Gras- und Baumgarten auf Mittelstädter Markung, Kleiner Zehnt, Obstzehnt auf der Markung, Heu- und Öhmdzehnt der Wiesen auf Reicheneker und Sondelfinger Markung, die im Besitz von Mittelstädter Bürgern waren, ebenso Heu- und Öhmdzehnt von Riedericher Markung in Mittelstädter Besitz.

Berechnung der Ablösesumme:

Sie wurde nach dem Durchschnittsertrag der Zehntpachtschillinge aus den vorausgegangenen Jahren von 1830 – 1847 festgestellt.

Der jährliche Reinertrag belief sich daraus auf 60 Gulden.

Das Ablösungskapital wurde aus dem 16-fachen Betrag errechnet.

In einer Tilgungszeit von 22 Jahren (erste Rate am 1.1. 1852 – letzte Rate am 1.1. 1873) mußte der Betrag abgezahlt sein.

Das gesamte Ablösungskapital der Gemeinde gegenüber der Pfarrei betrug für Mittelstadt 8 366 Gulden, 5 Kreuzer; für das Filial Reicheneck 3 434 Gulden, 1 Kreuzer.

Die jährlichen Schuldigkeiten konnten bar oder in Wertpapieren an das Kameralamt Urach bezahlt werden.

Die Vermögen werden getrennt.

In einem Landesgesetz vom 4. Juli 1887 wurde die Trennung der Vermögen von Kirchen und Kommunen angeordnet. Verhandlungspartner waren auf der bürgerlichen Seite Gemeinderat + Stiftungsrat + Oberamt, auf kirchlicher Seite Kirchengemeinderat + Heiligenpflege.

Wichtig war hier die Regelung von Lasten, Rechten und Pflichten. So ging damals der Kirchenbaufonds auf die Kirchengemeinde über. Zu den Unterhaltungspflichten kamen für die Kirche Bau und Reparaturen am Kirchenbau, die Erhaltung des Turmes, die An-

schaffung und Bewahrung von Uhr und Glocken in Betracht. Kirchhof und Kirchhofmauer gingen ebenso in ihre Zuständigkeit über.

Ab dieser Zeit hat der Kirchengemeinderat, der als Organ erst gewählt werden mußte, zusammen mit Pfarrer und Kirchenpflege das gesamte kirchliche Vermögen zu verwalten.

Mit dem Hofgut Hammetweil war ein gesondertes Verfahren abzuwickeln. Über die von der Ablösung betroffenen Güter existiert eine Aufstellung vom 22. November 1852:

„Heu- und Kleiner Zehnt auf allen zu dem Hofgut Hammetweil gehörigen Gütern, allen Äckern, Wiesen und Gärten in dem (...) Bezirke, welcher mit Marksteinen von gedachtem Zehnten wegen sind erlich besteint und unterschieden gelegen.

Das Zehntrecht umfaßt alles, was dem Heu- und Kleinen Zehent anhangt, und Kleinzehent genannt wird, insbesondere Kraut, Rüben, Kartoffel (Grundbirnen), Hanf, Flachs, Obst usw.“

Äcker:	132 3/8 Morgen
Wiesen:	39 Morgen
Gärten:	13 Morgen
Kuchen- und Hofgärten, auch Weinberge	2 7/8 Morgen
Waiden	37 7/8 Morgen
Summe:	225 1/8 Morgen

Jeder weitere Anspruch der Pfarrei an die Gutsherrschaft erlöscht. Der Anspruch auf den Kirchenstuhl wird davon nicht berührt. Schon oft gab es Ärger mit den „Thumbisch Edelleuth“ wegen der Zehntpacht. Die Pfar-
rer Harter, Knittel, Memminger und Pregizer klagten darüber wiederholt. Harter hatte durchgesetzt, die Zehntpacht in eine Geldsumme von 32 Gulden jährlich umzuändern – dies unter Hinweis auf das Lagerbuch von 1684. Der Baron sollte dafür Holz „in natura“ liefern, war aber damit nicht einverstanden; er legte den Anspruch in seinem Sinn aus und sprach von einer Gabe „ex gratia“. Auf dem Hofgut lebte um 1850 ein „Bestand-Maier“ als Verwalter. Baron Otto von Thumb führte seinen streitbaren Briefwechsel vom Schloß in Unterboihingen aus.

Quellen:

Oßwald Heinzelmann: Pfarrei
Degerschlacht
Pfarrberichte am Oberamt Urach –
Dekanatsarchiv Urach Konventsprotokoll
Dekanatsarchiv Urach – Stiftungen
Akten zur Zehntablösung beim Dekanats-
archiv Urach und Pfarrarchiv Mittelstadt

Bekenntnissen der Reformation bezeugt ist, aller Welt verkündigt wird. Ich will in meinem Teil dafür Sorge tragen, daß die Kirche in Verkündigung, Lehre und Leben auf den Grund des Evangeliums gebaut wird und will darauf achthaben, daß falscher Lehre, der Unordnung und dem Ärgernis in der Kirche gewehrt wird. Ich will meinen Dienst im Gehorsam gegen Jesus Christus nach der Ordnung unserer Landeskirche tun.“

Gemeinsame Verantwortung

Die Gemeinde wird nicht von einzelnen Amtsträgern, sondern von einer Gemeinschaft, dem Kirchengemeinderat, geleitet mit zusätzlicher Einzelverantwortung jedes Mitglieds, vor allem der Vorsitzenden (Handbuch des KGR).

Gemeindeleitung – früher und heute –

In den Gemeinden des NT ist oft von „Ältesten“ die Rede. Dieser Begriff wird auch heute noch in manchen Bundesländern in den dortigen evang. Gemeinden als „Gemeindeälteste“ verwendet. Ausgehend vom NT, verliert das „Ältestenamt“ im Laufe der Kir-

chengeschichte an Bedeutung. Erst nach der Reformation und ausgehend von Calvin und den reformierten Kirchen, entwickelte sich das Ältestenamt im neutestamentlichen Sinne als eigenständiger Dienst (Amt) der Leitung einer Gemeinde. In Württemberg waren es die jeweiligen Fürsten, die entsprechende Kirchenordnungen durch Dekrete einführten. 1644 entstand der „Kirchenkonvent“ als örtliches Organ, dessen Vorsitzender kraft Amtes der Pfarrer war, dem ebenfalls kraft Amtes der Bürgermeister angehörte und dessen übrige Mitglieder vom Pfarrer aus den ehrbaren Männern der Gemeinde berufen wurden. Dieser Kirchenkonvent war für jegliches sittliche und moralische Verhalten zuständig; insgesamt also für die Kirchengemeinde.

In den Konventsbüchern im Pfarramt kann nachgelesen werden, wie der oder die Bürger an diesem und jenem Sonntag beim Gottesdienstbesuch gefehlt haben, oder sogar eine entheiligende Sonntagsarbeit durchgeführt haben, auch hätten sich freche Rotzungen angemaßt, den Herrn Lehrer nicht zu grüßen. Alle diese Vergehen wurden mit Strafen belegt, in Reue mußte Besserung gelobt werden.

Das Predigtamt oblag allein dem Theologen, dem Pfarrer. Erst mit dem Pietismus wurde auch einem Laien die Verkündigung des Wortes gestattet.

In einem Edikt der Kirchenleitung vom Oktober 1743 wurde dies den pietistischen Zirkeln am Sonntagnachmittag, den sogenannten „Stunden“, zugestanden. –

1851 kam es zur Einführung des Pfarrgemeinderats, neben dem bestehenden Kirchenkonvent. Der Pfarrgemeinderat hatte den Pfarrer bei der Ausübung der Seelsorge zu unterstützen. Wesentliche Neuerung war die Direktwahl der Mitglieder.

Drei Jahre später (1854) wurden die Diözesesynoden eingeführt durch ein Gesetz, im Jahr 1867 dann die Landessynode, deren Mitglieder von den Diözesesynoden gewählt wurden.

Kirchliche Gesetze vorzuschlagen und einzuführen oblag zu diesem Zeitpunkt allein dem jeweiligen württ. König.

Erst ab 1888 erhielt auch die Landessynode das Recht, bei kirchlichen Gesetzen die Initiative zu ergreifen.

Eine erste Trennung zwischen bürgerlicher und kirchlicher Gemeinde trat durch ein Gesetz vom 14.6.1887 ein. Auf der Ebene der Ortsgemeinde wurde ein Kirchengemeinderat eingeführt. Ab dato hörten Kirchenkonvent und Pfarrgemeinderat auf zu bestehen. Der Kirchengemeinderat wurde, wie auch heute noch, von den Gemeindegliedern gewählt. Den Vorsitz führte der Pfarrer. Der Kirchengemeinderat hatte den Haushaltsplan zu erstellen und wurde somit zum be-

stimmenden Organ der Kirchengemeinde. Gemäß diesem Gesetz von 14. 6. 1887 wurde in Mittelstadt am 7. Juli 1889 unter Pfarrer Wilhelm Ruthardt (in Mittelstadt v. 1878–1891) die erste Kirchengemeinderatswahl durchgeführt.

Gemäß den damaligen kirchlichen Verhältnissen, Mittelstadt und Reicheneck waren eine einheitliche Gemeinde mit der Kirche in Mittelstadt, wurde somit auch ein einheitlicher Kirchengemeinderat aus Mittelstädtern und Reicheneckern gewählt. Die Normalzahl war zusammen mit dem Kirchenpfleger 9 Mitglieder.

Zum ersten Kirchengemeinderat wurden gewählt:

Pfarrer Schreiber, Schultheiß Knecht, Lehrer Widmann, D. Kemmler (Reicheneck), J. Class, Fischer, Chr. Müllerschön, J. Müllerschön, A. Luz (Kirchenpfleger). Nähere Angaben zu diesen Personen fehlen.

Am 21. Juli 1889 wurde der Kirchengemeinderat im Gottesdienst auf sein Amt verpflichtet.

Die erste Sitzung war am 12. August 1889 im Rathaus, das fernerhin Sitzungslokal war. In dieser Sitzung wurde als Protokollführer Lehrer Widmann einstimmig gewählt. Ebenso wurde dem bisherigen Stiftungspfleger Luz die nunmehrige Stelle des Kirchenpflegers auf Lebenszeit übertragen, mit einem Jahresentgelt von 45 Mark.

Bis zum 11. Dezember 1907 gab es einen gemeinsamen Kirchengemeinderat aus Mittelstadt und Reicheneck.

Erst an diesem Tag wurde in Reicheneck ein eigener Kirchengemeinderat gebildet. In Reicheneck war seit je der Wunsch nach einer eigenen Kirche vorhanden. Man wußte, daß in Mittelstadt ein Kirchenbau bevorstand.

Sollte also Reicheneck seine gesparten finanziellen Mittel für diesen Kirchenbau hergeben, oder gleich eine eigene Kirche bauen?

Reicheneck hatte es immer verstanden, seinen Beitrag an die Mutterkirche in Mittelstadt in Form von Naturalien zu leisten, dagegen das Geld zu behalten.

Schließlich hatte ein Antrag von 1905 an das Konsistorium in Stuttgart Erfolg.

Am 6. Oktober 1907 wurden in gemeinsamer Sitzung des Kirchengemeinderats von Mittelstadt und Reicheneck die kirchlichen Verhältnisse zwischen Mutter- und Filialgemeinde neu geregelt.

Seit der ersten Kirchengemeinderatswahl finden die Wahlen im 6 jährigen Turnus statt. In seiner Geschichte war die Arbeit des Kirchengemeinderats meistens geprägt von den Zeitläufen und den augenblicklichen Aufgaben in der Gemeinde.

War es zuerst der Bau der Martinskirche im Jahr 1912, so waren es später die Nöte in den Kriegsjahren des 1. Weltkrieges, die Armen-

brotverteilung, der Inflation und des zweiten Weltkrieges.

Hier besonders waren die Belastungen bezüglich eines Luftschutzes in der Kirche (1941), ebenso zu dieser Zeit die Meldung des Glockenbestandes und evtl. Abgabe einer Glocke zur Sicherung des Rohstoff-Bestandes im Reich.

Auch heute noch aktuelle Probleme, wie zum Beispiel die Bekämpfung der Alkoholnot, waren Gegenstand von Beratungen (1944).

Nach Kriegsende, als sich die Menschen wieder rückbesannen, waren verstärkt Wiederentritte in die Evang. Landeskirche zu verzeichnen (1945/1946).

Auch ganz banale Angelegenheiten, wie Brennholzangel zur Heizung der Kirche waren aktuell. Da ein Antrag an die bürgerliche Gemeinde für die laufende Lieferung von Brennholz abgelehnt wurde, mußte der sonntägliche Gottesdienst in den Gemeindegliedern werden sich noch daran erinnern. Der derzeitige Kirchengemeinderat, wie auch die Gremien der letzten zurückliegenden Wahlperioden, war zumeist hauptsächlich mit Bauaufgaben beschäftigt.

1970 – Verbreiterung der Badbrunnensstraße und neue Kirchplatzmauer

1975 – Innenerneuerung der Martinskirche

1980 – Außenerneuerung der Martinskirche

Seit 1984 bis heute: Planung und Bau eines Gemeindehauses und Umbau des Pfarrhauses. –

Daß die Beratungen einer Tagesordnung vielfältig sein können, soll als Beispiel anhand der Tagesordnung der Sitzung vom 5. Mai 1993 gezeigt werden.

Nach der Trennung von Staat und Kirche am Ende des ersten Weltkrieges, wurde eine Landeskirchenversammlung gewählt, die eine neue Verfassung der Landeskirche verabschiedete, und mit Änderungen bis heute gültig ist.

1924 wurde eine Kirchengemeindeordnung (KGO) beschlossen, die bis heute Grundlage der Kirchengemeinderatsarbeit ist.

1971 wurde das Amt des 1. und 2. Vorsitzenden eingeführt. Ab sofort bestand die Möglichkeit, daß ein "Laie" und nicht der Pfarrer 1. Vorsitzender des Kirchengemeinderats werden konnte. Unmittelbar nach einer Wahl entscheidet darüber der Kirchengemeinderat.

Beide Vorsitzende führen die Geschäfte der Kirchengemeinde. Eine Arbeitsbereichsteilung soll die jeweilige Zuständigkeit regeln. Beide Vorsitzende sind Dienstvorgesetzte der entsprechenden Mitarbeiter mit Weisungsbefugnis. Wichtigstes Kriterium ist die Verpflichtung zu einer guten Zusammenar-

Evangelische Kirchengemeinde
7 4 1 0 Reutlingen - Mittelstadt
Evang.Pfarramt: Heerstr.12, Tel.07127/70991

20.4.93

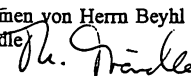
Liebe Kirchengemeinderätinnen,
liebe Kirchengemeinderäte!

Herzliche Einladung zur KGR-Sitzung am Mittwoch, 5.Mai 1993, 19.30Uhr
im Rathaus.

Tagesordnung:

1. Biblische Besinnung(Mt.21,14-17 -So.Kantate)
2. Protokoll / Tagesordnung
3. Bausache:
 - * Küche im Gemeindehaus und Pfarrhaus(Schreinerarbeiten)
 - * Einrichtung im Gemeindehaus, Stühle,Tische,Schränke usw. vor-diskutieren
 - * Entscheidung über"Grund-, bzw. Gedenkstein"
4. Kirchenpflege (Kassensturz, Opfer u.a.)
5. Rückblick auf Konfirmation mit Abendmahl, Ök.Gesprächskreis, Ostergottesdienste ...)
6. Weitere Planungen:
 - * Einweihungswoche(Kirchenmusik, Einsatz der Vereine, Kirchen-chronik)
 - * Neubesetzung des Pfarrvikariats in Reicheneck
 - * Pfr.Tröndle wurde angefragt, ob er das Nebenamt als Bezirksjugend-pfarrer übernehmen würde.(?)
7. Kirchaustritt
8. Verschiedenes (Termine?)

Mit freundlichem Gruß
auch im Namen von Herrn Beyhl
Pfr.Th.Tröndle



beit unter den Vorsitzenden und deren gute Zusammenarbeit mit dem Kirchengemeinderat.

Es ist wichtig, daß Geschehnisse und Entscheidungen im täglichen Leben der Gemeinde vom Evangelium und vom Auftrag der Kirche her gesehen werden.

Die Arbeit des Kirchengemeinderats, als gemeindeleitendes Organ, soll ein Beitrag zum Dienst der Kirche Jesu Christi im ganzen sein. Auch scheinbar kleine Dinge bekom-

men damit ihre Bedeutung und ihr geistliches Gewicht. Sonst wäre es leere Geschäftigkeit.

Es ist zu hoffen, daß es immer wieder Menschen gibt, die Mut und Freude zum Dienst der Leitung in der Kirche Jesu Christi haben und diesen Dienst im Vertrauen auf Gott unter das Wort stellen, 1. Kor. 12, Vers 4–6: „*Es sind mancherlei Gaben; aber es ist ein Geist. Und es sind mancherlei Ämter; aber es ist ein Herr. Und es sind mancherlei Kräfte; aber es ist ein Gott, der da wirkt alles in allen*“.

1993 amtierender KGR
oben, von links:
R. Schaal, A. Beyhl, W. Wiedmann, Pf. Tröndle, H. Mühl-eisen;
unten von links:
G. Lukat, E. Hermann, M. Hild, L. Baader, M. Leutz;
(P. Heinzelmann fehlt)



Quellen:
Württ. Kirchengeschichte, Calwer Verlag,
Stuttgart, 1893
Handbuch für Kirchengemeinderäte, 1989
Reicheneck, Ortsgeschichte 1981

Die Kirchengemeinderäte ab 1895 bis heute

(Normalzahl 9 Mitglieder)

1895: Pfarrer Schreiber, D. Kemmler (Reicheneck), Lehrer Widmann, J. Class, J. Knecht (Schultheiß), L. Knecht, Chr. Müllerschön, J. Müllerschön, A. Luz (Kirchenpfleger). 1901: Pfarrer Schreiber, A. Luz, Roehm (Schultheiß), Chr. Müllerschön, Kühfuß, J. Claß. G. Kehrer, L. Knecht, D. Kemmler (Reicheneck).

1907: Pfarrer Schreiber, A. Luz, Roehm (Schultheiß), Chr. Müllerschön, J. Claß, Schaber (Schultheiß in Reicheneck), J. Müllerschön, L. Knecht, G. Kehrer.

1913: (von Reicheneck) Pfarrer Hölderlin, A. Luz, Lehrer Striffler, Oberlehrer Ölschläger, G. Müllerschön, J. Knecht, Chr. Knecht, Roehm (Schultheiß), J. Claß. 1920: Pfarrer Essig, M. Müllerschön (Kirchenpfleger), Wenzelburger (Schultheiß), L. Knecht, K. Mayer (Obermeister), W. Neuscheler, G. Weiblen, J. Armbruster, G. Kehrer.

1925: Normalzahl 11 (Neuregelung – 2 beamtete Mitglieder und 9 gewählte) Pfarrer Essig, K. Walter (Kirchenpfleger), Wenzelburger (Schultheiß), K. Mayer, K. Kirschbaum, A. Müllerschön (Wagner), J. Armbruster, W. Neuscheler, M. Nagel, K. Hausmann, G. Weiblen.

1931: Pfarrer Kneile, K. Walter, Wenzelburger (Schultheiß), K. Mayer, K. Kirschbaum, W. Neuscheler, J. Armbruster, A. Müllerschön, K. Hausmann, R. Siegle, G. Kurz.

1937: Pfarrer Elsäßer, G. Kurz (Kirchenpfleger), K. Mayer, W. Veit, K. Hausmann, Fr. Röhm, R. Siegle, J. Armbruster, A. Müllerschön, K. Kirschbaum, H. Knecht.

1942: Pfarrer Elsäßer, A. Hahn (Kirchenpfleger), K. Mayer, O. Kurz, K. Kirschbaum, J. Armbruster, K. Hausmann, W. Wurst, W. Walker, R. Siegle, H. Knecht.

1947: Pfarrer Dr. Lamparter, R. Siegle (Kirchenpfleger), K. Hausmann, H. Knecht, W. Wurst, G. Kurz, O. Kurz, W. Walker, J. Motteler, Chr. Kimmerle, E. Beyhl.

1953: Pfarrer Dr. Lamparter, R. Siegle, J. Höllwarth, W. Wurst, J. Motteler, Chr. Kimmerle, E. Beyhl, H. Rebmann, G. Kurz, Fr. Breisch, A. Dietermann.

1956: W. Schneller für R. Siegle.

1959: Pfarrer Munz, W. Schneller (Kirchenpfleger), E. Beyhl, A. Dietermann, A. Kehrer, Chr. Kimmerle, Fr. Kühner, H. Rebmann, Dr. A. Röhm, G. Schwaiger, R. Wurst. 1965: Pfarrer Vöhringer, Frida Walker (Kirchenpflegerin), E. Beyhl, A. Dietermann, W. Haag, A. Kehrer, K. Kimmerle, Chr. Kimmerle, Dr. A. Röhm, Gertrud Röhm, Julie Schmid.

1969: A. Müllerschön für E. Beyhl.

1971: Pfarrer Fischer, W. Haag (2. Vorsitzen-

der), Frida Walker (Kirchenpflegerin), Albert Dietermann, Wolfgang Kirschbaum, Christian Kimmerle, Heinz Schweizer, Hedwig Buckmüller, Gertrud Röhm, Klaus Rösch, Hans Walker.

1972: Helmuth Mühleisen (Kirchenpfleger).

1973: Willy Kimmerle für Heinz Schweizer.

1976: Edelgard Hermann für Wolfgang Kirschbaum.

1977: Pfarrer Fischer, Esther Beyhl (2. Vorsitzende), Helmuth Mühleisen (Kirchenpfleger), Erhard Bleher, Edelgard Hermann, Willy Kimmerle, Heinz Knecht, Helmut Mayer, Julie Schmid, Hans Gert Thaller, Hans Walker.

1981: Marga Hild für Esther Beyhl (verstorben).

1981: Hans Gert Thaller (2. Vorstizender).

1983: Pfarrer Fischer, Hans Gert Thaller (2. Vorsitzender), Helmuth Mühleisen (Kirchenpfleger), Gertrud Lukat, Edelgard Hermann, Monika Jäcksch, Artur Beyhl, Marga Hild, Wolfgang Wiedmann, Helmut Mayer, Reinhard Neuscheler.

1987: ausgeschieden Hans Gert Thaller (verstorben) und Monika Jäcksch. Nachwahl Rudi Schaal, Charlotte Bader.

1987: Artur Beyhl (2. Vorsitzender).

1988: Reinhard Neuscheler ausgeschieden, keine Nachwahl.

1989: Pfarrvikar Hezinger, Artur Beyhl (2. Vorsitzender), Helmuth Mühleisen (Kir-

chenpfleger), Charlotte Bader, Paul Heinzelmann, Edelgard Hermann, Marga Hild, Margot Lenk, Gertrud Lukat, Rudi Schaal, Wolfgang Wiedmann.

Die alte Kirche

Kirchenplatz Altstadt 1908



Erste Darstellungen

Einige wenige Gemälde und Zeichnungen vermitteln einen recht genauen Eindruck des vormaligen, bescheidenen Dorfkirchleins (siehe auch Vorsatz im Heimatbuch). Frühere Darstellungen des Geographen Gadner (1596 und 1602) – abgebildet auf seinen „Vorstkarten“ – sind sehr standardisierte Schemabilder mit geringerer Wirklichkeitstreue; sie dienten hauptsächlich einer bildhaften Ortsmarkierung.

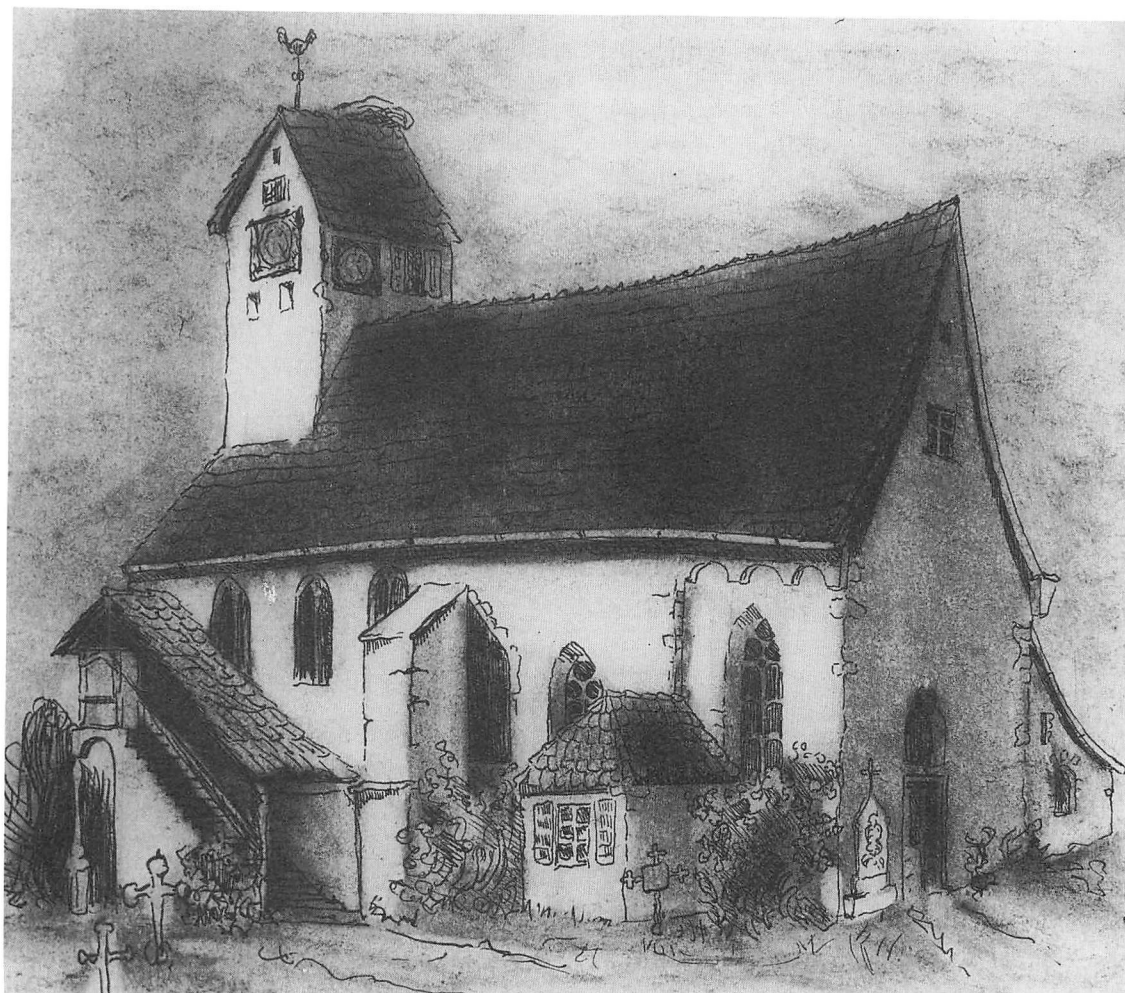
Zwei Bilder von 1862 und ? sowie der aus dem Jahr 1866 vorhandene Grundriß ermöglichen eine wirklichkeitsnahe Beschreibung. Zur Abrundung läßt sich der Text aus der Pfarrbeschreibung von 1827 heranziehen:

„Die Kirche zunächst dem Pfarrhaus, liegt auf dem Rücken des Abhangs, der die Wandung des Neckartals bildet, übrigens eben vom Dorfe her, mitten in dem ummauerten Kirchhof, ist ein altes in schlechtem Zustand befindliches Gebäude, ist sehr eng für die hiesige Gemeinde, die doch genugstens erhält, hat 2 Sakristeien, eine alte, feuchte und eine neue, nicht heizbare, auch eine alte, nicht gute Orgel aus dem Jahre 1751. Die Kirche ist akustisch ganz unrichtig gebaut, und das Predigen ist, zugleich wegen des nahen Standes der Zuhörer bei der Kanzel, sehr beschwerlich und angreifend, besonders bei voller Kirche.“

Und weiter steht hier: *„Wer die Kirche erbaute, wem das Eigentum derselben zusteht, darüber findet sich nicht die geringste Spur. Nun aber hat die Heiligen- und Stiftungskasse die Verbindlichkeiten zu bauen und zu reparieren. Eine Erweiterung der Kirche wird schon längst als notwendig erkannt, denn es liegen schon Baupläne von 1736, 1786 und 1804 vor; allein die Ausführung scheiterte immer wieder an der Mittellosigkeit.“*

Das Äußere

Die Gemälde von Stockinger und auch die Zeichnung von A. Decker zeigen einen kleinen Kirchenbau, kaum viel größer als die umliegenden Bauernhäuser. Der putzige Eindruck ist von den Künstlern zu einem Teil idealisiert wiedergegeben. Trotzdem erkennt man gut die wichtigsten Bauelemente. Es ist ein sehr schmales, verhältnismäßig hohes Gebäude, dessen Wände von unterschiedlichen Stützpfailern von außen stabilisiert sind. Über der „neuen Sakristei“ (1882 erbaut) befindet sich ein spitzbogiges Fenster mit einfachem gotischem Maßwerk (Vierpaß). An der Südwestecke gelangten die Männer auf einer überdachten Stiege zur „Emporkirche“. Den unteren Teil des Daches stützte seit 1615 die schöne Säule von Hans Hering. Von ihr wird später zu reden sein. Unter der Außenstiege befand sich der 7 Schuh (rd. 2 m) breite Haupteingang zur



*Alte Martinskirche zu Mittelstadt im Jahre 1911 kurz vor ihrem Abbruch
(Reproduktion nach einer Federzeichnung)*

Schreiner Müllerschön, die Glaserarbeiten besorgte Bernhard Oßwald. Beide Räume waren nur vom Chorraum aus zu betreten. Über das Kirchlein im Inneren gibt der Plan sehr genau Auskunft – Größe und Raumeinteilung lassen sich präzise ablesen.

Maße und Einteilung

Länge: 62 Fuß = 18,24 m
Breite: 20,5 Fuß = 5,84 m
Chorraum: 16 Fuß = 4,56 m

Sogar die Anzahl der Sitzplätze ist genau berechnet worden. Für die Kirche „im Paterre“ sind 173 Plätze angegeben, für die Emporkirche 117, zusammen also 290 Plätze.

Nach der gängigen Bauweise früherer Jahrhunderte lag bei der Ost-West-Orientierung der Chor auf der Ostseite – entgegengesetzt zur heutigen Einteilung. Von einem schmalen Mittelgang (1,25 m breit) waren im Hauptraum die „Weiberstühle“ zu erreichen. Auf der Nordseite befand sich vor dem Chorraum ein längsgestellter, vierreihiger Stuhlblock. Die Kanzel stand auf der Südseite, direkt über der Ecke zum eingeeengten Chor. In seinem vorderen Bereich war in der Mittelachse der Altar aufgebaut. Die Emporkirche nahm etwa 3/4 des oberen Raumes ein. Wir haben uns daher eine Reihe von

Trägerbalken und Holzbrüstungen vorzustellen; außerdem muß es unter den Emporen dunkel gewesen sein. Zwei Merkwürdigkeiten fallen auf: der Ausgang hinter dem Altar und die Orgelempore über dem Chor. So wird auch die Klage der Pfarrer über die akustische Unzulänglichkeit des Kirchenraumes verständlich. Stand der Geistliche vor dem Altar, blieb ihm bis zur ersten Bankreihe gerade noch ein Abstand von 1,70 m. Geläutet wurde an der westlichen Rückseite beim Fraueneingang.

Viele Mängel und Klagen

Mit der zunehmenden Hinfälligkeit der Kirche geht der stetige Zerfall der Uhr einher. Noch bei der Visitation 1683 wird sie kommentarlos mit 2 Schlagwerken angeführt. 1726 ist sie „eine alte böse Uhr“ und 1812 bezeichnet sie der Pfarrer als „altes ausgenossenes (ausgedient) Werk“, dessen Schlag- und Uhrwerk ganz unrichtig gehe.

Seine Empfehlung war, das Werk auszubrennen und zu reinigen. (Mit dem Ausbrennen beseitigte man früher die bremsenden, verharzten Fettrückstände. Zur Schmierung benützten die Mesner Olivenöl aus der Apotheke). Aus einer Rechnung vom 12. Oktober 1812 gehen Einzelheiten der Reparatur hervor: „Für das Suchen, Feilen

und Einsetzen der Zähne waren 3 Tage erforderlich“, Kostenpunkt: 4 Gulden 10 Kreuzer. Bemerkenswert ist hierbei der Zusatz: *„Danach ging das kleine Schlagwerk weiterhin ungenau, weiterhin 1 Tag (?)“*. 1827 hat sich am desolaten Zustand nichts gebessert. Im Jahr 1833 wird der Plan zur Neuanschaffung einer Uhr mit einem Gehwerk, einem Viertelschlag und 2 Stundenschlagwerken diskutiert. 1858 putzt und bessert die Uhr der Reutlinger Uhrmacher Hezel aus. 1863 überlegt der Stiftungsrat, ob nicht ein „eigener Mann“ die Uhr versehen sollte. Eine drohende Gefahr sah man in den herabhängenden Gewichtssteinen. Bei der über 200 Jahre alten Uhr bleibt alles beim alten, weil die Gemeinde vorher die Straßen nach Bempflingen und Tenzlingen bauen mußte.

Kummer bereitete immer der geringe Abwicklungsweg der Gewichte; darum mußten die Werke täglich zweimal aufgezogen werden – sicher nicht zur Freude der Lehrer – Mesner.

1868 wurde dem Schulmeister Langbein vorgehalten, *„daß er durch Vor- und Rückwärtsstellung der Kirchenglocke durch Schulknaben in der Zeitbestimmung große Verwirrung anrichtete.“* Dieser wehrte sich mit dem Einwand, sie gehe auch ohne seine Schuld zu früh oder zu spät.

Erst im April 1874 bestätigte ein „hohes Regierungsdekret“ die Genehmigung für eine

Neubeschaffung. Über 150 Jahre mußten die Mittelstädter auf die exakte öffentliche Zeitbestimmung verzichten. Im März 1875 kam dann eine Uhr mit 4 Werken auf das Türmchen.

Die Eigentumsverhältnisse sind seit 1891 geklärt. Damals ging mit der endgültigen Ausscheidung des Kirchenvermögens die „seit unvordenklichen Zeiten der Stiftungspflege“ (bürgerliche Gemeinde) gehörende Kirche auf die Kirchengemeinde über.

Genauere Angaben über die alte Kirche sind kaum möglich, weil Urkunden fehlen. Um 1610 wird ein Um- oder Neubau vermutet. Tatsache bleibt aber das stete Lamento über den Platzmangel. Dazu einige Zitate:

- 1687 *„Ist in feinem Stand, außer daß sie zu eng ist, wird vom Heiligen erhalten ...“*
- 1706 *„Die Kirche war schon gut im Bau auser an dem Thurm, allein ist sie zu klein, daß sie nicht in die Kirch gehen können, und sollte notwendig vergrößert werden, wenn der Heilig die Baukosten tragen könnte.“*
- 1726 *„Die Kirche ist ein nöthiger Bau für die große Gemeinde (samt Filialisten) je länger, je enger.“*
- 1730 *untersucht ein Werkmeister die Möglichkeit zur Erweiterung*

1736 *„Man hat vor, eine Erweiterung mit der Vorkirche vorzunehmen, zumal etwas dazu gestiftet worden ist.“*

„Weilen in der Kirche schon etliche Jahre hier die Manns- und Weibspersonen von hier und dem Filial Reicheneck kaum alle stehen können, maßen in dem kleinen Kirchlein vor sie sehr wenig Platz, selbiges aber dermahlen wegen all zu großen Kosten und Gelt Mangel nit größer gebauet werden kann, so ist ersehen worden, daß weilen die Kirch dort hoch genug, noch eine Vorkirch über die alte mit 8 Stühl hintereinander um 28 Schuh zu machen wäre.

Den Weiberstühlen ist auch um etwas zu helfen, wenn man den Gang dazwischen nur 3 Schuh änger macht.“

Den Kostenüberschlag fertigte ein Metzinger Zimmermann um 46 Gulden 19 Schilling. Dabei blieb es dann auch. 1790 und 1820 erfolgten kleine Notreparaturen.

Nach der Säkularisation 1803 übernahmen das Königliche Oberamt Urach und als übergeordnete Instanz das Königlich Gemeinschaftliche Oberamt in Reutlingen die weltliche Verwaltung. Das Reutlinger Amt verlangte die Einsicht in alle ausgehandelten Voranschläge. In seiner Feststellung erwähnt es ein seit 30 Jahren alljährlich wiederkehrendes Defizit in der Kirchenkonten-skasse. Die Filiale Reicheneck sollte ei-

nen Teil der Kosten mit übernehmen; doch sah man dort nach „Observierung“ im Lagerbuch keine Veranlassung, freiwillig auch nicht.

Bauabsichten

Im Jahr 1833 schien endgültig die Zeit für einen Neubau gekommen. Pfarrer Pregizer (1829 – 1850) faßte für eine Eingabe an das Königlich Gemeinschaftliche Oberamt alle Punkte der unhaltbaren Zustände zusammen: Bei normalem Gottesdienst – etwa 350 Personen – sei kein Raum zum Stehen und Sitzen; bei feierlichen Gottesdiensten werde der Gottesdienst durch „unanständiges Drängen gestört;“ in der Schwüle des Sommers würden die Besucher von Übelkeit befallen, die oft einer Ohnmacht nahe komme. Bei gutem Wetter lagerten sich oft viele außer der Kirche auf dem Kirchhof; bei schlechtem Wetter gingen manche nach Hause. Doch der Heiligen-Kasten besitze nichts. Im Juli dieses Jahres beraten Stiftungsrat und Bürgerausschuß über „Riß und Überschlag“ des Königlichen Kreisbaurats. Zunächst erweckte der Plan großes Wohlgefallen, das große Erschrecken löste der Kostenansatz von 20 548 Gulden aus. *„Einige, die vorher dafür, jetzt dagegen.“* Neue Berechnungen zur Kostensenkung um 2000 – 3000

Gulden folgten. Von der Königlichen Finanzkammer als „Groß-Decimator“ erhoffte man einen Zuschuß von 10%; die beiden anderen Glieder der Parochie, Hammetweil und Reicheneck sollten mehr beisteuern; von einer „Collecte“ und beträchtlichem Eicheneinschlag wurde eine größere Einnahme erwartet. Das Restkapital sollte vom Credit-Verein auf 55 Jahre zu 5% und einiges von Privaten zu 3 1/2% aufgenommen werden. Pfarrer und der Schultheiß Müllerschön glaubten an den Erfolg dieser Finanzierung; das Oberamt verwarf sie als „*unge-nügende und allzuleichte Vorbereitung.*“

Das Klagelied setzte sich fort: 350 Personen könnten höchstens im kleinen Kirchlein Eingang finden – und das bei 1130 Seelen zusammen. Türmlein und Sakristei drohten einzufallen. Eine im März des Jahres zersprungene Glocke mußte umgegossen werden, für eine erneute Aufhängung war die Turmkonstruktion jetzt zu instabil. Nur die dringendsten Reparaturen werden ausgeführt. 1869 wird erneut über einen „Riß“ beraten. Die Schwestern des verstorbenen Pfarrers Memminger (1869 verstorben) stifteten ihn zum Gedächtnis ihres Bruders. Noch weitere 43 Jahre sollten bis zum Neubau verstreichen.

Das Inventar der alten Kirche

Aus der vorausgehenden Beschreibung des alten, recht bescheidenen Kirchleins ist zu entnehmen, wie gering die Finanzmittel des Kirchenkonvents und des Stiftungsrates waren. Diese Mittellosigkeit bestätigt sich auch an der Ärmlichkeit des Inventars. Aus den Jahren 1678 und 1736 sind zwei vollständige Listen bekannt:

- 1678 *Ein flächsin Chorhembd
Ein ander altes Chorhembd.
Ein schwarz Altardecken mit Frantzen
aus gemeinem Tuoch.
Ein schwarz Cantzel Deckhen mit Frantzen
aus gleichem Tuoch.
Ein schwarz Deckhen mit Frantzen auf
dem steinern Altärlein in der Sakristey.
Ein großes flächsiners Altartuoch in der
Mitt einen breitten Model, Rings her-
umnb aber mit großen zarten Spitzen ge-
zieret.
Ein viereckhet Tüchlein mit halb Seiden
und guldin Spitzen.
Ein Baar Tuoch.
Ein neues Chorhembd.
Ein silberner Kelch sambt dem Paten
(Hostienschale) ganz verguldet.
Ein anderer zihner Kelch sambd dem
Paten.*

*Ein 1/2 mäßige Bauch-Kanth. (Kanne).
Ein 3 mäßige Bauch-Kanth.
Ein Mäßin Beckhetlin.
Ein Mäßin Beckhetlin etwas größer.
Ein Hostien Lädlin, so gerichtet ist mit
guldenen blättlin an der Seiten.*

Schreiner Werkh:

*In der Sacristey ein großer eichener Trog,
mit starken eisernen Banden überschla-
gen und dazu 2 Schlösser und Schlüsseln
wohl versehen.*

*Daselbsten ein großer hoher dünnerer
Casten mit zweyen Thüren und zweyen
Schlössern und Schlüsseln versehen.*

*Ein Pult steht im Chor, darauf ein Ge-
sangbuch liegt.*

Von dieser Aufzählung weicht die Liste von 1736 nur geringfügig ab.

Das Brandunglück am 4. Oktober 1865

Der Herbst des Jahres 1865 muß anhaltend trocken gewesen sein. Ob darin die Ursache des damaligen Großbrandes zu suchen ist, bleibt ungeklärt.

Zwischen 1 und 2 Uhr am Mittag brach im Haus des Schreiners Jakob Friedrich Kurz ein Feuer aus. Von dem bei der Krone gelegenen Brandherd aus erfaßten die Flammen

„bei scharfem Ostwind und großer Dürre“ in rascher Folge 6 Anwesen in Richtung Kirche. Aus den umliegenden Orten eilten die Feuerwehren mit Fuhrwerken herbei, um Hilfe zu leisten. Bis abends 6 Uhr lagen 6 Anwesen in Schutt und Asche. Menschen und Tiere konnten zwar gerettet werden, doch kaum Habseligkeiten. An die 6000 Garben – sie lagen noch ungedroschen auf den Bärnen (Tennen) – und das gesamte Heu und Öhmd verbrannten.

Der Pfarrer Memminger fürchtet Schlimmes für Kirche und Pfarrhaus. Seinen Bericht an den Dekan schloß er mit den Worten: „Groß ist der Schrecken und Jammer und Gott unser Trost, und sein Name sei gepriesen.“

Die Not der Obdachlosen war wirklich groß. Nur zwei von Ihnen hatten sich schwach versichert.

In einer Aufstellung des Schadens kam die Summe von 10 580 Gulden zusammen. Pfarrer und Schultheiß organisierten damals eine dringende Hilfsaktion.

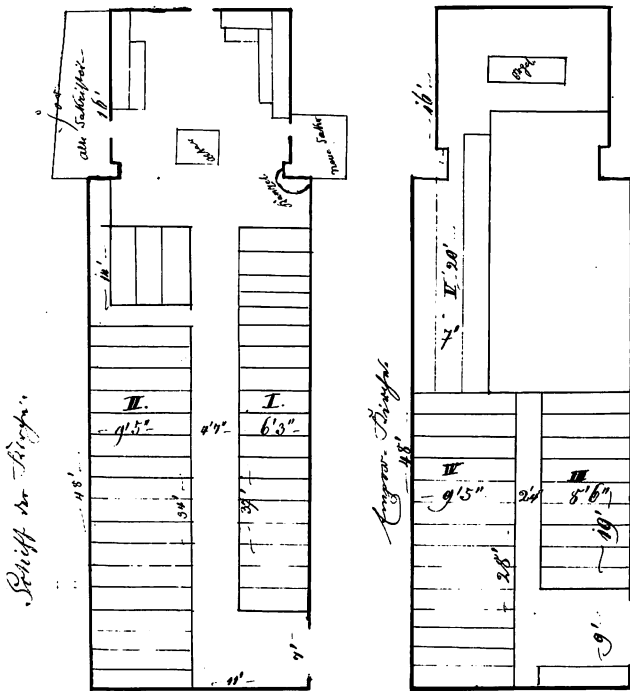
Bei der Schadenserfassung sind auch die Namen der Geschädigten genannt: Jakob Friedrich Kurz, Martin Schlotterbeck, Martin Müllerschön, Christian Walter, Jakob Schmid, Adam Knecht, Friedrich Lamparter, die Gemeinde, Wilhelm Röhm, Johannes Schlotterbeck, Kronenwirt Jakob Reiff, Jakob Knecht, Acciser) und Johann Georg Kurz.

Kirchenstuhlordnung zur Verhinderung von Streitigkeiten

Grundriß der alten Kirche aus dem Jahr 1866 im Maßstab 1:100

Mittelsacht.
Oberamt Ulm.

Grundriß der gegenwärtigen Kirche.
1866



Längere Länge der Kirche: 64 Fuß.
Längere Breite: 20 Fuß 3 Zoll. =
Kanzelbreite: 4 1/2 Fuß.
Längere von Chor: 16 Fuß.
= 64 Fuß.

I. Chorbreite auf der südlichen Seite: 20' 3" 10"
II. Chorbreite auf der nördlichen Seite: 20' 2" 20"
III. Länge der Kanzel auf der südlichen Seite: 16' 3" 40"
IV. Länge der Kanzel auf der nördlichen Seite: 16' 3" 40"
= 46' 3" 50"
= 11' 6" 70"

IV = 1 Sitzveränderung somit in Paderborn
691' = 173 Sitzplätze.
Auf der Länge der Kirche: 1169' = 117
290 Sitzplätze.
Diese werden bei der gegenwärtigen Größe
in Aufteilung der Kirche im Ganzen
= 1160' somit Sitzveränderung
= 290 Personenveränderung.

In den meisten Visitationsberichten wird darauf verwiesen, daß Ortsvorsteher, Gerichtsverwandte, Gemeinderäte und Lehrer „in ihren Stülen stehen“. Damit waren nicht beliebige Plätze angesprochen, sondern innerhalb des Kirchenraumes genau festgelegtes Gestühl. Was für die Stuhlinhaber von profilierender Bedeutung war, diente den Pfarrern gleichzeitig einer sehr praktikablen Kontrolle. Auf diese Art war leicht zu überprüfen, wie eifrig und vorbildlich dieser Personenkreis die Gottesdienste besuchte.

So wird schon 1601 von Pfarrer Schickhart vermerkt: „*Die Richter stehen nicht in ihren Stühlen und geben schlechtes exempel.*“ Im Jahre 1602 wird von Schultheiß Hans Nibling berichtet: „... *besucht die Predigt und Nachtmal wie sichs gebüret.*“ Auch über die Anwesenheit der „Herrschaft Hammetweil“, die von jeher einen eigenen Stuhl inne hatte, war so der Pfarrer wohl informiert.

Neben dem derart reservierten Gestühl bestand jedoch auch die Möglichkeit, daß sich Familien in eigene Stühle einkaufen konnten. Zwar ist die Entstehung dieser Einrichtung aus den vorliegenden Akten nicht ersichtlich. Sie wird aber sehr wahrscheinlich schon vor dem 30jährigen Krieg bestanden haben, denn um 1640 hat die Stadt Stuttgart für ihre Kirchen eine Kirchenstuhlordnung erlassen, um die in den Kriegswirren entstandenen Verwilderungen zu beseitigen.

Hauptsächlich die begüterten Familien konnten von dem Kaufrecht Gebrauch machen und sich so repräsentative Plätze in der Kirche sichern. Ärmere Bürger mußten mit den hinteren Sitzen vorlieb nehmen. Diese nicht ganz christliche, käufliche Klassifizierung wurde hingenommen, weil sie das für die Kirchenkasse dringend benötigte Geld erbrachte. Die Kaufpreise waren sehr unterschiedlich und lagen pro Platz zwischen 3 und 12 Gulden in den Jahren um 1830.

Einmal gekaufte Plätze konnten gegen Bezahlung einer jeweils festgelegten Taxe in den „Männerstühlen“ vom Vater auf den ältesten Sohn, in den „Weiberstühlen“ von der Mutter auf die älteste Tochter vererbt werden. Daraus ergaben sich für die Vergabe der Stühle an Nachkommen und Verwandte Komplikationen, die zu Streitigkeiten bis zu tätlichen Auseinandersetzungen führten und letzten Endes nur noch vom Dekan in Urach beizulegen waren.

Zwar bestanden Listen über die Platzinhaber, sie wurden aber durch häufige „Vakaturen“ (Zeiten, in welchen die Pfarrei unbesetzt war) oder durch ungenaue Einträge unübersichtlich. Überdies müssen sich in den 200 Jahren nach dem Dreißigjährigen Krieg „Observanzen“ (gewohnheitsrechtliche Traditionen) eingeschlichen haben, die zu Irritationen führten.

Einige Beispiele über die geführten Streitigkeiten sind beredte Zeugnisse: Anno 1804 kommt der Sternwirt Johann Georg Müller um Zuteilung eines Kirchenstuhls für seine Hausfrau ein. Der Kirchenkonvent – zuständig für die Vergabe – gesteht ihm dieses zu. Gleichzeitig beantragt jedoch die „Zollerin“, eine jüngere Schwester der Sternwirtin, den gleichen Platz für sich. (Nach der Württembergischen Stuhlordnung hatte das Alter den Vorrang).

Zwar besitzt die Zollerin schon einen eigenen Platz. Sie will jedoch einen weiteren hinzu erwerben und bietet den ungewöhnlich hohen Preis von 35 Gulden an. Der Kirchenkonvent gerät dadurch in arge Entscheidungsschwierigkeiten und wendet sich an den „Spezialis“ (Dekan) in Urach. Dieser antwortet in scharfer Form, weil er es für unschicklich findet, daß Reiche so einen Vorzug vor Armen hätten und beständig Streitereien zu erwarten wären: *„Ewer Hoch-Ehrwürden wollen die Pfarramtliche und Kirchenconventliche Entscheidung dahin einleiten, daß der Stuhl der Sternwirtin zugeschrieben wird.“* Über die Zollerin bemerkt er rügend: *„... daß sie die Ungerechtigkeit ihrer Forderung selber fühlt und mit Geld zu tilgen suche.“*

Im Laufe der Zeit müssen sich kuriose Gepflogenheiten eingeschlichen haben. So wurden sogar halbe Plätze vergeben. Da nun einmal der Mensch nur einen ganzen Platz

besetzen und damit besitzen kann, so mußten dadurch zwangsläufig weitere Streitigkeiten entstehen.

Pfarrer Knittel berichtet 1804 dem „Hochlöblichen Gemeinschaftlichen Oberamt“ in der vorher geschilderten Sache über einen weiteren vertrackten Umstand, nämlich, daß der Kirche 1 1/2 Plätze in einem der verkauften Stühle wieder zugefallen seien.

Um also die verwandtschaftlichen Streitigkeiten zu beenden, sprach der Kirchenkonvent den ganzen Platz des Sternwirts Weib zu, der halbe Platz sollte der Zollerin um den angesetzten „Fall“ verkauft werden. Die Männer haben zudem je 10 Schilling gestiftet.

Nun kam aber der Müller Röhm und wollte eben diesen halben Platz, da er in dem Stuhl schon 1 1/2 Plätze besaß. Seine Begründung: *„... es gebe sonst die größten Händel.“* Außerdem wollte er mehr als die anderen Interessenten stiften.

Darüber kam der Pfarrer mit seinem Konvent in Zugzwang und schrieb an den Dekan: *„Da wir nun unseren Schluß nicht zurücknehmen können und wollen, so ließen wir es uns gefallen, wann Ewer Hochlöbliches Gemeinschaftliches Oberamt den Kirchenconventlichen Schluß annullieren würde, um allen Mieshelligen vorzubeugen und dem P.C. (Kirchenkasse) eine größere Stiftung zu verschaffen.“* (Mitunterzeichner: Balthas Müller, Schultheiß)

Der Spezialis Gros aus Urach behob den Fall mit Maß: *„Es ist ungewöhnliches, von einem Kirchenstuhl einen halben Platz zu verkaufen, etwas, das in der Kirche selbst Händel geben könnte. ‚Meo decani voto‘ möchte daher dem Müller Rehm der in Anspruch genommene halbe Platz um so mehr zugesprochen werden, als er in eben diesem Stuhl schon einen halben Platz besitzt und durch den halben erst einen ganzen bekommt.“*

Häufig berief man sich bei diesen Streitigkeiten auf mündliche Abmachungen mit Vikaren, die als Stellvertreter mehr oder weniger lange die Pfarrei versahen. Weil aber diese in den verschiedensten Orten – teilweise weit entfernt – tätig waren, konnten fragwürdige Behauptungen kaum nachgeprüft werden. Dieser unersprießliche Zustand muß den Pfarrer Joh., Karl, Heinrich Pregizer, 1829–1850, sehr genervt haben, und so machte er sich daran, den Übelstand zu beheben. Nach vergeblichen Recherchen in seinen Kirchenbüchern wollte er eine neue, verbindliche Kirchenstuhlordnung erstellen. Dazu bedurfte er der Zustimmung vom Königlich Gemeinschaftlichen Oberamt, Dekanatsamt, Gemeinderat und Kirchenkonvent. Offensichtlich bestanden auch in den benachbarten Kirchen keine gut funktionierenden Ordnungen, sonst hätte er nicht auf die 200 Jahre vorher erlassene Kirchenstuhlordnung der Stadt Stuttgart von 1640 zurückgegriffen.

Er hat dann jenes Modell nach den lokalen Erfordernissen modifiziert. Nachdem der Entwurf im Gemeinderat und Kirchenkonvent diskutiert war, mußte er an die übergeordneten Stellen zur Genehmigung eingesandt werden. Trotz einiger Bedenken wurde sie dann doch erteilt, wie die beiden Marginalien auf dem halbbündig verfaßten Schriftstück zeigen. Die beschlossene Ordnung mußte an die obere Behörde zur Genehmigung eingereicht werden. Sie hat im fertigen Entwurf folgenden einleitenden Wortlaut.

„Königl. Gem. Oberamt möchte von dieser Kirchen-Stuhl-Ordnung gefällige Einsicht nehmen, und, wenn dieselbe auch die gewünschte Zustimmung Königl. Gem. Oberamts erhält, diese für die Kirchliche Gemeinde Mittelstadt und Reichenneck gütigst bestätigen. Man hofft, daß mit Einführung dieser Kirchen-Stuhl-Ordnung unangenehmen Auftritten, wie sie schon bey Vergebung der Kirchenstühle vorkommen, für die Zukunft vorgebeugt würde.

Man hat sich viel Mühe gegeben, mittelst genauer Durchsicht der Kirch-Convents-Protokolle bis in die Hälfte des vorigen Jahrhunderts zurück, auf irgend eine Ordnung, nach welcher früher Kirchenstühle vergeben wurden, zu kommen, erfand sich aber da und dorten statt der gewünschten Anzeigen von Ordnung, oft Confussion, Parteilichkeit und Willkür. Somit stunden dann vermeintliche Observanzen, und der eine berief sich auf

mündliche Auskünfte und Zusagen längst verstorbener Pfarrer, das man in gerechtem Mißtrauen gegen solche mündliche Traditionen faßt bedauern möchte, daß man die Todten nicht befragen kann.“

Der Dekan bemerkte: „Ich glaube, daß im Allgemeinen die vorgelegte Kirchen-Stuhl-Ordnung, wenn auch Einzelnes hie und da auszusetzen wäre, . . . , genehmigt werden dürfte.“

*Urach, 12. November 1836
Ziegler*

In Mittelstadt erfolgte die Annahme einstimmig. Und um die Wirksamkeit dieser Ordnung zu präzisieren, fügt der Kirchenkonvent noch ein „Schematis genealogici“ (Ausschnitt aus dem Stammbaum) bei, mit dem die Berechtigungen im vorher geschilderten Streitfall ermittelt werden konnten.

Obwohl für uns heute – Gott sei Dank – in der Kirche keinerlei Sitzordnung besteht, so ist ein Einblick in diese früher sehr wichtig genommene Regelung interessant:

„Taxation“ der Kirchenstühle

Männer-Stühle

a) im Chor, parterre bey der Sakristey 2 eingemachte Stände, auf der entgegengesetzten Seite der anderen Sakristey 6 eingemachte Stände.

Von diesen Ständen sind 2 für Scharwächter und Schützen, oder bei Taufen für Väter und Pathen, oder bey Hochzeiten für Bräutigam und Gesellen, die übrigen sind für beurlaubte Soldaten bestimmt.

b) *auf der Emporkirche*

aa) im Chor:

der ganze von der Orgel übergelassene Raum ist für Schullehrer, Schulknaben und Calcanten.

bb) im Schiff oder Langhaus
Nord-Seite

I. 13 eingemachte Size, Amts-Stühl für Ortsvorsteher und Gemeinderäthe, davon 2 Size a 8 fl.

II. 10 eingemachte Size a 4 fl.

III. für ledige junge Leute a 4 fl.
West-Seite

I. am Brustholz:

3 Size Hammetweiler Knechte a 4 fl.

6 Size eingemacht a 5 fl.

3 Size eingemacht a 4 fl.

1 Aufschlag-Bank

Diese 13 Sitze ununterbrochener Linie, die weiteren sind in der Mitte durch ein Gänglein unterbrochen.

rechts:

- II. 6 Plätze,
- III. 6 Plätze
- V. 6 Plätze
- V. 6 Plätze
- VI. 6 Plätze
- VII. 6 Plätze

links:

- II. 6 Plätze bis VII. je 6 Plätze;
unter der Stiege (zur Empore) 4 Plätze.

Weiber-Stühle

Schiff oder Langhaus

a) auf der Nord-Seite

aa) in der Linie von Ost und West

- I. Pfarr-Stuhl 4 Size
- II. 4 Size, davon 1 für die Schulmeisterin, 1 für die Stiftspflegerin, 2 verkauft a 6 fl.
- III. für die Herrschaft und Pächter von Hammetweil 6 Size

bb) in der Linie von Nord nach Süd

I. bis XIII. je 6 Plätze

Die römischen Ziffern kennzeichnen die lokalen Bereiche innerhalb des Kirchenraumes (siehe Plan).

Quelle:

Kirchenstuhlordnung von Mittelstadt, 1836
Kirchenkonventsprotokolle

Das Epitaph der Pfarrfamilie Gerlach



An der Nordwand unserer heutigen Kirche hängt zwischen den Fenstern ein in stark nachgedunkelten Farben gefaßtes Schnitzwerk mit verschiedenen Bild- und Schrifttafeln. Es ist von Pfarrer Elisäus Gerlach (1672–1704) und seiner Ehefrau Juliana, Margaretha, gestiftet zum Gedächtnis ihrer 9 verstorbenen Kinder. Von 11 Kindern blieben nur 2 am Leben. Die Todesursache der 4 Töchter und 5 Söhne ist nicht bekannt.

In vielen Städten und Dörfern war es Brauch, daß Angehörige aus Adel, Klerus und wohlhabendem Bürgertum für ihre verstorbenen Eltern und Geschwister Erinnerungstafeln zum bleibenden Gedächtnis stifteten, teilweise in so großer Zahl, daß kaum die freien Wände dafür ausreichten. Derartige Hängeepitaphien bildeten zwischen dem 14. und 18. Jahrhundert wichtige Bestandteile sakraler Kunst und Ausschmückung.

Noch 1817 berichtet ein Pfarrer von über 50 Epitaphien, die in der Uracher Amanduskirche aufgehängt waren.

Bei allem nachträglichen „Mit-Leid“ gegenüber der damaligen Pfarrfamilie ist es sehr interessant, das barocke Erinnerungsmal genauer zu betrachten und zu durchwandern. Zuerst ist ein in Halbrelief geschnitzter Engelskopf aufgesetzt. Er ruht in einem ornamentalen Band, dessen aufgeschwungene Enden als Flügel gestaltet sind. Seitliches Rankenwerk faßt ein ovales Schild mit dem

Doppelwappen der Stifterfamilie auf grauem Grund. Des Pfarrers Wappen wird von einem diagonal verlaufenden Goldband in 2 Felder geteilt. Auf ihm ist ein Stab dargestellt, einem Szepter ähnlich. In die beiden freien Flächen ist je ein Granatapfel aufgemalt. (Das antike Symbol der Unsterblichkeit wird in der christlichen Kunst als Auferstehungssymbol übernommen.) Als Helmzier thront eine Halbfigur mit breitrempeligem Hut, in der linken Hand ein Kreuz (Christus mit dem Auferstehungskreuz?). Das Wappen der Pfarrfrau Juliana, Margaretha Camerarien (Camerer) zeigt auf Goldgrund einen mähenden Mann mit roter Kniehose, weißem Hemd und flacher Mütze. Die Helmzier besteht aus stilisierten floralen Formen, in der Mitte eine weiße Blume. Juliana, M. Gerlach, geb. Camerer stammte aus einer in Reutlingen und Tübingen seßhaften Familie mit hohem Ansehen. Eine Reihe männlicher Sprosse sind dort als Ärzte und Advokaten bekannt gewesen. Weit vorspringendes, gekröpftes Gesims schließt den oberen Teil ab; in der Mitte droht ein dämonisches Gesicht. In dem darunter liegenden Gesimfeld steht lateinisch – deutsch:

Symbolum: Amor (?) Jesus
 Liebster Jesu ich lieb dich
 der du leydst den Tod für mich.



Zwischen 2 gewundenen Säulen, umrankt von Birnen tragenden Zweigen, ist das Hauptbild eingesetzt. Die Säulenbasen sind je mit einem Engelskopf verziert, jonische Kapitelle schließen sie oben ab. Geschnitzte Ranken und Voluten schließen das „Hauptgeschoß“ nach den Seiten ab. Das Hauptbild-Motiv stellt eine biblische Szene aus dem Buch der Könige, 2. Kapitel 9, 13, dar: Zwischen hohen Stämmen mit dichtem Laub kniet Elisa in halber Rückenansicht, barhäuptig, beide Arme in bittendem Gestus nach oben reckend. Über seinem roten Unterkleid wallt stark gefaltet das Oberkleid. Die ganze Figur wendet sich einem dramatischen Geschehen im Hintergrund zu. Dort fährt in einem flammenden

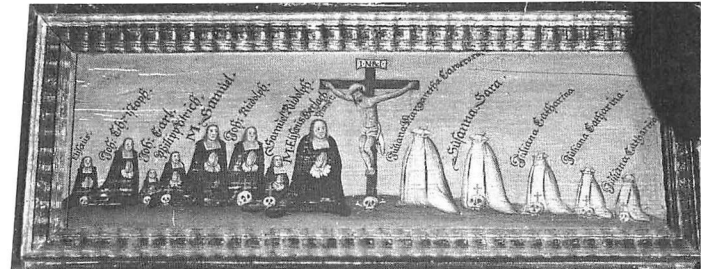


Feld der Prophet Elia auf einem von 2 Pferden gezogenen feurigen Wagen „im Wetter gen Himmel.“ Vor Elia fällt der Elia entfallene Mantel zur Erde.

Sicher ist die Auswahl gerade dieses Motivs der Namensentsprechung von Elisa und Elisäus zu verdanken. Pfarrer Elisäus Gerlach wird wohl gleich seinem biblischen Namensbruder im Propheten Elia „den Wagen Israels“ gesehen haben.

In der Landschaftsvedute im Hintergrund sind nur vage Andeutungen von Hügeln und einem See erkennbar. Wir kennen den Maler des etwas ungenau und derb dargestellten Motives nicht, können aber vielleicht annehmen, es stamme von einem Meister aus der Umgebung (schon 1569 führte ein Jakob Salb in Reutlingen solche Aufträge aus).

Unter dem Gebälk der Konsolzone für das Hauptbild ist die eigentliche Gedächtnistafel der Stifterfamilie eingesetzt. Dem gängigen Schema folgend werden links, mit dem Vater beginnend, die männlichen Familienglieder aufgeführt, rechts entsprechend die weiblichen. Über den in zeitgenössischer Kleidung Dargestellten sind steil nach oben die Namen zu lesen. Den bereits verstorbenen Kindern liegt ein Totenkopf zu Füßen, und auf die Brust ist ein rotes Totenkreuz gemalt. So ist die traurige Ernte des Todes abzulesen:



M. Elisäus Gerlach, Pfarrer, Samuel Rudolph +, Johann Rudolph +, M. Samuel, Philipp Ulrich +, Johann Carl +, Johann Christoph, Elisäus +; Juliana Margaretha Camerarien, Susanna Sara +, Juliana Catherina +, Juliana Catherina +; Auffallend ist, daß die 3 jüngsten Töchter den gleichen Namen tragen. Die jeweils nachgeborene wurde nach der vorausgehend verstorbenen Schwester getauft.

Auf einem umrahmten Schild steht in goldener Schrift: *„Dieses Epitaphium stiften Gott zu Ehren und ihren seligen Kindern so auf dem Kirchhof allhier begraben liegen. Zum Angedenken M. Elisäus Gerlach, Pfarrer zu Mittelstadt neben seiner Hausfrau Juliana Margaretha Camerarien von Reutlingen. Den 8. Martij 1688.“*

Ein Engelskopf – ähnlich dem oberen – schließt das fünfgeschossige Epitaph nach unten ab. Alle Sichtkanten an Ornamenten und Kanten sind vergoldet.

Mit diesem Bildwerk ist ein Teil der alten Kirche auch in der neuen lebendig geblieben.

Quellen:

1. Dekanatsarchiv Urach
2. Pfarrbeschreibungen 1827, 1832, 1833, 1869, 1905
3. Friedrich Schmid: Die Amanduskirche in Bad Urach
4. Sechs, Badstüber, Neumann: Christliche Ikonographie



Das Kruzifix

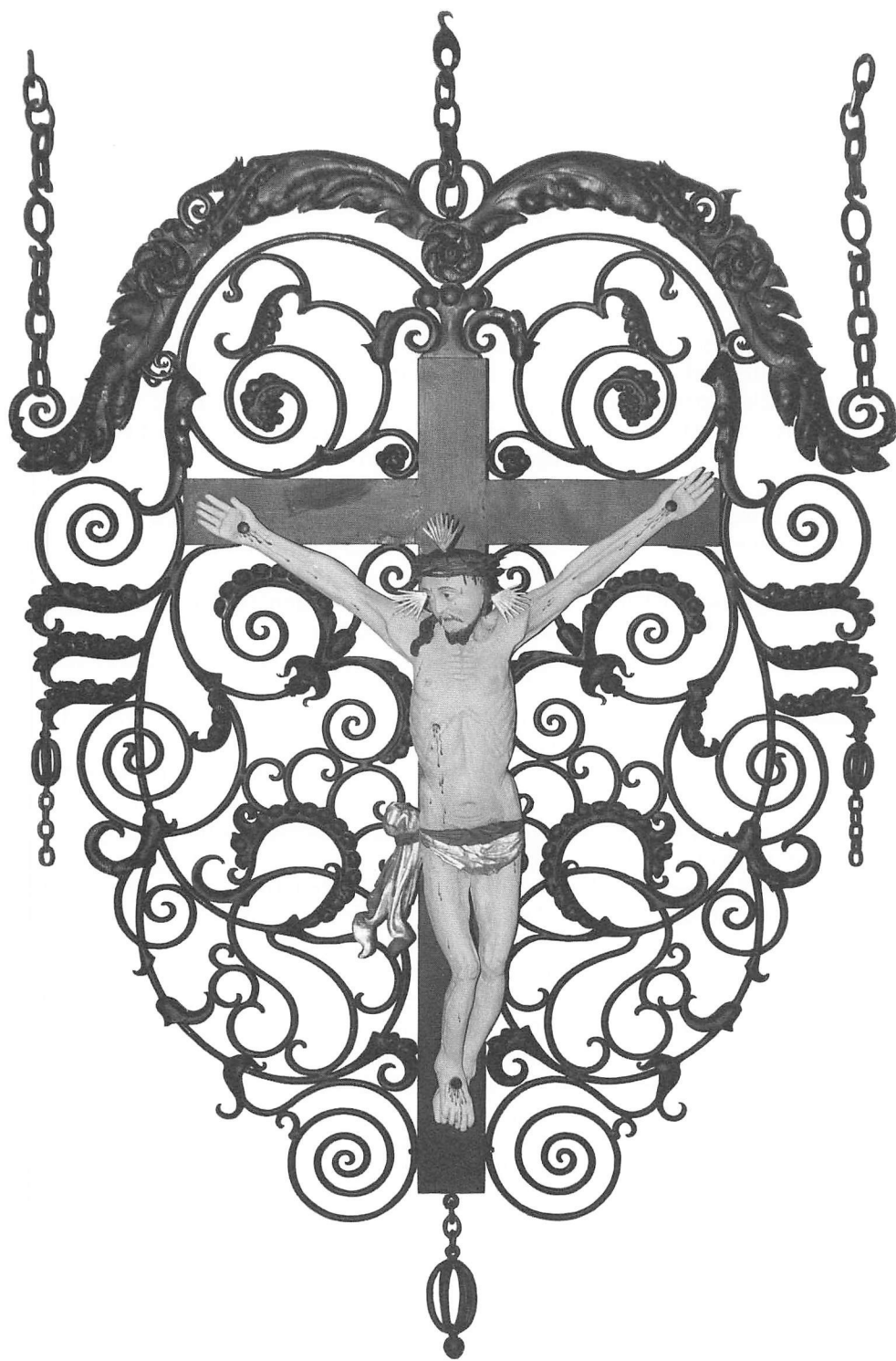
In den großen Domen, Münstern und Kirchen trennt ein etwas tiefer gehängter Triumphbogen den Kirchenraum des Langschiffes vom Chorraum. In diesem Bogen hängt noch heute an vielen Orten ein Großkreuz mit dem gekreuzigten Christus.

Ähnlich ist in unserer Kirche die – allerdings wenig tiefe – Chornische durch einen Bogen vom Kirchenraum getrennt. Dort hängt der Gekreuzigte an einem etwa 1,50 m hohen Kreuz, das aus Eisenblech gefertigt ist. Ein ornamentales Rankenwerk, geschmiedet, bildet den ansprechenden Hintergrund des Gehänges. Zwei vollere Blätterranks schließen von oben abwärts schwingend das Ganze in symmetrischer Form ab. Die Christusskulptur ist aus Holz geschnitzt, wohl aus dem früheren 17. Jahrhundert stammend, farbig gefaßt. Das Darstellungsprinzip folgt dem seit der Frühgotik üblich gewordenen Bild des gemarterten Jesus, nackt, nur mit einem Lendenschurz bekleidet, beide Füße übereinandergengelagert. Der Kopf ist leicht nach rechts vorn geneigt.

Über den Schöpfer der Christusgestalt wissen wir nichts. Lange Zeit soll die Skulptur – allerdings mit anderem Kreuz – in der alten Kirche gehangen haben. Irgendwann muß dann das durch den Holzwurm schadhafte gewordene Kreuz abgenommen worden sein. Es landete in einer Ecke der Sakristei.

1907 berichtet Pfarrer Schreiber, daß die katholische Frau eines in Mittelstadt geborenen Stuttgarters das im Winkel stehende Kruzifix gerne erworben hätte. Pfarrer und Kirchengemeinderat taten gut daran, sich aus ebenfalls erwachtem Interesse an den Landeskonservator zu wenden. Dieser empfahl den Handel – vielleicht schon im Blick auf den absehbaren Neubau – nicht, und so blieb das schöne Stück erhalten.

Über das Kreuz mit dem umrahmenden Rankenwerk weiß man besser Bescheid. Der Schlossermeister Schairer fertigte – sicher nach Plänen des Architekten Elsässer – eine sehr ansprechende Arbeit an, die den aufgefrischten Christus aufnehmen konnte. In den letzten Tagen vor der Einweihung der neuen Kirche konnte das Kruzifix, teilweise im Schein der erstmals installierten elektrischen Beleuchtung montiert werden.



Der neue Gottesacker

Über die Jahrhunderte hindurch lag der „Kirchhof“ um oder bei der Kirche (siehe Bempflingen, Neckartenzlingen, Sondelfingen, Pliezhausen usw.) Die Fläche war meist durch die umliegende Bebauung begrenzt; deshalb mußte beim steigenden Wachstum der Bevölkerung früher oder später neuer Raum geschaffen werden.

In Mittelstadt wurde – nach der Pfarrbeschreibung von 1827 – der Kirchhof alle 30 Jahre umgegraben. Um die Jahrhundertwende war die verfügbare Begräbnisfläche knapp geworden. Die sogenannten Ehrengräber (Taxpreis 12 M) an der Südseite der Kirche blockierten Platz für neue Gräberfelder.

1905 hatte die Gemeinde im Kapf einen neuen Friedhof angelegt. An Pfingsten 1905 war mit dem ersten Begräbnis der Platz eingeweiht worden. Damit änderte sich eine übliche Gepflogenheit: Im Anschluß an die Bestattung begab sich früher die gesamte Trauergemeinde in die nahe Kirche. Wegen der beträchtlichen Entfernung fand die Feierlichkeit jetzt auf dem Friedhof statt. Der Schülerchor sang zu Beginn allein und am Schluß mit der Gemeinde zusammen.

Bis 1920 empfing der Pfarrer den Leichenzug erst am Friedhof. Am Trauerhaus sang lediglich der Schülerchor und setzte sich bei Beginn des Läutezeichens an die Spitze des Zuges.

Um 1920 hatte sich ein Jungfrauenkreis gebildet. Die Frau des Pfarrers wirkte als Dirigentin. Der Pfarrer Essig verpflichtete sich, vom Trauerhaus ab den Leichenzug zu begleiten, wenn der neue Chor den Schülerchor ablöse.

Dieser Chor war indessen nicht immer funktionsfähig. Das hing damit zusammen, daß in manchen Fabriken die Schichtzeiten geändert wurden oder ganz aufhörten; die hiesige Strickerei, vorwiegend Heimarbeitsstätte, war zur Fabrik ausgebaut worden. Dadurch waren manche Sängerinnen nicht mehr verfügbar. Neue Kräfte ließen sich nicht gewinnen.

Auf dem Friedhof konnte zwar die Gemeinde den Gesang mittragen, nicht aber am Trauerhaus, weil dort anfangs nur wenige Leute standen. Den Bürgern war es ein Anliegen, ihren Toten nicht sang- und klanglos das Geleit zu geben; auch auf dem Friedhof war Chorgesang erwünscht. So sah der Kirchengemeinderat einen Ausweg nur in der erneuten Bildung eines Schülerchores unter Leitung der Pfarrfrau. Die Mädchen der Oberklasse sollten den Kern des Chores bilden.

Zur Verwirklichung der Notlösung wollte man den Nachmittagsunterricht der Schule berücksichtigen und die Beerdigungszeit auf die erste oder letzte Stunde legen. Jeweils im Anschluß an das Ende des Nachmittagsun-

terrichts sollte eine einstündige Probe sein. Zur Belohnung setzte der Kirchengemeinderat den Betrag von 10 M je Sängerin fest – in der Erwartung eines freiwilligen Mehrbetrags vom Trauerhaus aus. (Der hohe Betrag pro Sängerin ist auf die Inflation zurückzuführen.) Ab 1927 existierte ein regulärer Leichenchor. Noch 1926 hatte sich der Kirchengemeinderat um den Hauptlehrer Sauter vergeblich bemüht, den Chor zu übernehmen. Da inzwischen wieder Schüler im Chor mitwirkten, hielt man es für richtig, einen Lehrer dafür zu gewinnen. Hauptlehrer Keuerleber war zur Übernahme bereit. Er verstärkte den Chor mit Männerstimmen und schuf damit einen wirkungsvollen Klangkörper.

Mit dem Chor gab es 1930 Schwierigkeiten: Sängerinnen und Sänger, die nicht gleichzeitig dem Gemischten Chor angehörten, wurden aus dem Leichenchor gedrängt. Der Dirigent Keuerleber, „*ein ganz unkirchlicher Mann*“, verhielt sich dem Pfarrer gegenüber freundlich.

Bei außerkirchlichen Beerdigungen erhielt 1926 der Mesner 5 M für das Läuten. Die Trauerfamilie hatte 3 M an die Kirchenpflege zu leisten.

Seit 1987 steht im vorderen Teil des Friedhofes eine von der Stadt Reutlingen errichtete moderne Aussegnungshalle. Dieser Zentralbau nimmt die „Trauergemeinden“ bei jeder

Witterung auf – nicht immer ganz, denn das dörfliche Zusammengehörigkeitsgefühl wirkt noch so stark, daß nicht jeder Platz findet. Mit einer Kleinorgel wird der Gemeindegesang unterstützt.

Das Pfarrhaus

Das Pfarrhaus vor Renovierungsbeginn. Zur Untersuchung des Fachwerks ist der Verputz teilweise abgeschlagen.



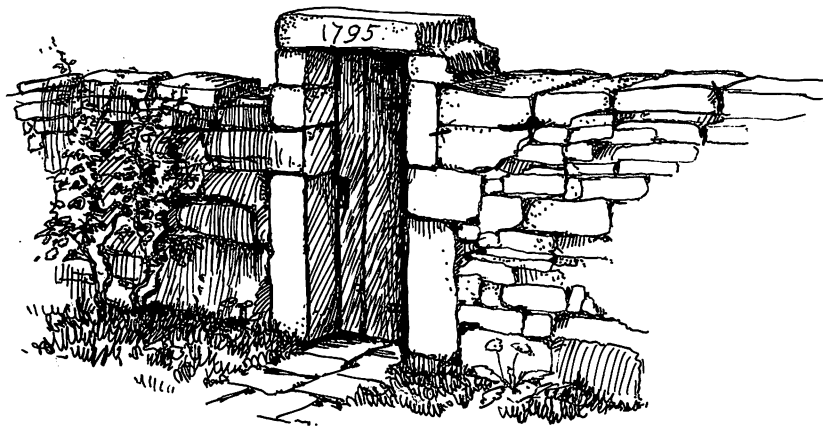
In vielen Dörfern lagen früher Kirche, Pfarrhaus und Schule eng beieinander. Durch das Bevölkerungswachstum mußte meist für die Schulen nach 1900 neuer Raum geschaffen werden. Aber auch Pfarrhäuser fielen den verschiedensten Veränderungen zum Opfer oder erhielten andere Funktionen (Bem-pflingen, Riederich). Die enge Verbindung von Kirche und Pfarrhaus bleibt in Mittelstadt auf längere Sicht bestehen. Bis 1991 war sogar die ihm zugehörige Pfarrscheuer, (jetzt evang. Gemeindehaus) noch vorhanden, ein von der Talseite her weithin sichtbarer Fachwerkbau.

Diese Einheit wird 1537 beschrieben: „*Der Pfarr aigen: 1 Haus, Scheuer, Hofraitin (Hofplatz) und etwa 1 Mannsmahd Garten.*“ Im Lagerbuch von 1555 ist noch angefügt bei der Auflistung: „*Unnd us Bericht der Eltisten zue Mittelstadt, erfindt sich, daß die Closter Frauen zue Pfullingen solch obgemelt Haus und Scheuer an allen Haupt- und schleißenden Gepäuen uff ihren Kosten erhalten haben.*“ Ähnlich wie bei der Kirche läßt sich bis jetzt nicht ermitteln, zu welcher Zeit das erste Pfarrhaus erbaut wurde. Es kann nicht sehr groß gewesen sein, Die Erweiterung ist erst im 19. Jahrhundert erfolgt. Der früheste Hinweis auf den baulichen Zustand stammt von 1602. Es wird berichtet, man habe „*einen großen Baukosten auf das Pfarrhaus verwendet.*“ Im Blick

auf die damalige Genügsamkeit muß der Bau dringend gewesen sein.

Der Dreißigjährige Krieg brachte Verwahrlosung und Verwüstung. Das geht aus einer Rechnung der Kloster-Hofmaierei von 1649/50 hervor. Für die Wiederinstandsetzung des Hauses mußte ein größerer Betrag aufgewendet werden. Eine Bemerkung gibt Aufschluß: „*... nachdem das Pfarrhaus von den Soldaten übel zerwüestet, die Boden uffgehebt und verbrennt.*“ 1702 und 1706 wird der Zustand als „in gutem Stand“ bezeichnet, doch ab 1720 mehren sich die Hinweise auf Reparaturbedürftigkeit. 1721 wird festgestellt, man müsse alle Jahre etwas flicken; 1726 wird auf das Alter und die Beengtheit hingewiesen. Ab 1730 sind Mängel beschrieben:

Das Pfarrtörchen von 1795. Es ist heute noch erhalten und stellt die Verbindung zwischen Pfarrgarten und Kirchplatz dar.



alt und unfreundlich, 1738 elendige Fenster in der Stube. 1740 wird resignierend von Pfarrer Harter festgestellt, daß in Bausachen bei der harten Haltung des Klosterhofmeisters in Pfullingen nichts zu erwarten sei (Harter stritt mit diesem wegen der Beschneidung seiner Einkünfte).

Ehemalige Pfarrscheuer –
Südgiebel; 1991 abgebrochen



Endlich im Jahr 1742 muß mit dem dringendst notwendigen Bau begonnen worden sein, denn im folgenden Jahr schreibt der Pfarrer: „Man ist im Bauen schon seit vorigen Sommer, es ist aber noch nichts im völligen Stande, aber bewohnbar.“ Über lange Jahre fehlen Hinweise auf das Pfarrhaus. Doch 1787 wird erwähnt, es sei ein 86 Schuh (etwa 2,5 m) tiefer Brunnen im Hof gegraben worden. Wir müssen daher annehmen, daß die Pfarrmägde aus dem beträchtlich tiefer und entfernt liegenden „Gießbrunnen“ (heute nicht mehr vorhanden) das Wasser für die meist vielköpfigen Familien heraufschleppten. 1827 wird er als „Räder-Ziehbrunnen“ erwähnt, der nur gewöhnliches Bachwasser liefere.

Anders sah es Pfarrer Schreiber 1905. Er erwähnt das an sich gute Quellwasser. Leider sei der Brunnen nicht gut benützlich, weil sich am Gestänge Rost angesetzt hätte, und man müsse in mühsamem Transport das Wasser aus dem Gießbrunnen heranschaffen. 1912 wurde er wieder zugeschüttet.

Der Vikar Finkh erwähnt nach einer begeisterten Beschreibung der aussichtsreichen Lage des Hauses einige Einrichtungsbestände innerhalb und außerhalb. Im Haus befand sich auf der südlichen Giebelseite noch ein Stall für Vieh und Hühner. Ein weiterer Stall war auch in der nebenstehenden Pfarrscheuer eingebaut. Das ist nicht so abwegig,

wenn man auf die mit der Besoldung verbundene Nutzung von Grundstücken und Naturalien blickt: Der Pfarrer war bis ins 19. Jahrhundert ein nebenberuflicher Landwirt. Heu, Öhmd und Kleinzehntfrüchte wurden in der Scheuer gelagert. Mit der allmählichen Wandlung zu einer pekunären Besoldung verlor zunächst der Stall im Haus seine Funktion und wurde als Holzstall genützt. 1928 richtete man dort ein kirchliches Vereinszimmer ein.

1825 fügte man dem alten Pfarrhaus gegen Norden einen Anbau zu mit einem großen und tiefen Keller, *„in halber Höhe besonderer Obstkeller mit praktisch hängender Hurde.“* Von den 7 Zimmern waren 3 heizbar – sie waren mit einer Höhe von 3 m für die Heizung unpraktisch. Im Haus war noch ein Backofen eingemauert.

Nach der Vakatur zog 1829 der Pfarrer Pregizer (1829–1850) auf. Von ihm stammt eine aufschlußreiche chronologische Zusammenstellung der baulichen Maßnahmen während seiner Amtszeit. Daraus sind die wichtigsten Daten entnommen:

1830 Wohnstube, Stubenkammer und Nebenzimmer werden bedeutend verbessert: alte Getäfer abgerissen und alle 3 Zimmer gegipst, neue Böden gelegt, neue Türen, Brustgetäfer gestrichen, in der Wohnstube die richtige Fenstereinteilung getroffen. Befriedigt schreibt der Pfarrer:

„Und es ist die früher düstere und schlechte Wohnung in eine recht freundliche umgewandelt.“

Von der Studierstube muß er dann begeistert gewesen sein, er schreibt, sie hätte früher etwas Gefängnisartiges gehabt, jetzt könne man mit ziemlicher Leichtigkeit darin arbeiten. Bei der Erneuerung riß man *„den zum Garten hinaus angehängten Backofen“* ab. 1831 wurde die Stallung in der Scheuer fertiggestellt. Im selben Jahr wurde der Rad-Zugbrunnen in einen Zugbrunnen umgebaut. Der Saustall kam in die Nähe des Waschhauses. Dadurch gewann der Hof an Raum und Annehmlichkeit. Das Waschhaus selber erhielt einen zweckmäßigeren Eingang. 1837 werden unteres Stockwerk und Nordgiebel verblendet – ein Indiz für die zeitbedingte Sparsamkeit. Der Pfarrer sah darin eine Steigerung des äußeren Eindrucks und besseren Schutzes vor kalten Winden.

1838 wird das „Nordost-Stübchen“ vergrößert und mit einem netten Säulenofen zum Vikariatsstübchen eingerichtet. Die Vikare lebten zu jener Zeit noch in notgedrungener Bedürfnislosigkeit in der Pfarrfamilie.

Am 27. Juli 1868 zog von NW ein schweres Gewitter auf. Der Blitz schlug dabei in die Scheuer ein. Hierzu der Eintrag: *„Ein heftiger Schlag um 4.05 (Uhr) traf die Scheuer im First. Ein Duzend Platten zerschmettert, ohne Gottlob zu zünden.“* Die schon 1827 als wie eine klösterliche Anlage empfundene Abgeschlos-



senheit bestätigt 1905 auch der Pfarrer Schreiber. Er bereichert den idyllischen Eindruck noch mit dem Hinweis auf einen großen Nußbaum beim Brunnen. Wir können uns auch heute gut die abgeschiedene Geschlossenheit des gesamten Bereiches vorstellen und mit den Augen des Vikars Finkh den herrlichen Anblick auf die nach Süden liegende Achalm und des sich „dahinschlängelnden Neckars“ genießen.

Über die Baumbestände des Pfarrgartens war für den Kämmerer allzeit Buch zu führen. Wollte der Pfarrer einen alten Baum entfernen, so hatte er die Pflicht, einen neuen zu pflanzen, überdies war anzugeben, welche Geldsumme er beim Verkauf des anfallenden Holzes löste.

Als 1912 die alte Kirche für den Neubau abgerissen wurde, brauchte man eine Interimslösung, damit überhaupt Gottesdienst abgehalten werden konnte. Nach längeren Verhandlungen genehmigte die Oberkirchenbehörde den Einbau eines Gemeindefaules im Pfarrhaus. Seit dieser Zeit fanden dort viele kleinere Feierlichkeiten, Probestunden und in kalten Jahreszeiten auch Gottesdienste statt.

Seit 1991/92 wird das baufällige Gebäude grundlegend erneuert; davon wird in einem anderen Beitrag zu berichten sein.

Quellen:

1. Visitationsakten Hauptstaatsarchiv Stuttgart
2. Pfarrbeschreibungen 1827, 1830–1865, 1905
3. Akten aus dem Dekanatsarchiv Urach





Die neue Kirche

Eine schwierige Geburt

Von der alten Kirche (siehe Kapitel „alte Kirche“) ist uns bekannt, daß sie viel zu klein war, nicht heizbar, nicht zu beleuchten, leidlich hörbar beim Normalbesuch und mit einem unansehnlichen Turm ausgestattet. Damit war gleichzeitig der Rahmen abgesteckt, innerhalb dessen die Vorgaben für den Kirchenneubau lagen. Nach so langer frustrierender Beengung war der Wunsch nach Repräsentation verständlich und stark. Doch die vorhandenen Geldmittel setzten weit-schweifenden Illusionen engere Grenzen.

Zunächst war zu klären, ob der Neubau auf dem seitherigen Platz errichtet werden sollte, oder ob er nicht besser beim neuen Friedhof stehen müßte. Der ausgewählte Architekt, Martin Elsäßer aus Stuttgart, wog in einer Sitzung 1910 das Für und Wider gegeneinander ab. Er konnte sich für den Standort beim neuen Friedhof eine „nette“ Lösung vorstellen. Die alte Kirche würde man dem vaterländischen Altertumsverein überlassen zur Unterhaltung, außerdem wäre für die Bauzeit keine Interimskirche notwendig; gleichzeitig würde bei Beerdigungsgottesdiensten ein geschlossener Raum zur Verfügung stehen.

Viele Überlegungen

Für den alten Standort sprach der ausreichend vorhandene Platz – nach Abräumung des Gräberfeldes. Eine Stimme aus dem Kirchengemeinderat plädierte für diese Lösung, weil von hier aus das Geläute im Ort besser zu hören sei, bei den häufigen Westwinden sei das beim neuen Standort viel schlechter.

Nachdem der Architekt Bedenken gegen die Festigkeit der alten Kirchhofmauer zerstreut hatte, entschloß sich der Kirchengemeinderat für den alten Platz am 2. November 1910, vor allem wegen der geringeren Baukosten.

Ein nicht unbedeutendes Problem lag in der Auswahl des Materials: Steinkirche oder Holzkirche (Fachwerk; siehe Reicheneck und Grabenstetten). Bei der „Holzkirche“ war von der Empore ab Fachwerk vorgesehen, ein „Dachreiter“ sollte aufgesetzt werden. Mit veranschlagten 60–65 000 Mark war das die billigere Lösung.

Die „Steinkirche“ – die Sichtsteine aus Sandstein – war wesentlich höher veranschlagt: auf etwa 85 000 Mark. In der Ratsversammlung stimmten 3 Mitglieder für dieses teurere Projekt, 5 waren für das billigere. In der Gemeinde war schon lange die allgemeine Stimmung für einen Steinbau, auch für einen Turm, für dessen seitherige Dürftigkeit sie oft verspottet wurde. Die Mehrkosten dafür schätzte der Architekt auf 15–18 000 Mark.

Angesichts dieser Sachlage schrieb Pfarrer Hölderlin im Evangelischen Kirchenblatt, die Freunde der Steinkirche hätten alle möglichen guten Gründe für sich – nur das Geld fehle.

Als engagierter und geschickter Antreiber hielt er seiner Gemeinde vor, man könnte die 10%ige Kirchensteuer auf 20% erhöhen und hätte anstatt 550 Mark mit 1 100 Mark zu rechnen. In seiner früheren Gemeinde sei dies kein Problem gewesen; jetzt könnten die Mittelstädter ihre Opferwilligkeit mit der

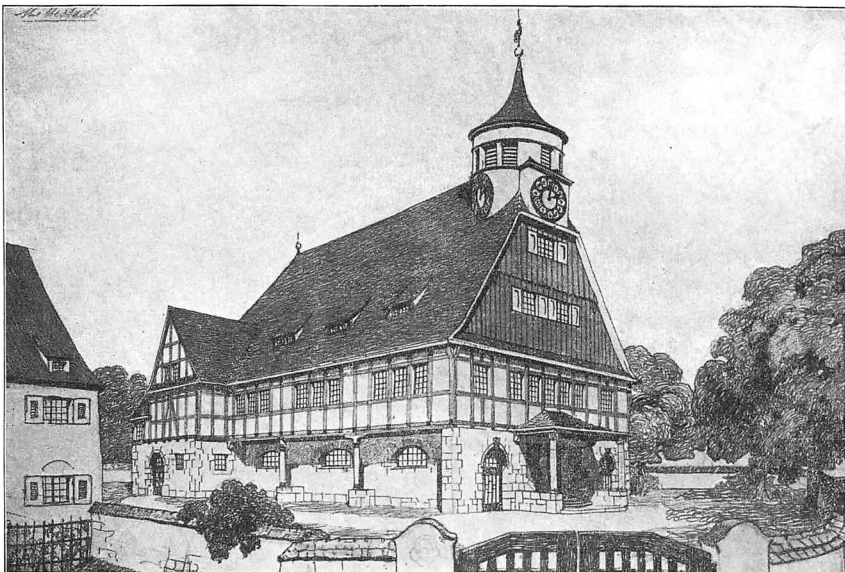
Tat beweisen. Daß man eine neue Kirche so nötig brauche wie das Brot, darüber sei kein Wort zu verlieren.

Eine Bürgerversammlung mußte Klarheit über die Vorstellungen in der Gemeinde schaffen. Am 3. Advent 1910 stimmten 158 für die Steinkirche bei nur einer Gegenstimme. Der Architekt Elsässer erhielt den Bauauftrag und versprach die Vollendung des Baues im November 1912.

Die Kostenfrage

Jetzt mußte ein Finanzierungsplan aufgestellt werden. 1891 waren im Baufonds 6364 Mark angespart, 1898 waren es 10 132 Mark. Zusammen mit der seit 1906 erhobenen Umlage verfügte der Kirchengemeinderat über folgende Mittel:

Neubaufonds und Umlage	34650 M
Landeskollekte	15550 M
(sie war schon 1908 durchgeführt worden und erbrachte 13740 M)	
Ertrag einer Hauskollekte	1500 M
Staatsbeitrag, 5% der Bausumme	4200 M
Ertrag einer Hauskollekte	<u>3100 M</u>
	59000 M
Schuldaufnahme	20000 M



Solzkirche.

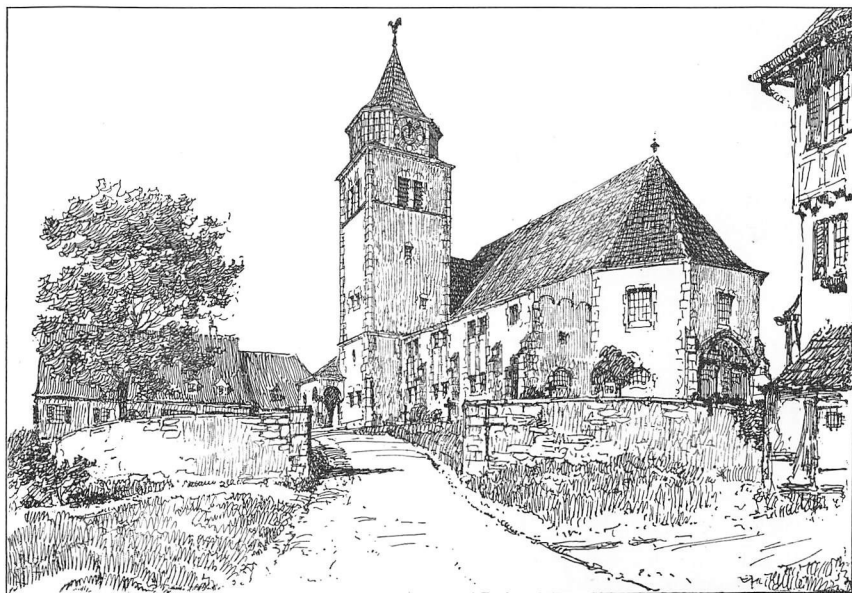
Den fehlenden Betrag hoffte man durch Spendezeichnungen der Bürger und Auswärtigen zu reduzieren. Der Pfarrer munterte zur Opferbereitschaft auf mit einem Wort Gustav Werners: „Was nicht zur Tat wird, hat keinen Wert.“ Der „hohe“ Schuldenstand veranlaßte die Verantwortlichen zu allerlei Überlegungen.

So sollte überprüft werden, was von der alten Kirche zu verwenden wäre. Das waren zunächst nur die Glocken; gewiß aber die Bänke nicht. Von diesen meinte der Geistliche, sie gehörten „von Rechts wegen in ein Museum für Folterwerkzeuge, wie man's in München sehen kann.“ Was an der alten Kirche Geld bringen konnte, wurde verkauft: Den Abbruch bekam der Maurer Jakob Armbruster für 645 M zugeschlagen. Der alte Schalldeckel über der Kanzel ging an Pfarrer Abele in Riederich für 3 M. Die hölzernen Orgelpfeifen verkauften Schulkinder als Andenken. Schreinermeister Müllerschön übernahm die großen für 10 M. Kirchenpfleger Luz hatte zu prüfen, wieviel gutes Eichenholz sich in der Kirche befände.

Als der Plan in der Öffentlichkeit bekannt wurde, war den Kritikern der Turm zu klein. Der Bauführer dämpfte die Stimmen mit dem Hinweis, einen höheren Turm zu bauen sei wohl möglich, es sei jedoch auch eine Preisfrage; der Voranschlag war inzwischen auf 90 000 M gestiegen. In dieser Summe

waren Beleuchtung, Glocken, künstlerische Ausgestaltung, Turmuhr und Bildhauerarbeiten enthalten.

Die neue Kirche war auf 627 Sitzplätze ausgelegt, davon 414 Plätze in der Unterkirche, 213 in der Emporkirche. Sie sollte damit fast doppelt so viele Besucher als die alte Kirche fassen. Schon die Entwürfe waren der endgültigen Lösung stark angenähert. Dabei sind architektonische Elemente des Jugendstils, einer damals herrschenden Stilrichtung, deutlich spürbar.



Steinkirche.

Grabsteinplatte eines Familienmitgliedes der Familie von Thumb.



Inzwischen wurden die ersten Verse über das Vorhaben geschmiedet. Ein Beispiel lieferte der Hauptlehrer Herrigel:

In Mittelstadt liegen der Steine viel
Im Steinbruch gelagert fest.

Das Ulmer Münster, der Kölner Dom
Sind davon erbaut auf das best.

Drum ward aus Stein die Kirche hier
Erbaut, auf dem Berg gelegen,

Dem ganzen Ort zu Schmuck und Zier
Der ganzen Gemeinde zum Segen.

Recht gerne hierzu senden wir

Dem eifrigen Sammler zu willen
'ne kleine Spende: sie folget hier,
Den Baufonds helfen zu füllen.

Der Baubeginn

Im Januar 1912 begannen die Abbrucharbeiten, und am 31. Januar stand rechtzeitig das Schnurgerüst zum Baubeginn. Um wenigstens nicht ganz ohne Glockenzeichen über die Bauzeit zu bleiben, boten die Zimmerleute Schietinger und Wurst an, sie könnten für 30 M ein Gerüst mit eisernen Trägern bauen. In ihm wäre die größte Glocke für das Läuten aufzuhängen. Das Angebot fand keine Zustimmung. Dafür wurde die mittlere Glocke in einem etwa 7 m hohen Gerüst aufgehängt.

Bei den Abbrucharbeiten stießen die

Bauarbeiter auf 3 verschiedene Gräber. An der Schwelle zur alten Sakristei lag ein Steinsarg, 1,85 m x 0,56 m. Das zweite Grab lag am östlichen Ausgang: Eine gemauerte Gruft barg einen Eichensarg mit 2 Skeletten, den sterblichen Überresten der Freiherren Adam Friedrich und Friedrich v. Thumb, die 1722 und 1729 starben. Über das dritte Grab ist nichts bekannt.

Zu den Gräbern berichtete Katharine Lutz, Riedericher Straße 7, von einer mysteriösen Sache: Als man beim Abbruch der Kirche die erwähnten Gräber und die Platte wegräumte, hätten Arbeiter eine Klagestimme vernommen, die sie sehr erschreckte. Sie hätte gelaftet: „*Laßt mich liegen in meiner Ruh und führt mich gen Himmel zu!*“ Sie erwähnte dazu, die Leute hätten es damals erzählt, sie glaube aber nicht daran.

Die Abschiedspredigt von Pfarrer Hölderlin für die alte Kirche ist im Wortlaut noch vorhanden. Sie war auf einem Wort aus Hiob 32,7 gegründet: „*Laß das Alte reden*“. Bei den Ausgrabungen der Fundamente stießen die Arbeiter immer wieder auf Schädel und Knochen. Sie wurden gesammelt und in einem Grab bestattet. Daran muß sich ein unbekannter Mittelstädter gestoßen haben. In einem langen Gedicht wies er nach, die Fundamente der Kirche bestünden nicht aus Neckarkies, sondern aus Totenschädeln. Die Spottepistel erschien im Metzinger Volks-

blatt. Daraufhin klagte der Kirchengemeinderat wegen Beleidigung – auch gegen den Zeitungsverleger, weil der den Namen des Schreibers nicht preisgeben wollte. Er war zu einer Berichtigung bereit und sollte 50 M in die Baukasse zahlen.

Im Mai 1912 konnte das Dach aufgerichtet werden. Der Turm – für manche immer noch zu klein – war im August mit Kupfer gedeckt; die Glocken erwartete man im September.

Die zügig fortgesetzten Bauarbeiten überschattete ein schwerer Betriebsunfall. Der Gipsermeister Weber, einer der Akkordanten, stürzte vom Gerüst. Mit einem schweren Schädelbruch kam er in die Klinik nach Tübingen. Weil er in keiner Krankenkasse Mitglied war, unterstützte ihn die Kirchengemeinde, außerdem erließ sie 5% der Angebotssumme.

Kanzel, Altar und Taufstein lieferte ein Dettenhausener Steinhauer. Als billigster Anbieter baute die Firma Eisenhardt aus Stuttgart die Turmuhr ein; die alte ging an den Lehrling Georg Bauer für 8 Mark.

Am 20. Oktober 1912 feierte die Gemeinde ihre Kirchweihe – ein großes Fest.

Die Baukosten:

Im September 1913 konnte der Ortspfarrer die Endabrechnung vorlegen. Er tat dies mit dem Vergleich, viele Samenkörner, auf Hoffnung gesät, hätten über alles Erwarten eine

reiche Ernte ergeben. Das herrliche Geläute, die Bildhauerarbeiten, die Verwendung des Hausteines, die Ausmalung und die elektrische Beleuchtung hätten den Bau zu einer einzigartigen Erscheinung unter den Dorfkirchen gemacht (!).

Gesamtkosten:	89 892 M
Mittel aus dem Baufonds	28 052 M
Staatsbeitrag	24 449 M
Privatspenden durch Kollekten ab 1891 und Kirchensteuer: Spenden der auswärtigen Mittelstädter	17 108 M 9 267 M
Schuldenstand 1912:	11 800 M 15 000 M

Grabsteinplatte der Pfarrfamilie Gerlach



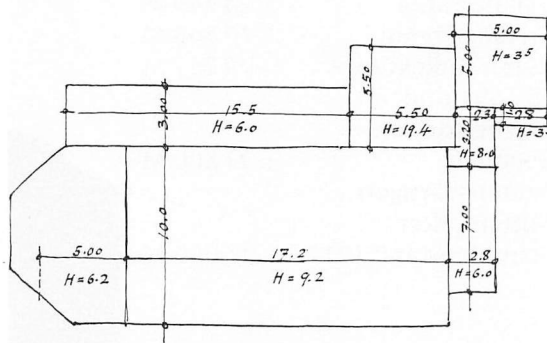
Kostenvoranschlag für die Kirche von Architekt Elsässer.

Die von der alten Kirche übernommene Säule am Eingang zur Sakristei. Sie wurde 1615 (?) von Hans Hering aus Mittelstadt geschaffen.



Entwurf zu einer Dorfsäule für
Mittelstadt, o. A. Urach.

Flächenberechnung nach dem
sachlichen Entwurf, mit einem
Einschlagspreis von 29.3 H. / cbm.



$17.2 \times 10.0 \times 0.2 = 1582.-$ oben
 $5.0 \times 10.0 \times 6.2 = 310.-$ "
 $2.8 \times 7.0 \times 6.0 = 118.-$ "
 $15.5 \times 3.0 \times 6.0 = 279.-$ "
 $5.5 \times 5.5 \times 19.4 = 587.-$ "
 $5.0 \times 5.0 \times 3.5 = 88.-$ "
 $2.8 \times 1.0 \times 3.5 = 10.-$ "
 $2.3 \times 3.2 \times 8.0 = 59.-$ "
 zusammen = 3033.- oben

Baumkosten = $3033 \times 29.3 = 88'867$ Mark.

Das fertige Bauwerk

Gegenüber der alten Kirche weist die jetzige wesentlich größere Abmessungen auf:

Gesamtlänge (einschl. Turm): 28,68 m

Breite (einschl. Turm): 16,18 m

Turmhöhe (einschl. Hahn): 26 m

Die Fundamente der Südseite sind etwa um 1/2 m nach Norden versetzt worden; nach Osten und Norden sind Teile des aufgelassenen Kirchhofes überbaut.

Der sachliche Eindruck des Bauwerks wird durch klare senkrechte und horizontale Linienführungen bestimmt. Deutliche Akzente setzen hier die Sicht-Sandsteine an den Kanten des Turmes und des Hauses, ebenso an den Strebepfeilern. Waagrechte Verläufe sind durch Sichtsteine am Trauf, bei Geschoßabgrenzungen am Turm, sowie durch die Fensterstürze und -bänke betont.

Dem an sich gut proportionierten Turmschaft sitzt ein gedrängtes, achteckiges Zwischenstück (Uhrentafeln) mit geknicktem Zeldach auf. An seiner Südostseite ist auf einem Podest die Mantelszene des heiligen Martin in einer Skulptur dargestellt.

Gegen Osten schließt der Bau mit einem 3/8 Schluß (sonst als Chor üblich). Zur Talseite ragt der Giebel ganz auf. Sein Feld ist gegliedert durch 3 eingefaßte kleine Fenster. Über einem Bogen steht die Skulptur Johannes des Täufers. Seine Rechte deutet auf den

Neckar hinunter -das Wasserbad. Zu seinen Füßen sitzt eine Taube, das Symbol des Heiligen Geistes. Chornische, ein turmartiger Treppenaufgang und die Sakristei sind dieser Seite vorgelagert.

Drei Tore gewähren Zugang zur Kirche: 2 auf der Südseite, das größte auf der Ostseite. In seinem Bogenfeld ist über der Mittelsäule eine weitere Bildhauerarbeit angebracht. Ein Pelikan füttert seine Jungen mit dem eigenen Blut. Die Symbolik des Motivs ist alt; es gibt sogar mehrfache Interpretationen dazu. Eine davon bezieht sich auf den Satz: „*Es kam unser Heiland, öffnete seine Seite und vergoß Blut und Wasser zum Heil und zum ewigen Leben.*“ Eine zweite geht auf ein Fronleichnamsgebet des Thomas von Aquin zurück (13. Jahrh.): „*Laß, Jesu, Herr und Heiland, teurer Pelikan, von deinem Blut mich Sünder Reinigung empfahn.*“

In geschickter Weise hat der Architekt ein schönes Relikt von der alten Kirche dem

neuen Bau eingefügt: die Sandsteinsäule am Eingang zur Sakristei. Früher hatte sie die Außenstiege zur Emporkirche getragen. Das schöne Stück wird dem Mittelstädter Steinmetz Hans Hering zugeschrieben. Dieser hatte schon eine Maske am Gasthaus zur Krone gemeißelt. Die Säule wird auf 1615 datiert. Etwa 1,80 m hoch ist das ganze Werk. Die Basis ist verhältnismäßig hoch; an ihren Seiten sind in flachen Reliefs florale Rosetten und eine Maske – ähnlich jener an der Krone – herausgearbeitet. Über den verschiedenen profilierten Schafttringen schließt die Säule mit einem jonischen Kapitell ab.

Der erste Eindruck des Innenraumes wird zunächst durch den weiten Bogen der Chornische bestimmt. In ihr verbreitet eine einfache Rosette farbiges Licht. Der nächste Eindruck wird durch viel naturbelassenes Holz bestimmt. Es erzeugt in der Tonnenwölbung, an Emporbrüstungen, Orgel und Gestühl eine wärmere Atmosphäre im sonst nüchternen Raum. Gebälk und Holzkronleuchter verstärken den Eindruck. Offenbar wirkte manches leer. Eine ungelente und naive Bemalung sollte nachträglich wohl belebend wirken.

1975, nach 63 Jahren, erhielt unsere Kirche nach Umbau- und Renovierungsarbeiten ihr heutiges Gesicht. Die Kosten dafür betrugen annähernd 200 000 DM – die neue Orgel kam auf 102 000 DM.

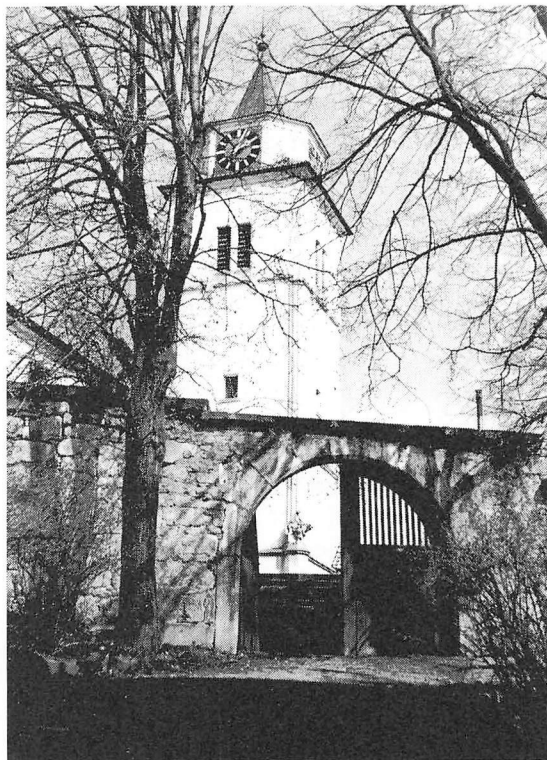
Johannes der Täufer im Giebfeld der Westseite.



Der Pelikan füttert seine Jungen. Skulptur über dem Hauptportal auf der Ostseite.



Aufgang zur Kirche um 1970



1919 wurde in Zusammenarbeit mit dem Architekten, Prof. Elsässer, der Platz für die Namen der Gefallenen des 1. Weltkriegs links und rechts der Chornische festgelegt. Bildhauer Wolter aus Reutlingen führte die Arbeit für 500 M aus.

Kritik am Bau

Das emphatische Lob des unermüdlichen Bauherren, Pfarrer Hölderlin, dämpfte dessen übernächster Nachfolger, Kneile, in seinen Berichten 1927 und 1933/34 sehr. Er empfand die neue Kirche als zu großzügig, außerdem zu hoch; sie sei im Winter auch mit 2 Öfen kaum heizbar. Die Fenster seien schlecht verkittet, sodaß es ziehe. Den Platz für die Orgel bezeichnete er als falsch, weil der Ton aus der Nische heraus nicht zur Geltung komme.

Auch ihm war der Turm – vor allem das „obere Achteck“ – um 1 1/2 m zu niedrig. Das Uhrwerk konnte deshalb nie ganz ablaufen, denn der Weg für die Gewichte war zu kurz. Eine ganze Mängelliste folgte: Die Eingänge seien zu schmal, der Gang von der Sakristei in den Chorraum wäre ungut, nur ein Eingang zur Männerempore.

Das Fazit seiner Kritik: *„Dem Innern fehlt Weihe und Geschlossenheit des Raumes infolge der 3 Querbalken. Die Kirche ist mehr Halle!“*

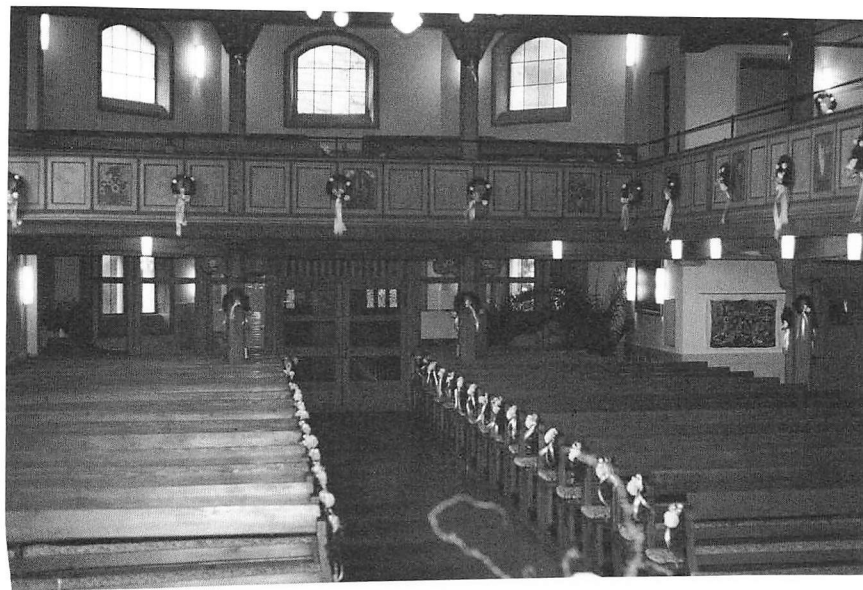
Quellen:

Heinrich Schmid: Die vergessene Bildersprache christlicher Kunst
Pfarrberichte: 1905–1927
Protokolle des Kirchengemeinderats
Baupläne zur neuen Kirche von 1911

Das Innere heute. Links die neue Orgel, darunter der Spieltisch.



Der Innenraum um 1970



70 Jahre MARTINSKIRCHE MITTELSTADT

Em Schwobaland, fast mittladrenna,
liegt a Dorf – ihr werdet's kenna.
Ist au dös Erdafeckle klei
es paßt so schö en d'Landschaft nei,
ond hat da Necker gar bewoga,
daß der macht en große Boga
auf's Dörfle zua, damit er sieht,
was do denna alles geschieht.
A Kirch stoht oba dra am Hang
guckt wia a Wächter' s Tal entlang.
'S Dorf schließt sich no glei dra a
ond wia mer guat erseha ka,
hot sich des em Lauf der Zeita
ausdehnt noch verschiedene Seit:
doch ob mer donn em Tale weit
oder nauf auf d'Höha eilt,
emmer wieder fällt dr Blick
auf dui Kirch vom Dörfle zrück.
70 Johr stoht se jetzt dort,
als sichrer Ort für Gottes Wort.
Enn ihr – mit Gottes Güat ond Walta
derf mer innre Eikehr halta.
Menscha en alle Leabasstuafa
werdet zom Gottesdienst nagruafa.
Wia viel send ganga ei ond aus
bis heut wohl en deäm Gotteshaus,
wo dr Schriftlesung ond Auslegung glosnet hent,
vom Alta ond vom Neua Testament;
ond em Gebet mit Danka, Bitta, Loba
hent priesa onsern Schöpfer droba.
Wia oft hot schau Musik ond Gsang
g'hallt durch's Kirchaschiff entlang,

an manche Sonn- ond Feiertag
ob's blüht hot er Natur,
oder Schnee draußa lag,
ob Ostra, Christtag oder Pfengsta war,
em Glauba vereint traf sich oftmals a Christaschar.
Wieviel Kender hent wohl en der Zeit – der langa
d'Handlung vor heilige Tauf' empfanga.
En deane Johrzent send au a große Zahl Konfirmanda
bekennend vor dr Gemeinde gstanda;
ond manches sich liebende Menschaar
ischt traut ond gesegnet worda am Altar.
Eiladunga send erganga viele Mal
zo reger Teilnahme am Abendmahl.
Filmobend, Evangelisationa ond Missionsstonda,
Gfallenagedenkadachta ond Sonstige hent stattgfonda.
Predigt ischt worde 's Evangelium von dem ond dem,
sei es nun über d'Christi Geburt in Bethlehem,
oder ob auslegt worda ischt, was g'schah
beim Sieg ond Ereignis auf Golgatha;
es galt alles dr Stärkung von Hoffa ond Glauba,
ond dies ka ema Christa koi böse Macht rauba;
wichtig ischt, daß ma da Weag en d'Kirche fendet,
denn dort wird vielfältig Gottes Wort verkendet.
Beim Kirchgang en d'Martinskirch vo Mittelstadt grüßt no dabei
dr Klang vo Glocka – es send deara drei.
Dia hanget hoch oba drenn em Turm
der hot jo trutzt schau manchem Sturm;
oimal allerdengs hot's orkanartig braust ond gheult,
s'Turmdach aufgrissa ond arg verbeult.
Schö isch, wenn über's Dorf, Feld ond Wald
dr Glockadreiklang so tonvoll schallt,
gegenüber früher ischt jo 's Geläut

weil elektrisch betriebe – oifacher heut.
Ma braucht au – wia einstmals nemme macha bekannt
mit Sturmläuta an em Dorf entstandna Brand.
Leider hent zwoimol müaßa Glocka weg
ond airscht no gar et zo ma guata Zweck.
Hoffentlich ertönt ihr eherner Klang
em Frieda viel Jahr no über Mittelstadt entlang.
Ons selbst – auf em Weg zor letzte Ruha
tönet d'Glocka vor Martinskirch zom Abschied zua.
Mer könnt sicher no meh über dui Kirch' berichta
ond em oinzeln Begebaheita gnau belichta;
zom Beispiel, wia mer früher als kleiner Matz
vom Kinderschüle auf em Kirchspielplatz,
sich glücklich gefühlt hot em Kenderland,
au wenn's bloß gwea ischt a Gruab voll Sand.
Natürlech war em Verlauf der Zeita
schließlech ällamol wieder et zom vermeida,
daß mer d'Kirch inna ond außa hot erneuert,
mancher Geber hot dozua sei Scherflein beigsteuert.
Au a nuie Orgel wurde neimontiert,
bälde schau a Heizong, daß oin em Wenter et friert.
70 Jahr Martinskirche – 70 Jahr tut se steha
den Zeitpont hot 's ganz Dorf könna feierlich begeha.
Dozua wurd' außa ar Kirch, was alt war ond verblich
nui gmacht, verbessert ond frisch gstricha.
Schlicht – doch schmuck stoh d'Martinskirch jetzt wieder da.
Zom Lob und Dank ertönet Lieder
ond s'Halleluja. Mir hoffet ond wenschet,
daß en dös Gotteshaus em Frieda könnet Menscha
ganga ei ond aus, Jonge und Alte,
dia sich onter Gottes Wort stellet,
gläubig sich an Gottes Gebote halta wöllet,

ond daß dui Stätte zo jeder Frist
a Ort des Heil's ond dr Gottbegegnung ist;
Dreieinigkei sei seßhaft en deara Kirch', was somit heißt:
Gott-Vater, Gottes Sohn und Heiliger Geist.
Jedem Kirchaglied sei do dra vo Herza viel gleaga
ond Gott schenk dozua sei Gnad', sein Seaga.

Wilhelm Kern

Die Pfarrer

Die Liste der auf der Pfarrei Mittelstadt tätigen Pfarrer ist lang. Sie ist unvollständig, weil die genauen Daten erst ab 1542 bekannt sind. Zwischen 1502 und der unbestimmten Angabe von 1542 klafft eine Lücke; vor 1413 ist bislang kein Name bekannt. Würde man alle Vikare, Pfarrverweser und Ruhestandspfarrer mitzählen, so müßte die Aufzählung annähernd verdoppelt werden. Aus den Akten der Visitationsberichte und des Synodus lassen sich Dienstantritt und -ende, Alter, Familienstand und Lebensführung ermitteln, selbst kritische Beurteilungen der rhetorischen und seelsorgerlichen Fähigkeiten sind dort zu finden.

Vor der Reformation war die Ausbildung der Priester meist dürftig. Sie bestand aus dem Studium der 7 Künste, und dies nur einige Semester lang. Theologie studierten meist Männer der höheren Verwaltung. Nach der Reformation wurde die Ausbildung neu organisiert; sie war über die klösterlichen Seminare Denkendorf, Bebenhausen, Maulbronn, Blaubeuren usw. und die Universität – meist an der 1477 in Tübingen gegründeten – zu leisten. Die Ausbildung der Frühmesser wird noch unvollkommener gewesen sein. Als Vikare – vielfach beim eigenen Vater – lernten die angehenden Pfarrer das berufliche Rüstzeug oft unter arger Bedürftigkeit.

Nicht alle Pfarreien boten gleiche Besoldung. Je nach Größe und Wohlstand der Gemeinden war der Pfarrer-Corpus angesetzt. Doch auf jeder Stelle muß es beschwerlich gewesen sein, alle Naturalien, Zinsen und Gefälle restlos einzutreiben – Klagen gab es viele. Eine Auflistung der einzelnen Besoldungstitel ist bereits beschrieben. Nach der Zehntablösung 1852 wurde die Besoldung auf Geld umgestellt. So erhielt der Pfarrer im Jahr 1891 zunächst 1004 Mark vom Staatskammergut, 1171 Mark vom Kameralamt inklusive Entschädigung und Aufbesserung, 288 Mark als Fixum für Naturalien (Kernen, Roggen und Hafer), aus dem Genuß von Gärten und Wiesen 80 Mark, aus bürgerlichen Benefizien (Gaben) für das Weiderecht von 13 Schafen und 4 Allmandteilen 40 Mark, für Schul- und Kirchenvisitation 5 Mark 14 Pfennig, 1 Mark 29 Pfennig als Neujahrgeld, für die Prüfung der Heiligenkasse 37 Pfennig. Das jährliche Einkommen betrug mit Sätzen für Leichen, Hochzeiten, Konfirmationen, Taufen, Ausstellung von Tauscheinen und Filiationen 2620 Mark 32 Pfennig.

Die Einkünfte aus den zehntbaren Bäumen dürften gering gewesen sein, weil die Obstkultur bis um 1850 auf einer niedrigen Stufe stand. Meist standen diese Bäume entlang der Straßen und Wege und trugen vorwiegend Zwetschgen. Zu erwähnen ist noch der

freie Bezug des Brennholzes von der Gemeinde.

Pfarrerliste

Um 1413 Theodorici Bältz
um 1465 Ulricus Sutorius
um 1474 Johannes Schmoll
um 1495 Petrus Wissenhorn (Weißenhorn)
um 1502 Andreas Knobloch (Knoblich)
um 1542 N. Magnus
1545–1570 Johannes Schlotterbeck
1570–1576 Jakob Armbruster
1576–1609 Paul Schickard
1610–1611 Johannes Oswald
1612–1618 Johannes Brodhag
1618–1635 Gottlieb Heinrici
1636–1656 Nikolaus Weckherlin
1656–1672 Joh. Melichior Daubenschmid
1672–1704 Elisäus Gerlach
1704–1734 Johann Konrad Harter
1734–1779 Gottlieb Heinrich Harter I
1779–1786 Gottlieb Heinrich Harter II (Sohn von I)
1786–1828 Johann Konrad Knittel
1829–1850 Johann Karl Pregizer
1851–1869 Heinrich Albert Memminger
1869–1877 Karl Friedrich Günzler
1878–1891 Wilhelm Ruthard
1891–1892 Ernst Haag (Pfarrverweser)
1892–1909 Paul Christian Schreiber
1909–1910 Gotthilf Elvert (Pfarrverweser)

1910–1920 Konrad Hölderlin
1920–1926 Richard Essig
1927–1935 Ernst Kneile
1935–1936 Dr. Paul Mistele (Pfarrverw.)
1936–1941 Walter Elsässer
1941–1943 Gotthold Elsässer (Pfarrer i.R. und Vater von Walter Elsässer)
1943–1955 Dr. Helmut Lamparter
1955–1965 Christian Munz
1965–1971 Theodor Vöhringer
1971–1984 Gerhard Fischer
1984–1985 Gerhard Leibold (Pfarrverweser)
1985–1987 Johannes Hoeltz (Pfarrverweser)
1987–1991 Fritz Hezinger (Pfarrverweser)
seit 1992 Theodor Tröndle und seine Ehefrau Kathrin Schipprack-Tröndle als Pfarrvikarin

Zur „Vita“ der Pfarrer

Theodorici Bältz:
Bältz amtierte zu Beginn des 15. Jahrhunderts unter weltlichem Patronatsrecht. Mit der Inkorporation 1413 an das Kloster Pfuldingen „resignierte“ er. Aus der Mehrdeutigkeit des Wortes läßt sich hier nicht klären, ob er auf die Fortführung des Amtes verzichtete, oder ob er sich widerspruchslos den neuen Gegebenheiten fügte.

Ulricus Sutorius:
Leistete bei Amtsantritt 16fl als Annatenbeitrag, 28. Aug. 1465 (Abgabe in halber Höhe eines Jahresgehalts).

Petrus Weißenhorn:
Leistete bei Amtsantritt 16fl als Annatenbeitrag, 3. Sept. 1495

Johannes Schmoll
(auch als Schmol/Schmal genannt):
Von ihm wissen wir folgendes: „1479 Vertrag mit Herrn Hannsen Schmollen, weylandt Pfarrer zu Mittelstadt wegen Besse-
rung seiner Besoldung getroffen. Anno 1479, 2. Dez.“
Schon 1474 wird er im Annatenregister des Konstanzer Bistums erwähnt; er hatte bei der Besetzung seiner Pfründe 16 fl zu entrichten. (Mittelstadt gehörte damals zu der großen Gruppe (70%) der armen Kirchen.)

Andreas Knoblich:
Leistete bei Amtsantritt 16fl als Annatenbeitrag, 15. Juli 1502

N. Magnus:
Keine Daten bekannt.

Johannes Schlotterbeck:
Der Name Schlotterbeckh wird 1603 in einer Musterungsliste der Gemeinde erwähnt.

Möglicherweise handelt es sich um einen Nachkommen dieses Pfarrers.

Jakob Armbruster:
Keine Daten bekannt. Der Name ist im 16. Jahrhundert in der Umgebung bekannt.

Paul Schickard:
Aus den Visitationsakten ist bekannt: 1576 in Mittelstadt aufgezogen, 2 Söhne, 5 Töchter; 1 Sohn wird Schreiner, der 2. ist 1601 in der Klosterschule Bebenhausen und studiert 1605 an der Universität Tübingen.

Bei der Visitation 1603 wird Schickard gelobt: „*Kommt mit dem Schultheiß gut aus. Predigt gut.*“ Wird gerügt, weil er mit seiner kranken Tochter nach Schaffhausen zu einem Magister reist und sich derweil von einem Tübinger Stipendiaten vertreten läßt. Der Specialis meinte, er hätte sich vom Bempflinger oder Pliezhäuser Pfarrer vertreten lassen sollen.

Interessant ist eine Bemerkung: „*Der Pfarrer bekennt sich gleichförmig (konform) zu den anderen, zu der augsburgischen und unser Confession und predigt in allen articeln derselben und unserer löblichen Kirchenordnung.*“

Johannes Oswald:
Keine Daten bekannt.

Johannes Brodhag:
Keine Daten bekannt.

Gottlieb Heinrici /Heinricy:
geboren 1587, studiert 1 1/2 Jahre Theologie in Tübingen; tritt mit 23 Jahren den Pfarrdienst an. Das „Testimonium“ (Beurteilung) lautet: „*Wartet seiner Pfarrei mit Fleiß und Eifer und ist mit den seinen im Leben unsträflich.*“ Heinrici hat in seiner Mittelstädter Amtszeit den Höhepunkt der Konfrontation zwischen den protestantischen und katholischen Blöcken und den Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges erlebt, insbesondere auch die ersten Brandschatzungen und Plünderungen nach der Nördlinger Schlacht.

Nicolaus Weckherlin/Wäckherlin/Wächterlin (1636 – 1656):

1605 in Wittlingen (?) geboren. 1653 wird er im 48. Lebensjahr als sehr krank erwähnt, und 1655 ereilte ihn der Schlagfluß auf der Kanzel. Er bat darauf um einen Stellvertreter – Vikar. Todesjahr ist 1656.

Dieser Pfarrer durchlebte mit seiner Parochie die schlimmsten Kriegsjahre bis 1648. Er hat auch das Totenbuch 1640 begonnen mit 4 Einträgen, 2 Erwachsene und 2 Kindbettkinder. Merkwürdig ist, daß sich im Jahr 1653 ein katholischer Pfarrer namens Fischer im Ort aufgehalten hat. Er wurde in diesem Jahr abgezogen.

Vor dem Aufzug Weckherlins sollte sich ein Diaconus M. Johannes Stumpp aus Münsingen beim Kloster in Pfullingen zur Nomina-

tion melden. Er bewarb sich um die vakante Stelle in Mittelstadt, trat sie aber nicht an.

Johannes Melchior Daubenschmid (1656–1672):

1618 geboren in Weilheim „dem städtlin“. Der Pfarrer ist zum Zeitpunkt der Visitation 43 Jahre alt, hat 4 Kinder und wird vom Visitor als Person von guter Qualität geschildert. In seine Amtszeit fällt die Erholung der Bevölkerung nach dem Krieg; die Einwohnerzahl steigt bis 1661 auf 277 an.

Elisäus Gerlach (1672–1704):

In Göppingen geboren, vorher in Bietigheim und Unterschleißheim tätig. Mit seiner Frau Margartha, geb. Camerer, hatte er 11 Kinder, von denen nur 2 überlebten (siehe Kapitel über das Epitaph). Ein Sohn studierte in Tübingen „*medicinam*“, der andere sollte Schreiber werden.

Der Pfarrer muß nach den Beurteilungen eine ausgeprägte Persönlichkeit gewesen sein, die das Amt wohl versah: „*Ist ein sorgfältiger und fleißiger Mann in seinem Ampt; leidet sich viel bei harter Arbeit, um sein Ampt mit genugsam Wissenschaft zu versehen; sampt den Seinen im Lebenswandel und Tragen der Kleidung ohnrägerlich und exemplarisch.*“ 1703 wird dem frommen alten Mann bescheinigt, er hätte „*gute, sonderlich polemicir studiis*“ und sei ein ordentlicher Prediger. Während Gerlachs

Amtszeit stieg die Einwohnerzahl in Mittelstadt auf 417, in Reicheneck auf 80 und in Hammetweil auf 13.

Johann Conrad Harter (1704–1734):

Die Familie Harter stammt aus Urach. Dort wurde der Pfarrer 1664 geboren; Studium in Tübingen, unruhiges Vikariat an 10 Pfarreien in knapp 2 Jahren; 10 1/2 Jahre Pfarrer in Nürtingen. Ihm wird eine gute Disposition in der Predigt nachgesagt, auch ordentliche philosophische Bildung, „gibt niemand kein ärgernus“. Harter sorgte sich lange Jahre um den freizügigen Lebenswandel des Barons von Thumb.

Gottlieb Heinrich Harter I (1734–1779):

1707 geboren, 3 Jahre als Vikar bei seinem Vater in Mittelstadt. Bei Amtsantritt ist er noch ledig. Mit dem Predigen scheint er nicht zurecht gekommen zu sein, denn es wird erwähnt, der noch lebende Vater gäbe ihm Anleitung. 1736 ist vermerkt, er habe „kein sonderlich Gab und Studien“, und sein Amt komme ihn schwer an. Noch schlechter fällt das Testat 1738 aus: „Von gaben, studien und muth schwach, Zuhörer kennen seine Schwäche, die elaboration geratet schlecht und der Vortrag hat nicht viel affect und effect.“ Harter stritt mit dem Pfullinger Klosterhofmeister um seine Besoldung. 1773 rügte der Specialis aus Urach die unleserliche Schrift.

Der Vater Johann Conrad bat nach 40 jähriger Tätigkeit mit 69 Jahren um die Versetzung in den Ruhestand – einen bewegten.

1734 starb seine Frau; er trieb zunächst die Landwirtschaft um, zog später zu seinem Sohn – auch Pfarrer – nach Wahlheim, dann wieder für 1 1/4 Jahre nach Mittelstadt, von hier nach Urach zu seinem Bruder (Bürger und Barbier), erlitt einen Schlaganfall und starb im Alter von 74 Jahren und 8 Monaten.

Gottlieb Heinrich Harter II (1779–1786, Sohn von I):

Als in Mittelstadt bekannt wurde, daß die Pfarrei eine weitere Amtsperiode mit einem Sproß der Harterdynastie besetzt werden sollte, brach ein Sturm des Protestes aus. In einem Brief an den Herzog äußerte die Gemeinde ihre große Betrübniß und Bestürzung, man hätte nicht das mindeste Vertrauen zum Nachfolger. Auch sei man mit dem alten Pfarrer niemals zufrieden gewesen. Predigt und Catechisation (Katechismuslehre) hätten sie nur im Blick auf seinen Abgang ertragen. Sie hofften auf einen tüchtigen und rechtschaffenen Mann gleich anderen Gemeinden. Weiter wird aufgeführt, viele Leute gingen auswärts in die Kirche, man wolle „von denen Hartern befreyt werden“, der Gedanke an den Sohn „macht uns die Haut schauern“, man hätte nicht die mindeste Erbauung bei Predigten ohne Kraft und Saft.

Mit 46 1/2 stirbt dieser Harter. Er hinterläßt seine Witwe mit 8 unversorgten Kindern. Als Stellvertreter wird der Vikar M. Zeeb hierher beordert.

Johann Konrad Knittel (1786–1828):
1739 in einer Sägemühle in Owen/Teck geboren. Das Testimonium fiel 1786 sehr positiv aus: *„Hat viele Talente und gründliche Studien, predigt angenehm und gründlich und erbaulich.“* Aus einer Neckartenzlinger Zeit ist er in Mittelstadt bekannt gewesen; die Mittelstädter liebten ihn. Seine traurige Beziehung zu der Harterfamilie muß gesondert beschrieben werden.

Johann Karl Heinrich Pregizer (1829–1850):
Dieser Pfarrer muß ein praktischer Realist gewesen sein. 1829 kam er aus Plüdershausen nach Mittelstadt. Beim Aufzug ergaben sich Verrechnungsschwierigkeiten. Die Gemeinde sollte für den Umzug 3 vierspännige Wagen stellen. Statt dessen schickte man 5 dreispännige. Die Aktion sollte in 3 Tagen bei 8 stündiger Fahrt erledigt werden. Tatsächlich wurden täglich 10 – 12 Stunden Fahrzeit verrechnet. Das Königliche Oberamt lehnte die bereits ausbezahlte Accordierung ab, und die Verantwortlichen hatten den Differenzbetrag zwischen 20fl und 34fl aus der eigenen Tasche zu bezahlen. (Hirschwirt Joh. Georg Müller, Joh. Martin Knecht, Georg

Adam Schairer, Karl Gottfried Röhm, Kronenwirt Müller und Lammwirt Bayha).
Pregizer verfaßte die neue Kirchenstuhlordnung, baute physikalische Werkzeuge (darunter eine Pendeluhr) und betrieb einen Handel mit Erzeugnissen aus seiner Ökonomie. 1842/43 beschäftigte er seinen Sohn als Vikar. Von ihm hatte er eine hohe Meinung: *„...könnte auch für eine gebildete Gemeinde predigen.“*

Heinrich Albert Memminger (1851–1869):
Er weist wiederholt auf die beengten Verhältnisse der alten Kirche hin. 1854 wendet er sich an den Dekan in Urach um Rat: Der ledige Gottfried Schlotterbeck bitte um Erlaubnis zur Abhaltung einer Erbauungsstunde mit 10 Männern und 20 Weibern, sonntags und einmal wochentags. Memminger verlangt die Trennung der Geschlechter (!) und die Abhaltung nur zur Tageszeit. Der Dekan stimmt zu, weil sich die Gruppe der Kirchengemeinde anschließt und sich von G. Werner in Reutlingen fernhält (!), ebenso von der Wiedertäufererei in Pliezhausen. Der Dekan hielt den Pfarrer für gutmütig, aber ohne ernsten Sinn für theologische Arbeit, er hätte auch keine Gaben der Weisheit. Im Sommer sei seine Arbeit ökonomischer Art. Die Geschwister des Pfarrers stifteten nach dem Tod ihres Bruders zu dessen Gedächtnis 1869 einen Riß (Plan) zum Neubau

der Kirche im Wert von 200 fl, ferner einen silbernen Krankenkelch mit Patene (für das Abendmahl) im Wert von 30 fl und 100 fl bares Geld.

Der als Amtsverweser tätige Vikar Bacmeister greift die Idee einer „Volkslesebibliothek“ auf.

Karl Friedrich Günzler (1869–1877):

Dieser Pfarrer bemühte sich um die Fortführung der sogenannten „Industrieschule“, einer nützlichen Beschäftigungseinrichtung mit Verdienst. (Schon 1795 hatte die oberste Schulbehörde diese Einrichtung empfohlen, die von den Orten mit starker bäuerlicher Prägung nur zögerlich angenommen wurde).

Unter Günzlers Vorsitz rügte der Kirchenkonvent einen Fall der Unzüchtigkeit: Der 14 jährige Johann Fauser hatte am Himmelfahrtsfest der ebenfalls 14 jährigen Wilhelmine Kehrer aus Reicheneck den Rock aufgehoben und sie schamlos herumgezerrt. Dies war für die Richter aus dem Convent umso unverzeihlicher, da der Täter erst kurz zuvor zum erstenmal vor dem Tisch des Herrn erschienen war. Die Bestrafung wurde dem Vater übertragen. Erste Überlegungen zum neuen Friedhof wurden in seiner Zeit diskutiert.

Wilhelm Ruthard (1878–1891):

In die Amtszeit dieses Pfarrers fällt das erste Auftreten der methodistischen Glaubensbewegung. Sie hatte zuvor in Pliezhausen eine Anhängerschaft begründet. Von dort aus versuchte sie auch in Mittelstadt Fuß zu fassen. 1881 urteilte Dekan Lang aus Urach, der Pfarrer besitze wohl nicht die Energie, um die „schwierigen“ Zustände in Mittelstadt zu beherrschen, er neige eher zu praktischer Tätigkeit als zu wissenschaftlicher Arbeit.

1889 gibt Ruthard die Zahl der Methodisten mit 18 an, darunter die Hebamme Schairer. 3 Mädchen wurden in diesem Jahr in Pliezhausen methodistisch konfirmiert.

Die Hebamme trat aus der evangelischen Kirche aus. Darauf wurde sie entlassen, weil sich die Leute am „Methodismus“ störten und der Konvent die Vortragung und Begleitung von Täuflingen nicht gestattete.

1891 wurde vermerkt, der Methodismus habe sich ausgebreitet.

1889 hatte Ruthard die vom württembergischen Gesetz 1887 angeordnete Wahl zur Vertretung der Kirchengemeinden und zur Verwaltung ihres Vermögens durchzuführen.

Ernst Haag (1891–1892):

Nach dem Wegzug des Pfarrers Ruthard in den Ruhestand versah zunächst ein Vikar Widmann die Stelle für kurze Zeit, anschlie-

ßend E. Haag als Pfarrverweser. Die richtige Auswahl der Bewerberliste war der Behörde angesichts der erstarkenden Methodistenbewegung ein ernsthaftes Anliegen. Dekan ? schrieb 1891, das Sektenwesen des Methodismus gehe in Mittelstadt so angreifend wie in keinem anderen Ort der Diözese vor. Es müsse ein Pfarrer gefunden werden, der mit seiner rednerischen Begabung die Jugend in der Christenlehre anzufassen verstehe.

Paul Christian Schreiber (1892–1909):

Der Kirchengemeinderat wünschte sich einen Geistlichen, ausgestattet mit guter körperlicher Gesundheit, auf dem Grund des lebendigen Glaubens stehend, in Predigt und Seelsorge tüchtig und der dem weiteren Umsichgreifen des Sektenwesens Einhalt gebieten könne.

Der Beurteilung von 1899 nach scheint er die Erwartungen größtenteils erfüllt zu haben. Ihm wird zugesprochen, er sei recht tüchtig, von großer Gewissenhaftigkeit, freundlich und bescheidenen Wesens, etwas ängstlich, nicht hervorragend, doch mit guten Kenntnissen ausgestattet. Er genieße viel Achtung und Vertrauen, was bei so mannigfaltigen Störungen und dem doch rauhen Volkscharakter erstaunlich sei.

Diesem Pfarrer blieb in seiner 17jährigen Amtszeit eine wesentliche Aufgabe zur Vorbereitung des Kirchenneubaues. Bei seinem

Amtsantritt betrug das bare Kirchenvermögen 9.881,42 Mark.

Über das Sektenwesen (Methodisten) berichtete Schreiber, etwa 20 Personen seien ausgetreten. Dies Leute gingen sonntags nach Pliezhausen in die Kapelle. Ein Prediger aus Metzingen komme zu den im Hause des Strickers Bader (Schmidlen) Versammelten. „*Sie werben eifrig.*“ 1905 wurde an Pfingsten der neue Friedhof eingeweiht. Vergeblich wehrte sich der Geistliche gegen den Drang, die in der Regel an Sonntagen vollzogenen Trauungen auf den Samstag zu verlegen.

Gotthilf Elwert (1909–1910):

Ist für 1 Jahr als Amtsverweser hier tätig.

Konrad Hölderlin (1910–1920):

Dekan Ziegler charakterisiert ihn als einen Mann mittlerer Gaben und Kenntnisse, er besitze scharfen Verstand, nüchternes Urteil, trockenen Humor bei großem Gewissensernst, sei praktisch veranlagt, sehr eifrig und tüchtig.

Die festgestellten Begabungen prädestinierten Hölderlin zum Kirchenbauer. Dieser Aufgabe stellte er sich mit viel Umsicht, Geschicklichkeit und Beharrlichkeit. Über seine Tätigkeit wird in Verbindung mit dem Neubau berichtet.

Richard Essig (1920–1926):

Der Pfarrer war einige Jahre in Südamerika tätig. 1926 erhielt er die Stelle des Stadtpfarrers in Waldenbuch. Während seiner kurzen Amtszeit wurden neue Glocken angeschafft (s. Glockenkapitel). Die Orgel mußte umgestellt werden, weil sie in der Nische Feuchtigkeit aufnahm und Gefahr lief, sich dauernd zu verstimmen.

Für die hiesige Kirchenverwaltung ist von großem Wert, daß Pfarrer Essig die Familienregister neu geordnet und geschrieben hat. Für den Nachfolger wünschte sich der Kirchengemeinderat einen Pfarrer wie Pfarrer Essig, in Predigt und Unterricht tüchtig, ein Mann echt evangelischer Überzeugung und gewissenhafter Treue, der vor allem mit den Leuten umzugehen wisse, damit der Zulauf zu den Methodisten nicht weiter um sich greife.

Als Pfarrverweser kam nach 18 jähriger Abwesenheit nocheinmal Pfarrer Schreiber – schon pensioniert – nach Mittelstadt.

Ernst Kneile (1927–1935):

Vor seinem Dienstantritt mußte die Pfarrei nach der Erkrankung des Stellvertreters Schreiber für einige Zeit von den Nachbarnpfarrern (Eberhardt, Bempflingen und Lesing, Riederich) versehen werden.

Kneile beklagte 1931 den zurückgehenden Kirchenbesuch und die unterdurchschnittli-

che Teilnahme am Abendmahl (27,13%), sah aber darin eine Auswirkung der allgemeinen Zeitverhältnisse.

1932 erarbeitete er eine neue Gottesdienstordnung für Mittelstadt; sie war landesweit 1931 vom Oberkirchenrat angeordnet worden. Ab 1933 sahen sich Geistlicher und Kirchengemeinde zunehmend drangsalierten Eingriffen der nationalsozialistischen Regierung und Partei ausgesetzt. Die bis dahin eigenständigen Landeskirchen wurden per Gesetz vom 11. Juli 1933 zur Deutschen Evangelischen Kirche unter Führung eines Reichsbischofs zusammengeschlossen.

Kirchliche Jugendgruppen wurden schrittweise in die Verbände der Hitlerjugend eingliedert. 1934 gerieten Pfarrer und „Führerrat“ (unter politischem Druck etabliertes Gremium) in die Turbulenzen des Kirchenstreites mit den „Deutschen Christen.“

Walter Elsäßer (1936–1941):

Nachdem Pfarrer Kneile 1935 nach Malmsheim weggezogen war, mußte die vakante Stelle durch Pfarrverweser versehen werden. Zunächst besorgte dies Dekan a.D. Gmelin aus Tübingen. Im August wurde Dr. Paul Miste als Stellvertreter berufen. 1936 bewarb sich ein Pfarrer Waiblinger aus Wachbach auf die Stelle, wurde aber vom Kirchengemeinderat abgelehnt, weil er mit den Deutschen Christen sympatisierte. Gegen die Er-

nennung von Pfarrer Elsässer im Juli 1936 gab es keine Bedenken.

Schon 1937 hatte sich der neue Pfarrer mit Kirchnaustritten zu befassen. Als erster vollzog der damalige Bürgermeister Wenzelburger diesen Schritt. Elsässer empfand die Einführung des „Weltanschauungsunterrichts“ durch das nazistische Kultministerium als Bruch eines gegebenen Versprechens zur Fortführung des Religionsunterrichts sehr bitter. 1940 wurde der Geistliche zur Wehrmacht einberufen und starb 1943 an den Folgen einer totalen Entkräftung.

Als Stellvertreter tat kurze Zeit der Pfarrer i.R. Storz aus Tübingen Dienst, bis ab Dezember 1940 der Vater von Pfarrer Elsässer aus Pfrondorf – auch schon pensioniert – die Arbeit seines Sohnes fortführte.

In seine Zeit als Stellvertreter fiel 1942 die Ablieferung der Bronzeglocke (1050 kg, Ton Es).

Dr. theolog. Helmut Lamparter
(1943–1955):

Wurde im Juli 1943, damals als San.Uffz. bei der Wehrmacht, zum Pfarrer in Mittelstadt bestellt; Einsetzung während eines Urlaubs im August 1943. Nach seiner Rückkehr am 19. Juni 1945 aus dem Krieg trat Dr. Lamparter hier die Pfarrstelle an. In seiner Dissertation hatte er sich mit Luthers Stellung zum Türkenkrieg befaßt. Zusammen mit dem

Kirchengemeinderat bemühte er sich um die Neuordnung des kirchlichen Lebens, insbesondere um die Vervollständigung des Geläutes. Auf seine Initiative ging auch die Gründung des Posaunenchores zurück.

Neben dem Pfarrdienst war Dr. Lamparter bei der Redaktion des Evangelischen Kirchenblattes tätig. Aus seiner Autorentätigkeit sind Auslegungen zum AT bekannt, Schriften zu Glaubens- und Lebensfragen, ebenso zur Kirchen- und Geistesgeschichte. Nach seinem Wegzug aus Mittelstadt im Jahr 1955 nahm er eine Professur für Theologie und Religionspädagogik an der Pädagogischen Hochschule in Stuttgart/Ludwigsburg an; außerdem war er von 1960–1977 der Vorsitzende des Evangelischen Jungmännerwerkes in Württemberg.

Christian Munz (1955–1965):

Zunächst als Pfarrverweser eingewiesen und später bestätigt als ständiger Amtsinhaber. Er hatte sich 1961 schon mit einer möglichen Kirchenrenovation und 1965 mit der Verbesserung der Wohnverhältnisse im Pfarrhaus zu befassen. In seine Amtszeit fiel das 50 jährige Jubiläum des Kindergartens.

Theodor Vöhringer (1965–1971):

Umbauarbeiten im Pfarrhaus verhinderten den Einzug. Die Pfarrfamilie mußte zunächst in Reichenecks altem Schulhaus unterge-

bracht werden. Pfarrer Vöhringer befaßte sich besonders mit Stammbaumforschung. Gerhard Fischer (1971–1984): In seine Amtszeit fallen umfangreiche Bau- maßnahmen in und an der Kirche in Höhe von 183.000 DM und die Anschaffung einer Orgel für 102.000 DM.

Nach dem Wegzug von Pfarrer Fischer sollte die Kirche lange Zeit ohne ständigen Geistlichen bleiben.

Bis zum Aufzug von Pfarrer Theodor Tröndle 1991 war die Kirchengemeinde durch die

Amtsverweser Leibold, Johannes Hoeltz und Fritz Hezinger gut betreut. Ein langer Streit zwischen Kirchenbehörde und Staatlichem Denkmalsamt verzögerte den Umbau des Pfarrhauses und die Erstellung eines Gemeindehauses.

Ein großer Verdienst der Pfarrer seit Fischer ist in der Schaffung eines guten ökumenischen Klimas in der Zusammenarbeit mit der katholischen und methodistischen Kirche zu sehen.

*Pfarrverweser Dr. Mistele
(rechts) bei der Abreise.
(nach links: Kirchenpfleger
Kurz, Mesner Martin Müller,
Luise Bader, Frau Kiefner,
Frau Müller, Fr. Neuscheler
ganz links)*





Konfirmation 1913 mit Oberlehrer Oelschläger

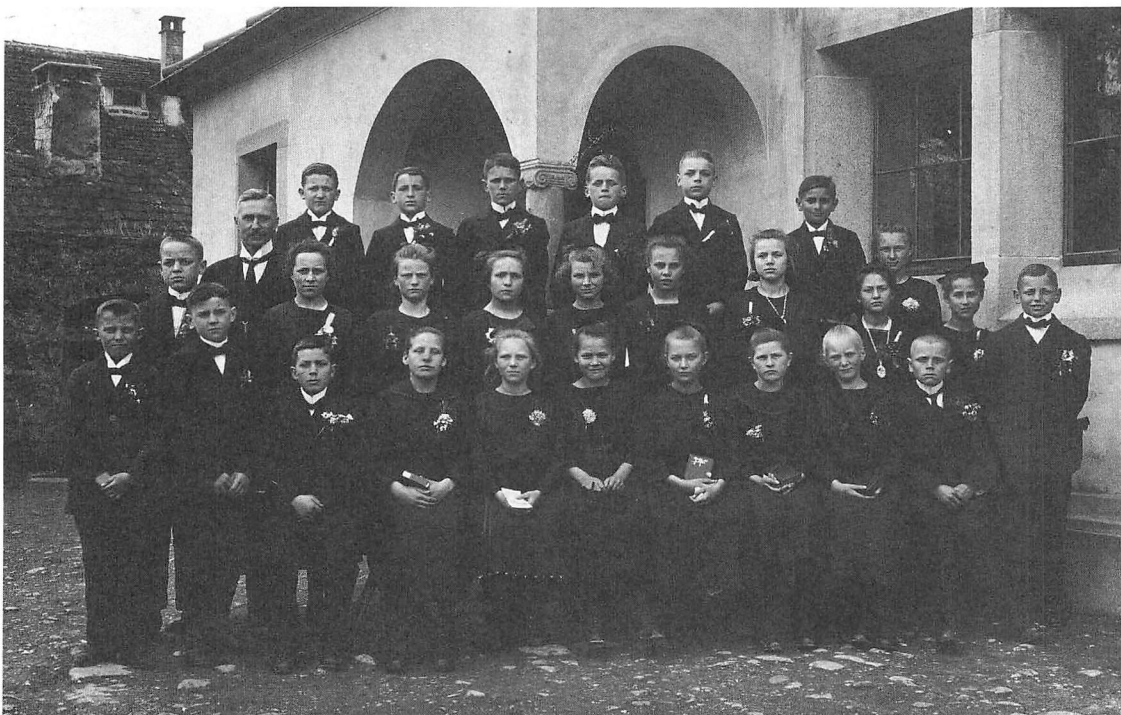


Konfirmation 1914 mit Lehrer Ziegler

Pfarrer Kneile mit dem Konfirmandenjahrgang 1931 und Oberlehrer Sauter.



Konfirmanden 1924 mit Pfarrer Essig





Pfarrer Dr. Mistele mit dem Jahrgang 1922 und Oberlehrer Wolfer.



Pfarrer Kneile und Oberlehrer Sauter mit dem Konfirmandenjahrgang 1933

*Jahrg. 1926
Konfirmation mit Pf. Elsäßer*



*Pfarrer Dr. Lamparter mit dem
Konfirmandenjahrgang 1948*





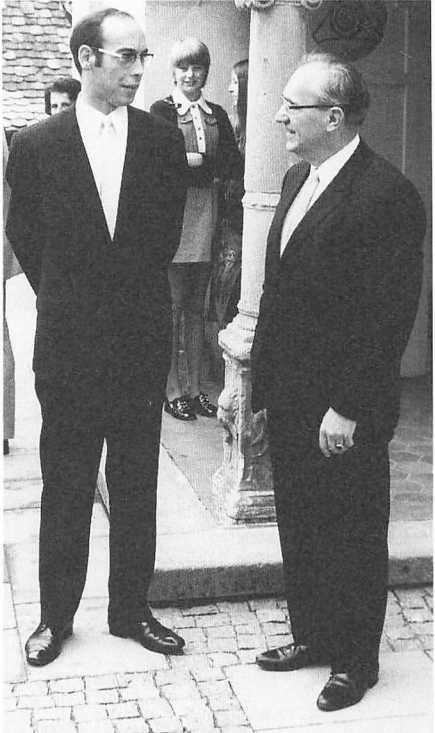
Pfarrer Munz mit dem Konfirmandenjahrgang 1962



Pfarrer Vöhringer mit dem Konfirmandenjahrgang 1969

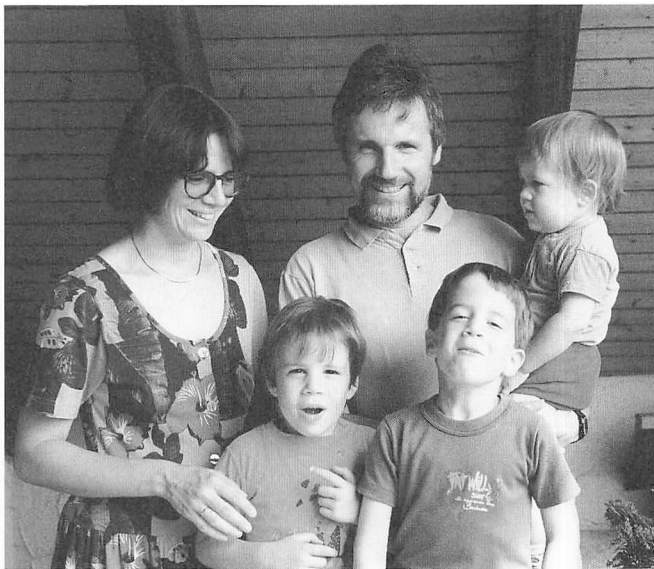
Einsetzung von Pfarrer Fischer (links) mit Dekan Hauff.

Pfarrverweser Fritz Hezinger mit seiner Frau Mary und dem 2. Vorsitzenden des Kirchengemeinderats Beyhl (links).



Pfarrverweser Johannes Hoeltz mit seiner Familie.

Familie Tröndle



Die Mittelstädter in den Augen ihrer Pfarrer

Einige Vorbemerkungen

Die weltlichen und kirchlichen Behörden kümmerten sich seit der Reformation aus verschiedenen Gründen um den allgemeinen Zustand der Bevölkerung. Neben der vordergründigen Kontrolle zur Wahrung des Landfriedens sind auch Erkenntnisse für hilfreiche Maßnahmen gewonnen worden. Wichtigste Informationsquellen bildeten hierzu die Visitationsberichte und detaillierter noch die Pfarrbeschreibungen. In ihnen hatten die Dekane und Pfarrer die Zustände und Verhältnisse der Bevölkerung zu charakterisieren.

Gewöhnlich wurden zuerst die Glaubensverhältnisse beschrieben, die Bereitschaft zum Besuch der Gottesdienste und Abendmahlsfeiern, die Beachtung der Feiertagsheiligung, die religiöse Aufgeschlossenheit und Zugänglichkeit und die Stellung zum Pfarrer.

Darüber hinaus waren die jeweiligen Lebensumstände von Interesse, die allgemeinen Verhältnisse, das sittliche Leben und die Moral, die wirtschaftlichen Umstände und das soziale Verhalten unter den Familien und Gemeindegliedern.

Die Einschätzungen

So interessant die Bemerkungen der Hirten über ihre Schafe sind, so muß man doch be-

denken unter welchen unterschiedlichen – auch persönlichen – Bedingungen sie verfaßt worden sind. Dabei sind auch Überzeichnungen und negative Übergewichte entstanden. Zu den positiven Auslassungen zählt – vor allem in früheren Berichten – die Anteilnahme an Gottesdiensten und Kirchenfesten. Umfassender ist die Feststellung von Pfarrer Theophil Henrici Harter 1763, die Gemeinde habe gute Leute, und bei einer größeren Anzahl seien sogar gute Erkenntnisse vorhanden. 1768 hatte sich der gute Eindruck noch verstärkt; der Visitor bemerkte mehr Kenntnisse, als er vermutete. Bei den Reicheneckern überwiegt stets das Lob. Die schon erwähnte, weise Formel, der Herr kenne wohl den Zustand der Herzen seiner Gemeinde am besten, taucht mehrmals auf. Die Verfasser konnten sich damit aller Schwierigkeiten entledigen.

Gutwilligkeit wird 1786 hervorgehoben; die Gemeinde verspricht, den guten Predigten des Pfarrers Knittel auch in Zukunft zu folgen. Oft wurden dem stereotypen Satz, der Zustand der Gemeinde sei gut, noch ein Mangel zugefügt (Wirtshausbesuch, Randalie der ledigen Söhne, Bettelwesen usw.).

Viel breiter fiel dann in späteren Jahren die Beurteilung und das Sündenregister aus (gekürzte Wiedergaben).

Vikar Finkh, 1827: Etwas rohe Außenseite, Ausdruck eines ungebildeten Inneren; im

Finstern schleicht sich der Aberglaube um. Religiosität ist nur äußerer Gottesdienst, flache Religionskenntnisse. Mehr Ordnung und Reinlichkeit würden Wohlstand und Sittlichkeit aufhelfen; geringe Achtung des Alters und der Vorgesetzten (damals schon!), Scheu und Ehrerbietung gegenüber geistlichem Stande.

Pfarrer Pregizer, 1848: Laster und Trunkenheit gleich im Schwange, gleichgültige bürgerliche Aufsicht trägt Schuld.

Pfarrer Memminger, 1864: Lebendiges, sittliches und religiöses Leben ist nicht zu rühmen; Kirchenbesuch mittelmäßig; Familienverhältnisse geordnet; Wirtshausbesuch wie gewohnt. Etwas mehr religiöse Erwecktheit und sittlichen Ernst hatte er aber 1862 festgestellt, er führte das auf die herrschenden harten Zeiten zurück. Das Verhalten gegenüber dem Geistlichen stellt Memminger so dar, daß es viel ausdauernder Liebe bedürfe bis man Zugang und Eingang in die Herzen finde. Vom Pfarrer werde viel verlangt, er werde sehr genau beobachtet und die Gemeinde lasse sich viel mehr suchen, als daß sie ihn suche. Trotz der äußerlich geordnet scheinenden Familienverhältnisse beschreibt er den Ton untereinander als kühl und rauh – auch im Ehestand.

Der Wirtshausbesuch der Männer bewirke oft heftige Szenen. Mittelstadt könnte eine wohlhabendere Gemeinde sein, denn die

Verdienste in den Steinbrüchen und in der Baumwollspinnerei Bempflingen seien gut, auch die Felder. Weise Sparsamkeit sollte verbreiteter sein, aber bei besonderen Festen werde förmlich Verschwendung betrieben. Das flüssige Geld sei überhaupt kein Segen. „... Und so viele Schäden es sind, die es zu bekämpfen gilt, so getrösten wir uns doch, durch die Verheißung des Herrn, daß er das glimmende Docht nicht erlöschen wolle, daß er verheißen hat, Ich will das thun, Ich will heben, tragen und erretten.“

Pfarrer Ruthard, 1879: Das Familienleben entbehrt der christlichen Weihe. Ehedissidien (Austritt aus ehelicher Gemeinschaft) kommen vor. Die Kinderzucht ermangelt des sittlichen Ernstes und liegt teilweise ganz im Argen. Im Verhalten zueinander stellte er fest, Dienstfertigkeit und Wohltätigkeit seien vorhanden, andererseits aber Selbstsucht, Mißgunst und Lieblosigkeit.

Pfarrer Schreiber, 1893:

„Teilweise beide Eltern in der Fabrik, Kinder in Kost. Das ist natürlich kein Familienleben. Zerüttung und Zwist wie anderwärts. Kinderzucht nur vereinzelt gut, im allgemeinen lax. Die Jugend genießt viel Freiheit (!); darf sich viel herausnehmen.“

Die Grabsteine seien zu kostbar; das Geld sollte besser für die neue Kirche ausgegeben werden.

Fast alle Männer gingen am Sonntagnach-

mittag ins Wirtshaus, viele auch werktags. Hausgottesdienst in vielen Häusern, in manchen nicht. Bürgerschaft durch tiefgehenden Hader zerklüftet in eine Schulzen- und Antischulzenpartei. *„Der Pfarrer hat Mühe, die Neutralität zu wahren.“* 1905 trug der Pfarrer ein: *„In einigen Familien ist Not, hauptsächlich weil der Vater trinkt, die Mutter zu wenig hauswälterische Tüchtigkeit besitzt, oder auch weil die herangewachsenen Kinder den Eltern nicht genug an die Hand gehen.“* Pfarrer Essig, 1924: Sah große Rührigkeit radikaler Elemente (?), welche die Kleinen ins Schlepptau nähmen. Die Bauern seien unpolitisch, zurückhaltend und zersplittert.

Pfarrer Kneile, 1927: Er sah ebenfalls, daß sauer verdientes Geld leicht floß, urteilte aber mit Nachsicht: *„Geld zum Festen ist hier immer vorhanden, das Verlangen danach ist bei harter Arbeit in der Fabrik und auf den Feldern verständlich.“* Über den schwindenden Kirchenbesuch äußerte er sich sachlich: *„Jüngere und ältere Jugend hat hier nicht die ungeschliffene Art wie auf manchen Landorten. Sie hat entschieden mehr städtische Art an sich, äußerlich gesittet. Dem kirchlichen Leben entgleitet sie mehr und mehr wie anderswo auch.“* 1931 bemerkte der Geistliche: *„Der Mittelstädter hält etwas auf seine Ehre und ist in punkto Ehre sehr empfindlich.“* In jenem Bericht kam die Jugend schlecht weg, sie habe zuviel Geld, es gäbe viele Trinker, Schlägereien und Stechereien

kämen vor, auch geschlechtliche Ausschweifungen.

Das gesellige Leben im Dorf sah Kneile durch die große Trinkfreudigkeit der Einwohner bestimmt. Viele Vereine würden die Leute vom Besuch der Gottesdienste abhalten.

Die Charakterisierung endet mit der mahnenden Feststellung: *„Große Unkirchlichkeit macht Leute haltlos und anfällig gegen Versuchungen des Lebens.“* Trotz herber Kritik an störenden Eigenarten seiner Schäfchen lobte der Pfarrer die Spendenfreudigkeit: *„Die hiesige Gemeinde gibt immer nobel.“*

Quellen:

Protokolle des Kirchengemeinderats Mittelstadt bis 1931

Pfarrbeschreibungen 1827–1930

Johann Samuel Harter – ein ungeratener Pfarrersohn

Die unrühmliche Geschichte eines begabten Sohnes

Der Uracher Dekan Bilhuber hatte unter seiner Kinderschar eine sehr lebhafte und trotzig Tochter. Mit Sorge verfolgte der Vater ihre Entwicklung, und so faßten die Eltern den Entschluß, die nicht leicht zu bezähmende Tochter möglichst bald unter die Haube zu bringen. Die Alltagsorgen würden ihr heißes Blut besänftigen und sie zur tugendsamen Ehefrau machen.

In Neckartenzlingen war der junge Pfarrer Johann Konrad Samuel Harter aus Mittelstadt im Jahr 1764 aufgezogen. Der schien dem Dekan der richtige Mann für seine Tochter Christine Regine zu sein; er wird wohl auch an dem erst 16 jährigen Mädchen Gefallen gefunden haben. Hochzeit wurde gefeiert. Nach kurzer Zeit erwartete die junge Pfarrerin 1766 ihr erstes Kind.

Schon bald befiel den Pfarrer eine rätselhafte Krankheit, die ihn einige Tage vor der Geburt des Kindes, Johann Heinrich Samuel, hinwegraffte. Um den geheimnisvollen Tod des Vaters rankte sich in Neckartenzlingen die Geistergeschichte der „Schleiermadel.“ Nach dem leidenschaftlichen Eheglück stand Christine Regine mit ihrem Kind mittellos vor einer sehr ungewissen Zukunft, ohne Mann war ihr der weitere Verbleib im Pfarrhaus nicht möglich.

Der Stuttgarter Konsistorialrat schlug eine damals oft praktizierte Lösung vor: Er bot der Witwe drei heiratsfähige Pfarrer zur Auswahl an. Sofern einer zur Ehe bereit wäre könnte sie im Pfarrhaus bleiben. Unter den Vorgeschlagenen befand sich Johann Konrad Knittel aus Owen. Der Vater, ein Sägmühlebesitzer, ermöglichte dem stillen und bedächtigen Sohn ein Theologiestudium in Tübingen.

Knittel willigte in die „Vernunftehe“ ein: Er wurde Pfarrer in Neckartenzlingen, die Familie wuchs. Ihren erstgeborenen Sohn Samuel liebte die Pfarrerin abgöttisch, die „Knittelkinder“ blieben ungeliebt – noch die Aussagen der Enkel bezeugen es. Sie war lebhaft, heftig und sehr launenhaft, mißachtete mit dem Sohn zusammen den Stiefvater.

Der duldsame Mann unterrichtet den verwöhnten Stiefsohn selber vor dem Eintritt in das Kloster Bebenhausen. Der Junge ist begabt, wird Primus in seiner Promotion – sein Stiefbruder ist später vierter-, aber sein Charakter ist labil. Den Vater beschimpft er als „Spatzenkopf“.

Während des Studiums geriet Samuel unter den unguten Einfluß seines Kameraden v. Leidreuter, der war ein großer Lump und endete später am Galgen.

Als fertiger Vikar hätte Harter nun eine hoffnungsvolle Laufbahn beginnen können. Sei-

ne Wildheit trieb ihn aber zu einer unstillen Lebensführung. Die Gaunerstückchen mehrten sich, und die Schulden mußten von den Eltern bezahlt werden. Einmal beklagte sich Pfarrer Knittel, da sie so oft für die Schulden des Vikars aufkommen müßten, könne kein Wohlstand aufkommen. Im Streit wollte der jähzornige Stiefsohn seinen Ziehvater erstechen. Die Mutter trat dazwischen mit dem Ausruf: „*Nur über meine Leiche!*“ Zornig schlug er mit einer eisernen Elle auf sie ein.

Stark auflodernde Ideen der Freiheit lockten Samuel Harter nach Frankreich. Er nahm zeitweilig an der Revolution teil.

Wieder einmal „abgebrannt“ leistet er sich ein besonderes Stück mit zwei Jungfernbasen, die in der Reichsstadt Reutlingen lebten. Harter besuchte die Damen in der festen Absicht, sie zu prellen. Nach seinem Geflunker äußerten die Basen den Wunsch, es wäre für sie eine große Ehre, wenn er einmal in Reutlingen predigen würde. Der Hauptprediger erteilte die Genehmigung. Am vorgesehenen Sonntag lag der Vikar beim ersten Läuten „niedergeschlagen“ im Bett und klagte den Tanten, ein Jude sei erschienen, fordere von ihm schuldige 100 Gulden und drohe gar mit Klage. Die leichtgläubigen Frauen fürchteten um ihr Ansehen und beschafften in aller Eile das Geld.

Noch rechtzeitig trat Samuel zur Predigt an, erbaute seine Zuhörer sehr – die Jungfern nicht, noch weniger die Eltern, die wieder einmal bezahlen mußten.

Das verbrecherische Leben des windigen Vogels nahm mit dem Husarenstück als Emmendorferscher Reiter seinen Fortgang. Emmendorfer war „Oberzoller“ in Vaihingen/Enz. Wie schon seit biblischen Zeiten so oft, galt auch dieser Zöllner als schlechter Mensch.

Harter kam nach Enzweihingen mit der Absicht, dort eine vakante Vikarstelle anzutreten. Er wird den Zöllner wohl vorher schon gekannt haben. Bei ihren Zusammenkünften entdeckte Harter, daß sich in der Zollkassse ein hinterzogener Rest befand. An den wollte er kommen.

Mit einem ergaunerten Siegel aus einer Kanzlei richtete er ein Schreiben an Emmendorfer, der Herzog habe von der Hinterziehung der Zollgelder erfahren. Gnade sei nur zu erwarten, wenn er „100 Karolinen“ an den Herzog schicke; die Übergabe an einen herzoglichen Reiter sollte nachts um 11.00 Uhr an der Kreuzstraße bei Schwieberdingen erfolgen.

Emmendorfer kommt in Gewissensängste und bittet seinen reichen Vater um das Geld. Zur angegebenen Zeit trifft er an der Kreuzung auf den verummumten Reiter, dem er die Summe übergibt.

Der Betrug wurde entdeckt, Harter geriet sofort in Verdacht; er wurde gefangen gesetzt, 1 1/2 Jahre saß er in verschiedenen Gefängnissen, kam aber durch raffinierte Lügen bei einem „peinlichen“ Rechtstag frei. Er entwich nach Mainz ins „Ausland“.

In der Folgezeit verlieren sich die Spuren. Es muß sich jedoch etwas ereignet haben, an dessen Veröffentlichung dem König Friedrich und seiner Regierung nicht gelegen sein konnte. (Der spätere Tübinger Dekan Gmelin vermutete ein Attentat auf den König).

1809 wurde Samuel Harter gefangen genommen und auf des Königs besondere Veranlassung ohne vorausgegangenen Prozeß nach Zwiefalten ins „Irrenhaus“ zu allerstrengster Einzelhaft verbracht. Des Herrschers Haß war groß, er erließ genaueste Arrestbedingungen. Für deren peinlichste Befolgung wurden der Kameralverwalter Bilingfer und Amtmann Bräunlein bei Kassation (sofortige Entlassung) verantwortlich gemacht. Der Delinquent wurde im ehemaligen Fraterbau arrestiert.

Aus den Haftbedingungen sind alle Punkte schriftlich erhalten: Keine Kommunikation, tägliche Inspektion zu ungleichen Stunden von außen und innen; keine freundlichen Worte, auf keine Bitte (z. B. wichtige Anzeige machen) eingehen, bei Poltern, Schreien, Schimpfen zur Ruhe verweisen; bei Wirkungslosigkeit fesseln und körperlich züchti-

gen; kein Messer oder Gabel übergeben – nur Holzlöffel; nur alle 8–10 Tage rasieren in Vorzelle; Essen nur morgens, mittags und abends, Quantität und Qualität mit geringsten Kosten – wie an Irre; kein Papier, Feder, Griffel, Zeitung; von Zeit zu Zeit Strohsack und Bettgeräte inspizieren; kein Tisch und Stuhl; keine schriftliche Kommunikation – auch nicht durch andere Personen mit irgend einem Menschen auf der Welt; neue Kleidungsstücke genauestens untersuchen, ob nichts eingenäht ist.

König Friedrich hat das Schriftstück eigenhändig unterzeichnet.

Harter war in einer Gefängniszelle inhaftiert, die wegen ihrer Beschaffenheit nur in besonderen Fällen der Beugehaft belegt wurde. Der sogenannte „Backofen“ war durch eingezogene Balken so niedrig gehalten, daß der Gefangene nie aufrecht stehen konnte. Wer lange dort einsaß, verkrüppelte zur Buckligkeit, so auch der unbotmäßige Vikar. Erst 1817 – nach des Königs Tod – kam er nach 8 jähriger Haft frei. Zunächst verlegte man den des Gehens unfähigen Arrestanten in ein gutes Zimmer, Kost und Verpflegung wurden besser. Ganz „kontrakt“ und zusammengewachsen soll er gewesen sein, wund am ganzen Körper.

Ein ganzes Jahr brauchte es, bis Samuel Harter transportfähig war. Er wurde zu seiner Stiefschwester nach Unterhausen gebracht.

Erst nach Wochen konnte die Rückkehr nach Mittelstadt zu seinen Eltern vollzogen werden. Das Dorf hörte von dem unglaublichen Ereignis mit teilnehmender Neugierde. Und obwohl man die Ankunft auf die Zeit der Dunkelheit gelegt hatte, verfolgten viele Bürger über die Friedhofsmauer weg das Schauspiel.

Die Eltern nahmen den verlorenen Sohn gut auf, bereit zu fürsorglicher Pflege. Doch dessen ungezügelter Sinn war ungebrochen. Er konnte wohl nur mit Undank auf jede an ihm geleistete gute Tat reagieren. Zuweilen erteilte er begabten Kindern Unterricht. Als Belohnung forderte er Tabak und Wein – er wurde zum Weinsäufer. Keine Besserung seines heftigen Wesens. Im Jäst nannte er die Mutter Christine Regine eine gottsträfliche Rabenmutter, er warf sogar das Messer nach ihr. Dem 80 jährigen Vater, den er immer schon ob dessen Rechtschaffenheit verachtet hatte, drohte er, ihn auf den Asperg zu bringen.

Allmählich neigte sich das verbrecherische Leben seinem Ende zu. 1823 ist der ungeratene Sohn, der seinen Eltern so viel Leid verursachte, dann vollends rasch gestorben. Endlich kehrte Ruhe ins Mittelstädter Pfarrhaus ein.

Charlotte Kapff, geborene Fischer, war eine Tochter von Harters Stiefschwester. Von ihr stammt die Nachricht, daß der Großvater

Knittel 1828 im neunzigsten Jahr starb, die Großmutter habe ihn um 20 Jahre überlebt und sei 100 Jahre und 8 Monate alt geworden, beide ein Beweis, „daß Gram und Zorn einen Menschen nicht töten.“ Ihre Großmutter schilderte sie als heftig und jähzornig – wie Xantippe.

Ein Nachtrag bleibt noch: Auf alles hartnäckige Drängen von verschiedenen Seiten hat Samuel Harter keine Auskunft über sein begangenes Verbrechen gegeben. Auch die Behörden schwiegen. In der Familie wurde vermutet, daß er bei Todesstrafe zum Schweigen verurteilt war.

Nur einem Zufall war zu verdanken, daß man von der Überführung nach Zwiefalten erfuhr. Beim Umspannen der Pferde konnte der Posthalter in Metzingen einen raschen Blick in den „wohlverwahrten Wagen der Extrapost“ werfen. Dort erkannte er Harter und gab Nachricht nach Mittelstadt.

Trotz allem angetanen Herzeleid suchte die Mutter den mißratenen Sohn zu unterstützen. Von Honau aus reiste ihr Schwiegersohn oft nach Zwiefalten mit Lebensmitteln, Geld und Weißzeug. Der Amtmann widerrief zwar stets die Anwesenheit des Vikars, bestätigte jedoch pünktlich die abgegebenen Gaben. Niemand konnte je bezeugen, ob „die Sachen“ überhaupt ankamen.

Die Nachricht über das Leben Samuel Harters ist durch Charlotte Kapff überliefert. Ihr

Mann, Prof. Kapff in Urach, hat die Aufzeichnungen in den Zwanzigerjahren an Pfarrer Essig zur Abschrift übergeben.

Quellen:

Akten aus dem Synodus, Landeskirchliches Archiv Stuttgart.

Einkommensbeschreibung der Pfarrei Mittelstadt 1891, Dekanatsarchiv Urach.

Visitationsakten der Pfarrei Mittelstadt, Hauptstaatsarchiv Stuttgart.

Hofmann: Kirchenheilige in Württemberg (Erwähnung im Liber decimationis).

Annatenregister des Bistums Konstanz, 15. Jahrhundert.

Protokolle des Kirchenkonvents und des Kirchengemeinderats

Die lieben Reichenecker

Die Zugehörigkeit zur Parochie Mittelstadt

Zu Beginn des Pfarr-Lagerbuches wird 1555 die Pfarrei Mittelstadt mit ihren Filialen Reicheneck und Hammetweil dargestellt: die Zugehörigkeit der Parochie ins Kloster

Pfullingen, das Kastvogteirecht des Heiligen samt allen damit verbundenen Rechten und Gerechtigkeiten unter der Herrschaft Württembergs.

Alle Einwohner der Filialorte gehörten der Muttergemeinde Mittelstadt zu, sie unterstanden damit der hiesigen niederen Ge-

Der Filialort Reicheneck.



richtbarkeit, gehörten somit „unter einen Stab.“ Selbst über den Tod hinaus zählten die Reichenecker nach Mittelstadt. Alle kirchlichen Handlungen mußten in Mittelstadt vollzogen werden – auch die Beerdigungen. Was unter Zwang und Bann stand, war in die Muttergemeinde abzuliefern.

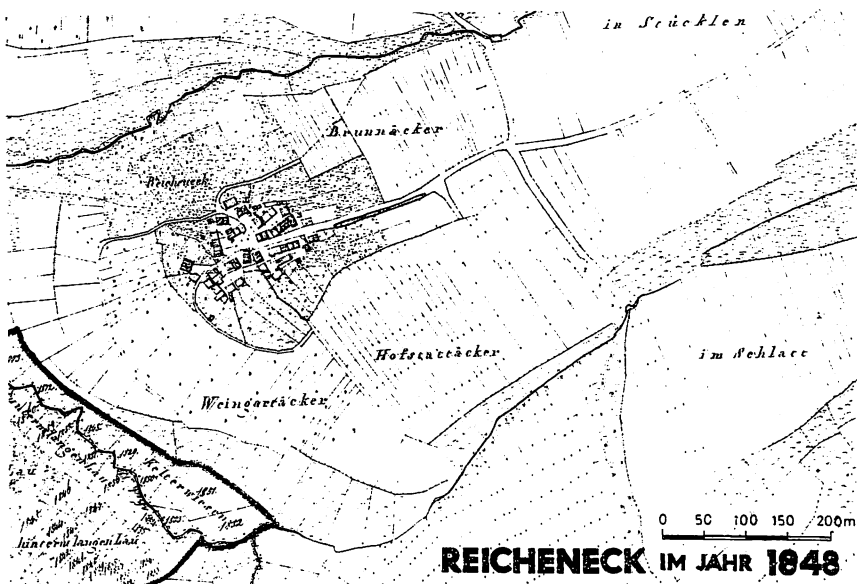
Über Jahrhunderte währte die enge Verbundenheit, ganz besonders in kirchlichen Belangen, und doch ist die „Mutter mit ihrer „Tochter“ nicht immer so umgesprungen, wie man es sich in Reicheneck gewünscht hätte. Für Visitatoren und Pfarrer waren die

Filialisten fast immer vorbildhaft in Glaubenshaltung und dörflichem Zusammenhalt. In den meisten Berichten und Beschreibungen wird die Gemeinde lobend erwähnt. Es ist nicht Aufgabe dieser Chronik, den Werdegang Reichenecks zu schildern; das hat Emil Maier im Heimatbuch des Dorfes eingehend besorgt. Hier handelt es sich vor allem um die Beziehung zur Mutterkirche „in gut und böse“.

Zunächst ist festzustellen, daß der kleine Weiler (4 Hofmaier mit je 3 Unterhöfen = 16 Höfe) als vollständiger Besitz des Klosters nach dorthin abgabepflichtig war; im Übrigen war er befreit von Jahressteuer, Landschaden, Umgeld (bei Verkäufen) u. a. Die Lehensbesitzer waren im Lauf der Zeit sehr auf den Erhalt der seit langem gewährten Freiheiten bedacht. Immer wieder richteten sie über den Uracher Vogt (die obere Gerichtsbarkeit) untertänigste Schreiben an die Herzöge, in denen sie die Befreiung von Brandschatzung, Wein- und Viehsteuer bestätigt haben wollten.

Schon bald nach der Säkularisation ordnete die nunmehr königliche Verwaltung 1807 eine Veranlagung der immer steuerfrei gebliebenen Lehenshöfe an. Das bedeutete empfindliche finanzielle Belastungen.

Von Mittelstadt aus (siehe auch Kapitel „Die alte Kirche“) versuchte man mehrmals, den Filialort in die Renovierungskosten der Kir-



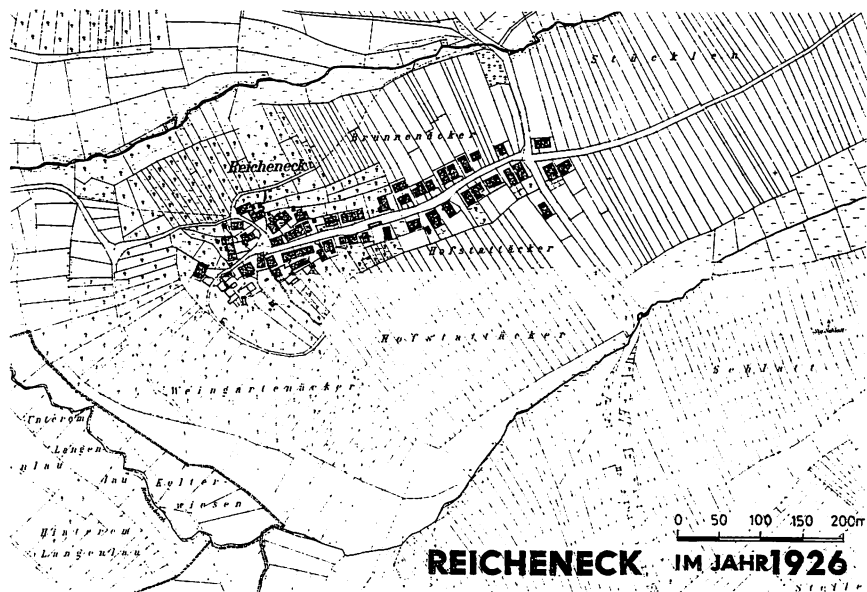
che einzubeziehen, so 1790, 1834 und später. Bereits 1831 wurde bei anhaltenden Sitzungen des Ruggerichts am 12., 13. und 16. September überlegt, wie das notwendige Kapital zum Neubau der Kirche beschafft werden könnte. Pfarrer Pregizer und der Stiftungsrat sahen Reicheneck und das Hofgut Hammetweil in die Pflicht genommen – „auch ohne besondere Erwähnung im Lagerbuch“, weil alle 3 „Parzellen“ eine ganze kirchliche Gemeinde bilden würden. Für Hammetweil sollte die Einbeziehung schon dadurch gelten, daß ein eigener Stuhl mit 8 Plätzen und einigen Gesindeplätzen eingerichtet sei.

Die Reichenecker traten dem Ansinnen mit folgender Begründung entgegen: Nach alten Sagen habe sich der Weiler durch Abtretung einer größeren Anzahl Morgen Felds an die Gemeinde Mittelstadt von der Verbindlichkeit freigemacht. Seit unvordenklichen Zeiten sei von Reicheneck nichts an den Baukosten der Kirche bezahlt worden.

Auch 1790, als Reparaturen an der Kirche vorgenommen wurden und eine neue Glocke angeschafft werden sollte, sei Reicheneck von einem Beitrag freigesprochen worden – sogar die höhere Behörde habe so beschieden, und die Mittelstädter Gemeindevorsteher hätten das immer anerkannt.

Um ihre Gutwilligkeit zu bekunden, stellten die Filialisten einen Beitrag von 1 800 Gul-

den in Aussicht. Einige Bedingungen waren daran geknüpft: keine Verpflichtung zu Hand- und Spanndiensten, Befreiung auch für die Zukunft, im Neubau besondere Abteilungen und Plätze für die Reichenecker. Aus dem Reichenecker Stiftungsprotokoll geht hervor, daß man ursprünglich an einen Zuschuß von 2 000 Gulden gedacht hatte. Und es wiederholt der dortige Rat, er bezweifle, daß Reicheneck zur „Concurrenz“ herangezogen werden könne.



Tatsächlich sind ab 1800 immer wieder Stiftungen in die Heiligenpflege nach Mittelstadt geflossen.

Unbezweifelnt ging bis zur Ablösung der Kleine Zehnt an die hiesige Pfarrei; die Einkünfte also aus den Erträgen der Reichenecker Güter: Heu, Öhmd, Klee, Erbsen, Wicken, Linsen, Flachs, Hanf, Kraut, Kohlraben, Bohnen und Saubohnen. Die Ablösungssumme betrug 3 680 Gulden; sie war in einer Laufzeit von 22 Jahren abzuzahlen.

Später ging aus der Orts-Kirchensteuer etwa 1/8 an Mittelstadt. Für 1926 wurde dieser Anteil den Reicheneckern erlassen.

Fleißige Kirchgänger

Das vormals kleine Dörfchen Reicheneck – entstanden aus der rein bäuerlichen Grundstruktur der Lehenshöfe – hat über Jahrhunderte seine ländliche Geschlossenheit bewahrt. Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts setzten Einflüsse der Industrialisierung ein, verstärkter dann nach 1900. Enge verwandtschaftliche Verflechtungen festigten den Zusammenhalt und die Sozialkontrolle.

Viele Erwähnungen bestätigen den Eindruck der Einheitlichkeit, vor allem aber in Glaubensdingen. Starke pietistische Persönlichkeiten prägten lange Zeit den religiösen Charakter des Ortes.

1601 zählte man gerade 25 Kommunikanten (Abendmahlsberechtigte). Im Dreißigjährigen Krieg waren die Höfe öde und leer. Die kleine Anzahl der Hofmaier ging in den Wirrnissen zugrunde. 1661 – 13 Jahre nach Kriegsende – wurden wieder 15 Kommunikanten und 14 Catechisten (ledige Katechismusschüler) registriert. 1654 wird als Schultheiß ein Martin Reichenecker genannt. Er hatte mit seinen 34 Jahren schon früh ein derartiges Amt inne. *„Dieser Schultheiß sambt seiner geringen Gemeinde kombt fleißig zu der Predigt nach Mittelstadt.“* 30 Jahre später – 1684 – heißt es, der Schultheiß Martin Buch/Buck sei ein stiller, einfältiger Mann. Seine Gemeinde zähle 15 Haushaltungen, deren Tote nach Mittelstadt begraben würden. 1692 wird erstmals Kritik geäußert, die Christenlehre sei von den Filialisten schlecht besucht.

1716 weiß man *„denen Reicheneckher keine Exceß (Ausschweifungen) nachzusagen.“*

1721 werden sie wohl gelobt: *„Denen Reicheneckhern das Lob, daß sie auch im Winter und bei Regen trotz des bösen Weges vor den Mittelstädtern bei dem Kirchenthor sitzen, in Bettstunden und Wochenpredigten bleiben die Männer fern.“* Zwischendurch rügte der Specialis die Richter beider Orte, sie könnten zum Teil besser sein – 1732.

Daß äußerliche Verhältnisse den Kirchenbesuch beeinträchtigten, beweist ein Streit

über den Fußweg zwischen den Orten. Die Reichenecker beklagten sich über die schlechten Wegverhältnisse: Auf der alten Flurkarte von 1823 ist in Reicheneck noch der Fußweg auszumachen. Er verlief kurz vor der Abzweigung des Weges nach Oferdingen zwischen den letzten Häusern durch, dann auf der Nordseite des Dorfes und dem Reichenbach zur Landstraße vor. Ihm folgten die Kirchgänger wohl bis „Vor Sankt Klaus“. Von dort aus führte der Fußweg durch die Flurstücke „Blauhut“ und Rebstock“ auf den Ausläufer des Lodenbergs zu.

Bedenkt man, daß die Felder jedes Jahr im Herbst ganz umgeackert wurden und daß der Weg immer neu ausgetreten werden mußte, dann lassen sich die Zustände bei Regenwetter leicht vorstellen.

Die Mittelstädter mochten die Reklamationen nicht anerkennen, sicher im Blick auf die geschotterte Landstraße. Eine Zeit lang hatte der Pfarrer Mühe mit der Schlichtung. Der Fußgänger benötigt für den Weg eine gute halbe Stunde. Mühsam muß das Tragen der Leichen gewesen sein. Mindestens viermal stellten die Träger unterwegs ab, um neue Kräfte zu sammeln.

Um wenigstens vor Wetter und Hitze geschützt zu sein, baten die Reichenecker 1877, man möge ihnen eine Viertelstunde vor Beginn des Gottesdienstes die Kirche öffnen. Es wurde gewährt.

Der Weg zur Selbständigkeit

Im Jahr 1824 hat der Pfarrer Pregizer in Reicheneck einen eigenen Konvent konstituiert.

Nun konnte der Ort etwas eigenständiger seine Interessen vertreten, vor allem jedoch eigene Pläne schmieden. 1880 war schon der Wunsch nach einem eigenen Friedhof laut geworden. Als 1888 das Oberamt auf eine Anlage drängte, fehlte zunächst das nötige Kapital zum Erwerb einer nahen und genügend großen Fläche. Eine großzügige Stiftung von Johannes Kurz und die Freigabe eines 5 ar großen Grundstückes durch Jakob Jedele ermöglichte die Planung. 1895 war der neue Begräbnisplatz fertig.

In Mittelstadt wurde die Entlastung des eigenen, engen Kirchhofes nicht ungerne zur Kenntnis genommen. Ein Reichenecker Gesuch um einen Zuschuß lehnte der Gemeinderat mit der Begründung ab, der Friedhof biete noch ausreichend Platz für beide Orte.

Der Neubau einer Kirche in Mittelstadt schleppte sich lang dahin. Die Reichenecker sahen mit seiner Realisierung Kosten auf sich zukommen, die sie gerne für ein eigenes „gottesdienstliches Lokal“ verwendet sehen wollten. 1896 beriet der Reichenecker Gemeinderat erstmals über das Vorhaben im Beisein von Pfarrer Schreiber. Dieser hätte die „lieben“ Filialisten zwar gerne bei Mittel-

stadt gehalten, anerkannte aber auch die Beschwerlichkeit des Kirchenbesuchs in Mittelstadt.

Mit einem bescheidenen Grundstock von 80 Mark nahm sich Reicheneck den Bau einer eigenen Kirche vor. Aufgestockt sollte er durch die Opfer bei Beerdigungen (!) und durch Spenden werden. Johannes Kurz ging hier ebenfalls beispielhaft voran. Noch gehörte das Dorf kirchlich zu Mittelstadt, und dort mußte der Baufonds erweitert werden. Zur Beschleunigung des Projekts bat Mittelstadt um einen Beitrag aus der Pfingstkollekte der Landeskirche. Das Konsistorium stimmte dem Antrag zwar zu, wies jedoch am 22. Juli 1904 darauf hin, die Kirchengemeinde selbst müsse mit allem Ernst und festem Plan auf das durch die Verhältnisse völlig klargestellte Ziel des Neubaus hinarbeiten und zu diesem Zweck zu einer Umlage schreiten.

Die üblichen Hebesätze lagen damals zwischen 6 und 25% der Staatssteuer, welche aus Grundeigentum, Gebäuden und Gewerben erhoben wurden. Um die wenig populäre Umlage zu umgehen, schlug der Mittelstädter Schultheiß Röhm vor, beide bürgerliche Gemeinden sollten einen freiwilligen Beitrag – etwa 10% der Staatssteuer – leisten.

Der Reichenecker Schultheiß Kemmler lehnte ab mit der Begründung, man könne

seine Gemeinde nicht zu zwei Kirchenbauten beiziehen. Eine Verständigung war unmöglich.

Dem Gesamtverband der Kirchengemeinden standen im Baufonds 25 000 Mark zur Verfügung; Reicheneck hatte für sich 3 000 Mark gespart. So verstärkte sich der Drang zur Ablösung. Das Konsistorium forderte Vorschläge zu den Modalitäten an.

Reicheneck schlug vor, man sollte bis zum Neubau die alte Kirche gemeinsam benutzen, und die Kosten für eine eigene Kirche müßte jede Gemeinde selber tragen. Sie wären zufrieden, wenn alle 14 Tage Gottesdienst gehalten werde mit nachfolgendem Jugendunterricht.

1907 war die Ablösung geregelt, im Dezember ein eigener Kirchengemeinderat gewählt.

1908 genehmigte die Kirchenleitung das Abkommen. Reicheneck wurde zur Filialkirche der Parochie umgewandelt. Nach dem Erwerb eines Bauplatzes erhielt der Architekt Elsäßer aus Stuttgart – er baute ebenfalls die Mittelstädter Kirche – den Auftrag, die Kirche für 19 000 Mark zu erstellen.

Am 16. Oktober 1910 hatte *„die wohl kirchlichste und gebefreudigste Gemeinde“* des Kirchenbezirks Urach das eigene Gotteshaus eingeweiht.

1910 zog in der Pfarrei in Mittelstadt der Pfarrer Hölderlin auf. Obwohl er nur jeden 1.

Sonntag zu einer Predigt in Reicheneck verpflichtet war, hielt er jeden Sonntag freiwillig den Gottesdienst. In der Regel holte ihn ein Fuhrwerk ab.

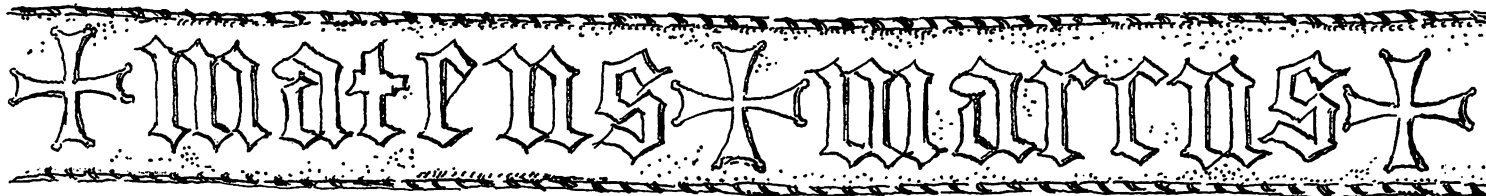
In Mittelstadt hätte man in der Folgezeit die völlige Ablösung Reichenecks gerne gesehen – Sondelfingen sollte zuständig werden. Das Konsistorium stimmte nicht zu, weil nicht feststand, welchem Oberamt unsere Gemeinden zugeteilt werden sollten.

So besteht die kirchliche Verbindung zwischen Mutterkirche und Filiale bis heute weiter – in guter Einvernehmlichkeit. Die in Reicheneck tätigen Vikarinnen und Vikare sind Mittelstadt zugeteilt. Der Ort wächst, und so wird es dort eines Tages eine selbständige Kirchengemeinde mit eigenem Pfarrer geben.

Quellen:

Protokolle des Kirchengemeinderats
Lagerbuch der Pfarrei Mittelstadt 1555
Heimatbuch Reicheneck, Emil Maier
Akten des Dekanatsarchivs Urach
Pfarrbeschreibungen 1827, 1905, 1910

Friede sei ihr erst Geläute!



Schulterband mit den Evangelistennamen an einer Bempflinger Glocke von 1464.

Glocken rufen, begleiten, warnen

Befasst man sich mit dem Thema „Glocken“, so stellen sich spontan assoziative klangliche Erinnerungsbilder ein: die Heimatglocken mit ihrer unverwechselbaren Harmonik, gottesdienstliche Handlungen wie Taufe, Konfirmation, Hochzeit und Beerdigung, aber auch das die Zeit in herkömmlicher Weise ordnende Tagläuten um 6 Uhr morgens, um 11 Uhr, um 15 Uhr winters (16 Uhr sommers) und das „Betzeitläuten“ am Abend. In früheren Tagen hat die Glocke die Abläufe des menschlichen Lebens in einem steten Rhythmus von Arbeit, Gebet und Muße so geprägt, daß Dichter und Künstler zu großen Leistungen beflügelt wurden. Friedrich Schiller begleitet mit seinem „Lied von der Glocke“ den Lebensgang; Balthasar Neumann (1745) und Joseph Anton Feuchtmayr (1767) entwarfen Glockenschmuck; Bildhauer wie Emil Wachter und Ellen Kämper gestalten heute moderne Glockenzierde. Der Kunsthistoriker Friedrich Heer spricht

denn auch begründet vom „Glockeneuropa“.

Gegeben hat es Glocken unterschiedlicher Form und Größe schon im 3. Jahrtausend vor Christus – vielfach als Musikinstrument verwendet. Ursprungsland dürfte China sein. Dort sind Klangsteine, Schellen, Glöcklein und Windgeläute schon früh nachgewiesen. An Tempelfirsten wurden sie vom Wind bewegt, und ihr Klang sollte die Götter zur Abwendung von Unheil aufrufen.

Über Vorderasien gelangte die Fertigkeit des Glockengießens nach Ägypten und weiter nach Griechenland. Irische Mönche brachten das Geheimnis des „heißen Flusses“ ins Abendland. Erst jetzt konnte die Glocke zu erhabenem Dienst für Kirche und Menschen eingesetzt werden. Ihr Gebrauch erhielt nach und nach weitere Bedeutung.

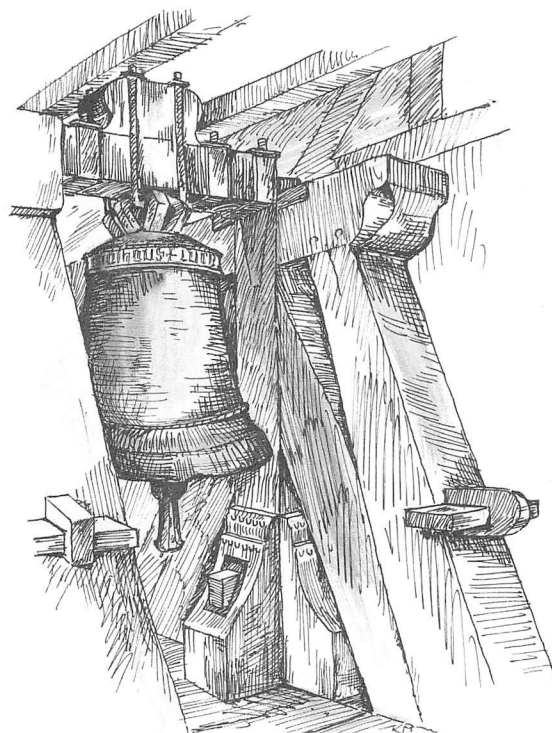
In der Frühzeit christlicher Versammlungen – sie waren verboten – luden heimliche Boten die Mitglieder der Gemeinschaft ein. Nachdem Kaiser Konstantin der Große (324 n. Chr.) das Christentum zur Staatsreligion

erhob, rief man mit Posaunen, mit zusammengesetzten Brettern oder durch Anschlagen eines Metallstabes zum Gottesdienst. Die stetig wachsende Zahl der Christen erforderte dann aber weithin hörbare Signale von erhöhten Standorten aus. Von der kleinsten Kapelle tönte die Glocke vom Turm mit dem Klang eines Arm-Sünder-Glöckleins bis zum gewaltigen Festtagsgeläut aus den Dom- und Münstertürmen. Ihr dumpfes Dröhnen und klägliches Wimmern warnte vor Krieg, Sturm und Gewitter gleichermaßen.

Über den Gebrauch von Glocken im europäischen Raum sind frühe Erwähnungen bekannt: Der Erzbischof von Arles, ein für die Franken bedeutender Gottesmann, berichtet vom vielfach verbreiteten Geläut in Klöstern und Kirchen. Ein besonderer Impuls zur weiteren und rascheren Verbreitung ging von Rom aus. Dort hatte Papst Sabinian das Glockengeläut als eine verpflichtende Notwendigkeit für den Gottesdienst eingeführt: Der fränkische Chronist Gregor von Tours erwähnt dies ausdrücklich.

Auf alemannischem Boden erklang die erste Glocke in Bregenz. Dort hatte der aus dem Frankenreich verbannte Columban der Jüngere mit seinem Schüler Gallus um 610 das erste süddeutsche Kloster gegründet. Die damals aufgehängte Glocke war nach heutigem Wissen nicht größer als ein Wasserei-

mer; sie hatte eine viereckige Form. Nach der Sage hätte die Glocke ihre Form von dem blauen Glöcklein der Blume „Campanula“, der Glockenblume, erhalten. Aus einem langen Entwicklungsprozeß ergab sich allmählich die seit dem Mittelalter noch gebräuchliche Form, eine Mischung aus Bienenkorb- und Zuckerhutform. Ein Beispiel des Form- und Materialwandels ist der berühmte Kölner „Saufang“, eine aus Eisenblech geschmiedete Glocke in bienenkorbähnlicher Gestalt.



In stabilen Glockenstühlen aus Eichenholz waren früher die Glocken aufgehängt.

Daß der reine, erhabene Klang einer Glocke nicht selbstverständlich erreicht wird und besondere Kenntnisse im Herstellungsprozeß „wie auch in Mischung der Glockenspeise“ erfordert, das erfuhren die frühen Gießer durch mancherlei Pannen. Eisen, Silber, Gold und Messing wurden erprobt; aber als klangfreudigste Speise erwies sich eine Kupfer-Zinn-Legierung, die bei 1200 Grad gekocht in einem ausgetüftelten Verhältnis von Glockendurchmesser, -gewicht und -höhe den gewünschten Klang ergibt. Und der soll voll sein, ausdrucksstark und weittragend und „glockenrein“.

Meister des Glockengusses waren früher sehr begehrt und geschätzt. Ihre Namen sind nicht zuletzt auch deshalb nicht vergangen, weil sie sich selbstbewußt auf ihren Schöpfungen verewigt haben. Als Urvater der Zunft gilt der Mönch Focernus (5. Jahrh.). Er wird noch heute als Patron verehrt. Weitere Namen tauchen auf: Heinrich der Gloggnier (1246), Peter zur Glocken (1493), Christoph Georg Roth (1709) oder Karl Rosenlächler (1842). In unserem Heimatraum waren in der Frühzeit vor allem Wandergießer tätig. Erst ab 1400 lassen sich Gießhütten nachweisen, vor allem in Reichsstädten – bei uns in Reutlingen, Esslingen oder Rottweil. Dort waren sie über Generationen im Familienbesitz und belieferten das Umland. Aus Rottweil ist Oswalt Klain bekannt, aus Reutlin-

gen Hanns Eger (1444 erstmals genannt) und in späterer Zeit die Gießerfamilie Kurtz. Vom ersten Reutlinger „Glockner“ wird noch die Rede sein.

Die unerklärbare Wechselwirkung zwischen menschlichem Leben und Gefühl einerseits und dem leblosen Metall ist aus vielen Verbindungen – oft auch skurriler Art – bekannt. So glaubte man, daß vom Wahnsinn gerettet sei, wer aus einer Glocke trank, daß Wetterläuten vor Blitzschlag schütze, obwohl eine große Anzahl von Mesnern beim Wetterläuten durch Blitzschlag zu Tode kamen. Eine zersprungene Glocke bedeutete Unheil.

Glocken haben eine Seele. Darum müssen sie getauft werden, sonst holt sie der Teufel beim ersten „Schlag“. Ein gern gewählter Name ist „Hosanna“, auch „osanna“ geschrieben, mit der deutschen Bedeutung „Gib Heil“. Im nahen Neckarraum besitzt Neckartailfingen eine 1503 gegossene Glocke mit folgender Aufschrift: „osanna heiss ich + in unserer frawen er leut ich + beru hart lachamann gos mich + 1503“. Die größte „Martinsglocke“ hängt im Mainzer Dom. In ihr wird die unheilvolle Beziehung von Krieg und Frieden deutlich sichtbar: Sie wurde 1809 von Josef Zechbauer gegossen. Ihr Stifter ist Napoleon I. Er spendete hierzu 3 Kanonen aus seinem Kriegsschatz. In umgekehrter Weise wurden auf höheren Befehl

in den beiden Weltkriegen viele Glocken in den Türmen abgehängt und zu Kanonenrohren umgegossen.

Leider ist nicht bekannt, wie die früheste Kirche unserer Heimatgemeinde beschaffen war und zu welchem Zeitpunkt auf ihrem Dach oder Turm eine Glocke zu Gottesdienst und Gebet rief. Weil der erste Bau mit großer Wahrscheinlichkeit aus Holz errichtet und überdies sehr klein war – vielleicht auch nur eine Kapelle, so ist die Existenz von Glocken ungewiß. Ansehnliche Beispiele aus dem 13. Jahrhundert sind noch vorhanden, z. B. in Gottmadingen-Randegg am Bodensee von 1209, ebenso in Herrenberg.

Erstmals wird die „große Glocke“ in Mittelstadt um 1473 erwähnt, ohne eigenen Namen zwar, jedoch mit den Namen der vier Evangelisten Matthäus, Markus, Lukas und Johannes. Obwohl Stifter und Gießer unbekannt sind, ergeben Vergleiche mit dem Glockenbestand der Umgebung berechtigte Annahmen. Die Nachbargemeinde Bempflingen besitzt zwei wertvolle Glocken aus den Jahren 1464 und 1468; in Gönningen hängt eine Glocke von 1489. Von ihr besagt eine Urkunde, daß sie „hans eger, glogengiese“ angefertigt hat. Dieser Meister hatte seine Gießhütte in Reutlingen. Eine weitere Glocke von 1505 hängt in Neckartailfingen, auch sie mit den Namen der Evangelisten in einem Spruchband am Glockenhals.

Diesen Glocken ist die Minuskelschrift gemeinsam, d.h. die Namen sind durchweg in gotischen Kleinbuchstaben aufgebracht; außerdem sind sie jeweils durch ein Kreuz als Trennungszeichen geschieden. Aus den wohlgeformten Kleinbuchstaben darf weiterhin auf Model geschlossen werden, mit denen sie ohne großen formerischen Aufwand auf die sogenannte „falsche Glocke“ aufgetragen wurden; selbst die Kordelringe der Spruchbänder dürften ebenso entstanden sein. Es ist daher nicht abwegig, wenn diese frühe Glocke Mittelstadts Hans Eger in Reutlingen zugeschrieben wird.

Ihr weiteres Schicksal ist bekannt. Im März 1833 stellte der damalige Pfarrer Pregizer klangliche Unstimmigkeiten fest; nach wenigen Tagen wurde ein Sprung entdeckt. Am 12. Mai dieses Jahres berieten Stiftungsrat und bürgerliche Kollegien aus Mittelstadt und Reicheneck über die Neubeschaffung. Bei einer Besichtigung vor Ort ergab sich ein mißlicher Sachverhalt: Der Glockenstuhl befand sich in desolatem Zustand, ebenso der Turm. Im Pfarrbericht heißt es: *„Jedoch ist der Thurm so schadhaf, daß auch ein kleineres Loch nicht zu verantworten ist.“* Er hatte sich gegen Osten geneigt, weil er im Westen auf der Giebelwand saß und auf der östlichen Seite vom ohnehin schadhafem Kirchendach getragen wurde. Deshalb zerschlug man die gesprungene Glocke auf dem Turm.

Zunächst wollten die Gremien eine Anschaffung mit dem damals schon als notwendig erachteten Neubau einer Kirche verbinden. 1834 wird dann doch erwähnt, Glockengießer Kurtz aus Reutlingen hätte eine neue Glocke gegossen; sie sei im Spätjahr wieder auf den Turm gehängt worden. Demnach mußte an Turm und Dach repariert worden sein.

Die mittlere Glocke kam wohl nach dem Dreißigjährigen Krieg auf den Turm, denn im erwähnten Pfarrbericht wird sie „als noch gute Glocke“ aus dem Jahr 1673 aufgeführt. Auf ihr waren die Namen des Pfarrers Elisäus Gerlach (1672–1704) und Schultheiß Jakob Raisers angebracht, sicher die Stifter. In erster Linie war die Beschaffung von Glocken eine Aufgabe der bürgerlichen Gemeinde.

1789/90 geht aus einer Gemeinderechnung hervor, daß die Gemeinde die Kosten zur Wiederherstellung des kleinen Glöckleins getragen hat. Was darunter zu verstehen ist, muß zunächst unklar bleiben. Ab und zu mußten Glocken umgehängt werden, weil der Schlegel, aus Eisen geschmiedet und mit dickem Lederriemen innen aufgehängt, die Schlagstelle beschädigte. Es konnte aber auch ein „Ohr“ der Glockenkronen gebrochen sein. Im selben Jahr verlangte das „Gemeinschaftliche Oberamt“ (einem Regierungsbezirk vergleichbar) genauen Aufschluß über die Zuständigkeit der eigentlichen Baulast.

Dieser ungewisse Umstand sollte später der Gemeinde noch weiteren Kummer bereiten. In der Pfarrbeschreibung des Vikars Finkh aus Nürtingen von 1827 wird berichtet, das Königliche Bauamt Reutlingen hätte die Beseitigung des „zerschlissenen Turmes“ erlassen, da eine neu hergestellte Glocke nicht mehr auf diesen Turm gestellt werden dürfe. Bürgerschaft und Gemeinderat – mit Ausnahme von zwei Mitgliedern – stimmten seinerzeit für den Neubau einer Kirche. Riß und Überschlag der Kosten ließ man erstellen. Vor der Summe von 20 000 Gulden wichen die meisten der Stimmberechtigten zurück. Enttäuschung und Resignation beim Pfarrer: *„Alle Schuld über das Scheitern – wie es immer so geht – wurde auf den Pfarrer gewälzt“* Über den permanent leeren Kasten (Kasse) nahm das Königliche Oberamt sehr ungnädigen Anstand und bemängelte, die Mittellosigkeit sei durch vieljährigen, nachlässigen Gemeindehaushalt entstanden. Demnach kann das Geläut in diesen Jahren nicht immer vollständig gewesen sein; es wird abschließend erwähnt: *„So bleibt nun Kirch und Thurm nur noch mit 2 Glocken“*.

Pfarrer Schreiber (1892–1902) gibt die Beschaffungsjahre der mittleren Glockengeneration etwas anders an. Er führt zwei „mittelgroße“ und eine kleine Glocke an:

die kleine Glocke	von 1782
die größere	von 1673
und die große	von 1837, Gewicht 350 kg

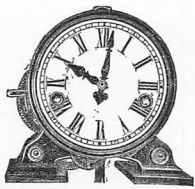
Er bezeichnet ihren Zustand in seinen Berichten von 1905 und 1907 als „gut“. Die damals älteste Glocke wurde auch „Franzosen-glocke“ genannt; sie soll ein Franzose gegossen haben. Ihr Klang war als „nicht ganz rein“ unbefriedigend und störte das volle Geläut.

Mit dem Neubau der Kirche in den Jahren 1911/12 stellte sich die Frage der Neuanschaffung von 3 Glocken. In einer hartnäckig geführten Kampagne entlockte der damalige Pfarrer Hölderlin der schon etwas spendemüden Gemeinde die notwendigen Mittel für ein neues Geläut. Protokolle der Sitzungen des Kirchengemeinderats und vor allem die Berichte im Kirchenblatt der Evangelischen Gesellschaft geben Zeugnis von der zähen Überzeugungsarbeit des Ortspfarrers.

Demnach wurden 1911 die Gutachten zweier Glockenhersteller eingeholt: Kurtz aus Stuttgart und Hörz aus Ulm; ein weiteres



Ankunft einer Glocke 1912.



Über 3500 neue Turmuhren geliefert.
Prima Zeugnisse. Höchste Auszeichnungen.

Fernruf Nr. 373.

Ph. Hörz, Ulm a. D.

Bank-Konto: Gewerbank Ulm a. D. **Turmuhren-Fabrik** Postcheck-Konto: Stuttgart Nr. 7171.

Turmuhren mit mechan. und selbsttätig-elekt. Aufzug jeder Größe und Ausführung.
Elektrische Uhren und Uhrenanlagen .. Signaluhrenanlagen .. Laufwerke
Astronomische Zifferblätter und Zeigerwerke.

Ausführung von Dreh-, Fräs- und feinmechanischen Arbeiten aller Art
nach Angaben, Mustern und Zeichnung.

Ulm a. Donau, 27. September 1921
Söllingerstraße 159

Angebot und Vertrag
über

Klangstahlglocken auf Kirchturm in Mittelstadt O/A Urach
zwischen der Verehrl. Evang. Kirchengemeinde Mittelstadt
und der Firma Ph. Hörz, Turmuhrenfabrik in Ulm a. D.

Erste Glocke hat	Ton	Es	Gewicht ca. Kilo	
Zweite " erhält	"	Ges	" "	1150
Dritte " erhält	"	B	" "	500
Gesamtgewicht ca. Kilo				1650

3 Glocken zusammen ca. 1650 Kilo à 10.- 16500.-

Umändern des Glockenstuhls, Umändern der Joche,
neue längere und stärkere Achsen für die Joche,
neue schwerere Schwengel unter Zurücknahme der
alten, Anpassen der Stahlglocken an die Joche unter
Lieferung der dazu erforderlichen Eisenteile, Lie-
ferung der Eisenteile für Abänderung des Glockenstuhls
und der Joche

Montage Beifuhr zur Bahn

3700.-

1850.-

22050.-

16500.-
22050.-
Zweiundzwanzigtausendundfünfzig.-

Die Preise sind fest. Jede Nachforderung ist ausgeschlossen. Die
Lieferung erfolgt franko Station Ulm. Die weiteren Transportkosten
fallen zu Lasten des Bestellers. Lieferfrist 8 Wochen nach Bestel-
lung. Garantie für Haltbarkeit 5 Jahre bei ordnungsgemäßer Verwen-
dung und Behandlung der Glocken.

Maßgebend für die Berechnung der Glocken ist das tatsächliche
auf einer amtlich geeichten Waage ermittelte Gewicht. Iv. Minder oder
Mehrgewicht wird mit 10.- pro Kilo berechnet. Bei Gewichtunterschieden
findet die Differenzverrechnung auch auf den Preise für Läuteein-
richtungen Anwendung.

Ähnliche Glocken werden aus bester bewährter Legierung gegossen.
Für volle Harmonie der Haupttöne und vollkommene Reinheit der Neben-
töne übernehme ich Gewähr. Sollten die Glocken nicht den Beifall der
Gemeinde finden, dann nehme ich die Glocken wieder zurück.

Der Besteller :

Der Lieferant :

Ph. Hörz
Ulm a. D.

Angebot holte der Pfarrer von den Gebrü-
dern Bachert aus Kochendorf ein – ca. 800 M
niedriger als die Mitbieter. Nach letzterem
Gutachten sollte die große Glocke später zur
mittleren werden, damit ein „schönes, kräf-
tiges Geläut“ erzielt werden könne. Ein Aus-
zug aus dem Kirchenblatt 7/1911 illustriert
sehr farbig die manigfachen Überlegungen:
„Jüngst war der Glockengießer da. Er hat von
den vorhandenen 3 Glocken die kleinste von 1783
nach Ton und sonstiger Beschaffenheit ganz un-
brauchbar gefunden.: Von ihr kommt unser
schlechtes Geläut her. Die älteste Glocke, von ei-
nem Franzosen gegossen, ist sehr stark ausge-
schlagen und im Ton nicht ganz rein. Die jüngste
und schwerste Glocke von Kurtz – Reutlingen aus
dem Jahre 1837 wiegt 350 kg. Wir haben nun
zwei Möglichkeiten für die neue Kirche: entweder
die zwei größeren Glocken allein aufzuhängen
und uns damit 20–30 Jahre zu behelfen, bis die
Franzosen-glocke ausgeläutet hat, oder die klei-
neren Glocken dranzugeben und zu der jetzigen
größten Glocke eine noch größere und eine klei-
nere zu beschaffen. Dabei muß man sich natürlich
nach dem Ton, den die Reutlingerin hat, richten.
So brauchten wir zu ihr hinzu eine große Schwe-
ster von 690 kg, also rund 14 Ztr., und eine kleine
von 210 kg. Wenn ich das so überschlage, so kostet
die größte Glocke etwa 1800 M, die kleinste 550
M. Und wenn wir, um vor der Glocke nicht so gar
zu erschrecken, die beiden alten für sie drange-
ben, so bleiben's 1350 M und 550 M, zusammen

1900 M, was ein neues Geläut kosten würde. Das scheint viel und ist allerdings so viel, daß wir's aus dem Baufonds schlechterdings nicht machen können. Aber in Wirklichkeit wäre ein solch Geläute für unsere Gemeinde gar kein Übermut. Dieser Tage hat eine noch nicht 600 Seelen zählende fränkische Gemeinde für ihre neue Kirche Glocken im Gesamtgewicht von 56 Ztr. bestellt, die nach Abzug der alten 5000 M kosten.

Und immer, wenn die große Glocke von Pliezhau- sen ihren tiefen vollen Ton herüberschickt, muß ich denken: „'s ist halt doch was Schönes um ein harmonisches Geläute. Ob wir jemand finden, der sein Gold und Silber – das manchmal so tot im Kasten liegt – in eine lebendige Glocke hoch auf dem Turm umgießen läßt“

Die „Glockenfrage“ hat Pfarrer und Kirchengemeinderat anhaltend beschäftigt, weil die Mittel knapp waren. Noch im März 1912 wird bedauert, daß man wahrscheinlich trotz sparsamer Bauweise auf ein großes Geläut verzichten müsse, und erneut macht Pfarrer Hölderlin Stimmung dafür: *„Die größte Glocke hätte dann genau fast die Größe und den Ton der Neckartenzlinger Glocke.“* Er hoffte immer noch, den Fehlbetrag durch besondere Stiftungen aufzutreiben. Sollten Einzelpersonen größere Beiträge nicht möglich sein, so wußte er auch anderweitig Rat: *„Und wenn einer allein eine Glocke nicht stiften kann, könnten sich mehrere, etwa eine weitverzweigte*

Familie, zusammentun und ihr Gedächtnis auf der Glocke und durch die Glocke verewigen.“

Hilfe kam dann auch durch einen Mittelstädter Sohn, dem in Degerloch wohnhaften Karl Stähle. Dieser stiftete 2500 RM für die mittlere Glocke und stellte gleichzeitig eine namhafte Spende seines Bruders für den Kirchenbau in Aussicht. Das ersehnte Geläute wurde in Auftrag gegeben um den Gesamtpreis von 4305 RM. In einer Feierstunde wurde es der Gemeinde vorgestellt, bedacht mit überschwenglichem Lob: *„... wenn einer die Kirche seither nicht schön fand, so läßt er sich doch jetzt vernehmen, die Glocken seien das Schönste an ihr.“*

Alle drei Glocken erhielten Namen. Die kleinste mit dem Bild des Reformators taufte man „Lutherglocke“ (Gewicht 3 1/2 Ztr.); die mittlere erhielt die Inschrift: *„Seiner Heimatgemeinde gestiftet von Karl Stähle, Degerloch.“* Die Umschrift lautete: *„Wie lieblich sind deine Wohnungen“* Sie wurde zur „Heimatglocke“ (Gewicht 7 Ztr.). Größte Glocke war die „Christusglocke“ (Gewicht 12 1/2 Ztr.) mit dem Text: *„Meine Schafe hören meine Stimme.“* Nachdem diese Anschaffung glücklich abgewickelt war, hatte der Pfarrer die feste Überzeugung, Mittelstadt besitze das schönste Geläute weit und breit.

Mit dem Ausbruch des 1. Weltkriegs 1914 drohte den neuen Glocken Gefahr. Die riesi-

gen Materialschlachten verzehrten alle Vorräte an hochwertigem Metall. Was seither die Bürger in ihrem friedlichen Alltag begleitete, sollte nun zu todbringendem Gerät umgegossen werden: Glocken zu Kanonen. 1917 gab die Heeresverwaltung die Beschlagnahme der beiden größten Glocken bekannt und verlangte die Ablieferung auf 30. Mai. Der Kirchengemeinderat reagierte rasch. In einem Antrag wurde um Zurückstellung gebeten, wegen der Schönheit des berühmten Geläutes. Andererseits wurde befürchtet, daß bei einer ablehnenden Haltung im Ernstfall auch der Verlust der Prämie – die Vergütung war auf 1 RM pro kg festgelegt – zu erleiden sei.

Einige Zeit später schob man weitere Vorschläge seitens des Kirchengemeinderats nach – die kleine Glocke genüge für die flächenmäßig ausgedehnte Gemeinde nicht. Wenigstens die große Glocke oder die mittlere wollte man behalten, zumal diese gestiftet sei.

Das Beschaffungsamt gestand darauf die große Glocke zu. Indessen hatte der Stifter Stähle mit einem Schreiben an diese Stelle „seine Glocke“ zu retten versucht. Doch der Kirchengemeinderat entschied sich inzwischen für die große, weil für ihn nicht sicher war: *„...ob je wieder eine solche Glocke angeschafft werden kann.“*

Für die abgehängten beiden kleineren Glocken erhielt die Kirchenpflege 4045 RM ausbezahlt. Davon wurden 4000 RM als 7. Krieganleihe gezeichnet. Karl Stähle sollte ein würdiges Bild „seiner Glocke“ erhalten mit der gleichzeitigen Zusicherung, eine spätere Glocke würde das genaue Abbild der fürs Vaterland geopfert sein.

Damit das Schlagwerk nicht Schaden leide, wollte die Kirchengemeinde einen Ersatz um 200 RM anschaffen. Und schon im Oktober 1918 – nach Beendigung des 1. Weltkriegs – gab es Überlegungen zur Neubeschaffung eines Geläutes. Das Amt für Kirchenkunst riet zur Anschaffung von Klangstahlglocken, weil Kupfer und Zinn zu dieser Zeit sehr teuer waren.

Bereits ab 1921 liefen die Sammlungen an. Mitglieder des Kirchengemeinderates baten in den Häusern um Spenden. Aus Amerika stifteten ehemalige Mittelstädter 6000 RM. Im Beschaffungsfonds befanden sich bereits 16.000 RM und weitere Stiftungen waren zu erwarten. Zudem sollte die bürgerliche Gemeinde einen Beitrag leisten. So konnten Angebote eingeholt werden. Die Firma Bachert aus Kochendorf wollte zwei Bronzeglocken um ca. 42.000 RM liefern, das Angebot der Turmuhrfabrik Hörz lag im Preis für Klangstahlglocken fast um die Hälfte billiger. Nachdem einige Mitglieder des Kirchengemeinderates ein ähnliches Geläut in Pfron-

dorf gehört und dies für gut befunden hatten, wurde der Auftrag an die Firma Hörz erteilt. Diese lieferte zu folgenden Konditionen:

1. Glocke, Ton Es Bronze
 2. Glocke, Ton Ges
 3. Glocke, Ton B
- Gesamtgewicht: 1650 kg

3 Glocken zusammen 1650 kg
a 10 M = 16.500.- M
1 neuer Glockenstuhl
aus Schmiedeisen = 15.800.- M
Für den alten Glockenstuhl werden 9.500.-
M angerechnet.
Gesamtpreis: = 22.800.- M

Die eintretende inflationäre Verteuerung zwang den Glockengießer schon im Dezember 1921 um eine Anzahlung des halben Preises.

Am 16. Januar 1922 trafen die drei neuen Glocken ein und wurden montiert. Pfarrer Essig sah sich mit dem Kirchengemeinderat einem neuen Problem ausgesetzt. Weil die „Läutknaben“ nicht regelmäßig zur Hand waren, wollte er gerne eine elektrische Einrichtung anschaffen; die spärlichen Mittel ließen jedoch eine weitere Ausgabe nicht zu. So sollten die Jungen des 6. und 7. Schuljahres dafür in Anspruch genommen werden.

Allem Anschein nach empfanden viele Bürger das Geläute als zu hart. Schon 1933 dachte Pfarrer Kneile mit seinen Leuten über die Anschaffung von Bronzeplatten nach. Inzwischen bot die Firma Hörz einen Motorantrieb für 1905,- RM an; der Auftrag konnte jedoch erst 1937 unter Pfarrer Elsäßer realisiert werden, rechtzeitig zum 25jährigen Jubiläum.



Die neue Glocke wird nach dem 2. Weltkrieg aufgezogen.

Gerade 20 Jahre hatte das Geläute seinen Dienst versehen, da brach der 2. Weltkrieg aus. Wieder wurden die Glocken als Materialreserven beschlagnahmt. In Mittelstadt war die bronzene große Glocke 1942 unter schwierigen Vorarbeiten abgehängt worden – selbst das Kupferblech der Turmspitze sollte abgeliefert werden.

Für den im Feld gebliebenen Pfarrer Elsäßer versah sein bereits pensionierter Vater den Dienst in der Gemeinde. Er gründete schon 1944 einen Fonds mit 700,- RM zur Wiederbeschaffung einer Glocke.

Die Bronzeglocke ist für den Abtransport 1942 gerichtet.



Pfarrer Dr. Lamparter betrieb später den Plan mit Nachdruck trotz der schwierigen Verhältnisse in den Nachkriegsjahren. Ein Glockenfachmann empfahl eine Klangstahlglocke, zumal sich die Qualität der Stahlglocken ständig verbessert hätte – als bestes Material empfahl sich Bochumer Gußstahl. Die Glocke kostete 1970,- RM. Sie hat ein Gewicht von 680 kg mit einem Durchmesser von 1185 mm. Sie trägt als einzige eine Aufschrift, die lautet: „*Er ist unser Friede.*“

Einige Daten des jetzigen Geläutes:

	Ton	Durchmesser	Höhe
Totenglocke			
große Glocke	F	140 cm	112 cm
Betglocke			
mittlere Glocke	G	118,5 cm	100 cm
Taufglocke			
kleine Glocke	B	95 cm	90 cm

„Und bhiet den Menschen Sel und Leib“

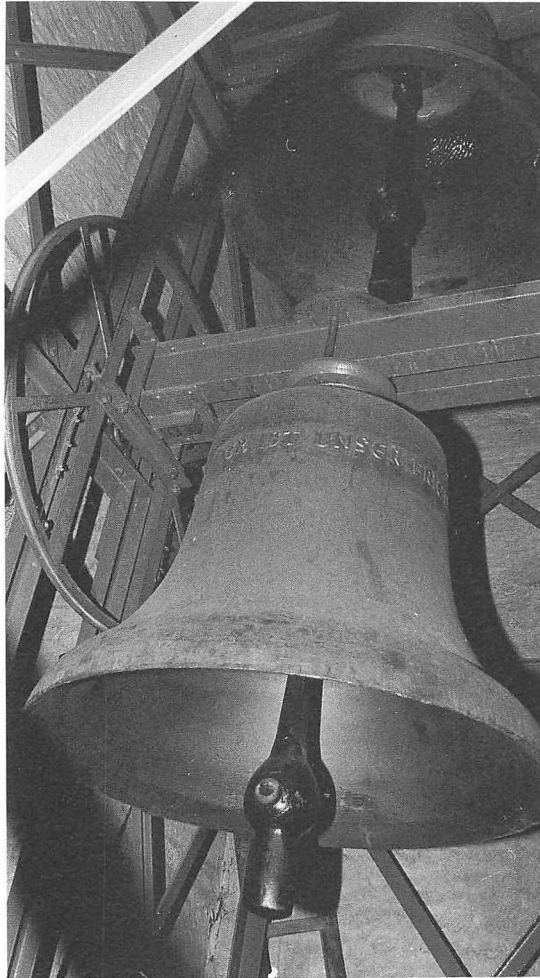
Ein Kapitel über das Läuten

Aus dem Pfarrbericht des Pfarrers Memminger geht hervor, daß 1866 zu sieben verschiedenen Zeiten geläutet wurde: Um 8.00 Uhr früh zu Morgengebet und Schulbeginn, um 10.00 Uhr, 11.00 Uhr, 13.00 Uhr, um

14.00 Uhr zur Schule, um 15.00 Uhr zur Vesperzeit und um 18.00 Uhr zur Betzeit.

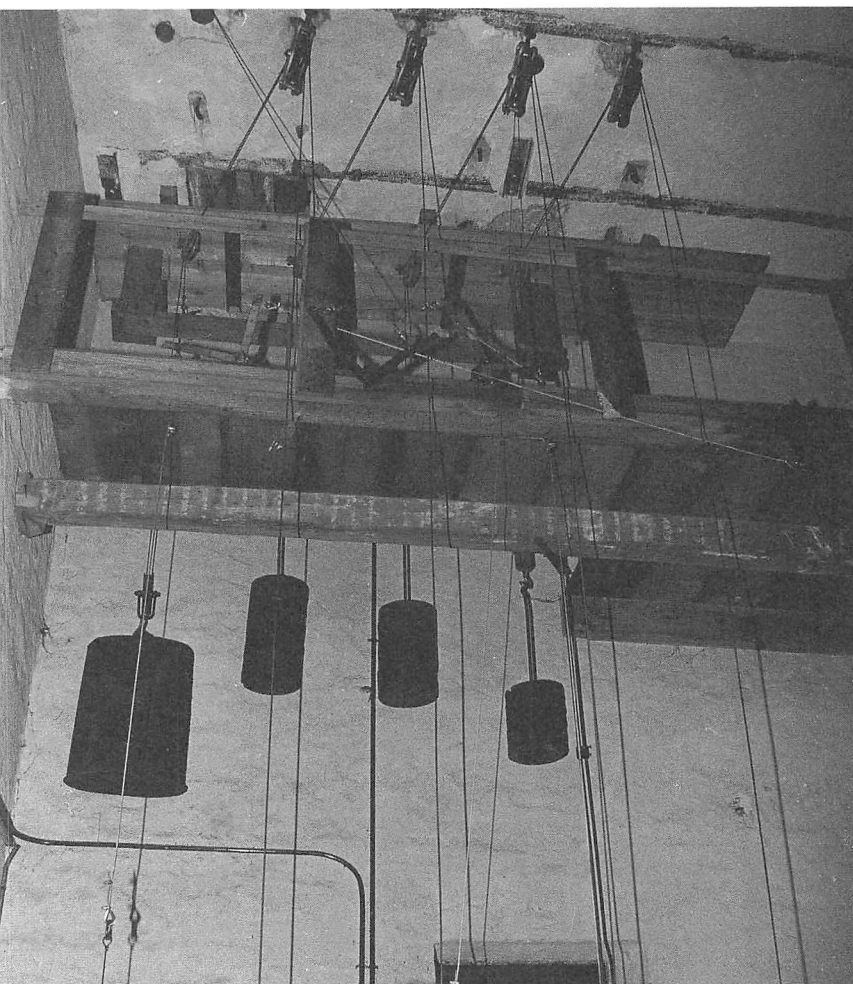
An Sonntagen und vor kirchlichen Feiertagen läutete die größte Glocke um 16.00 Uhr. Nach vorausgegangenem Streit über unterschiedlich geregelte Zeiten kam diese Ordnung zustande. Gewöhnlich läuteten die Glocken damit nach einem uralten biblischen Gebot: „Ich lobe dich des Tages siebenmal um deiner gerechten Ordnungen willen“ (Psalm 169, Vers 164).

In frühchristlicher Zeit kannten auch die Mönche sieben Läuzeiten: die Prim, die Terz, die Sext, die Non, Vesper, Komplet und zur Nacht. Diese Einteilung – später zu anderen Zeiten – hat sich auch in der nachreformatorischen Zeit erhalten. So rief die Morgenglocke gewöhnlich dem damaligen Tagesrhythmus folgend morgens um 6.00 Uhr zum Gebet. Das Elf-Uhr-Läuten sollte wohl den Zeitpunkt von Jesu Kreuzigung markieren, hatte jedoch für die bäuerlich strukturierte Landbevölkerung eine praktische Bedeutung, sie rief die Frauen vom Feld an den häuslichen Herd: „Elfe, Weib koch!“ Aus der Mahnung an Christi Todesstunde um 15.00 Uhr leiteten sich für Handwerker und Bauern die Vesperpausen ab – sommers um 16.00 Uhr und winters um 15.00 Uhr. Kirbe und Ostern sind Markierungsdaten für den Wechsel. Zur Betzeit am Abend rief die große Glocke. Die Kinder eilten in die Häuser



Die Betglocke von 1947

Die Gewichte für die Uhr



zum Gebet, und der einsame Wanderer verharrte für einen Augenblick zur Andacht. Für das Läuten waren der Schulmeister als Mesner und sein Gehilfe verantwortlich. Für das volle Geläut waren mehrere Läuter notwendig, in aller Regel Schüler der oberen Jahrgänge, die für geringste Entschädigung aushalfen. 1913 erhielten die „Läutebuben“ bei Hochzeiten und Taufen je 50 Pf, hingegen 1933 nur noch 15 Pf. Grund dafür waren die stark zurückgegangenen Löhne. Diese Hilfskräfte standen nicht immer gesichert bereit.

1893 wird berichtet, daß das Läuten der „Vater-unser-Glocke“ gefährdet sei. Der neu aufgezugene Pfarrer Schreiber bat darum: *„Man sollte das Läuten an Feiertagen und Bußtagen nicht dem Zufall überlassen, „ob freiwillig ein Mann die Glocke zieht.“* Darum sollte der Schullehrer als Obermesner die Schulknaben abwechselnd zu diesem Dienst anstellen, diese könnten ja auch die Schule kehren. Nach dem getroffenen Modus mußten die Schüler der Oberklasse das Schülläuten, die Betstunde und die Kinderlehre besorgen, alle übrigen Glockenzeichen waren ausschließlich Sache des Mesners. Trotzdem scheint danach nicht alles zufriedenstellend abgelaufen zu sein. In wöchentlich wechselnden „Rotten“ versahen die Buben ihren Dienst. 1905 klagte der Mesner, sie seien ihm nicht mehr behilflich, und die Lehrer

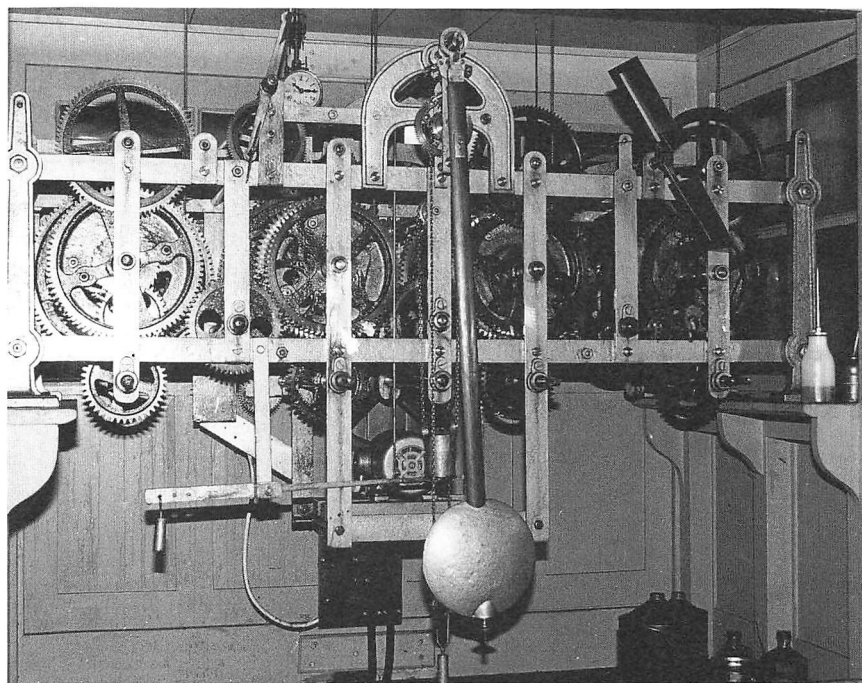
würden sich der Sache nicht annehmen. Er bat daher um eine Aufbesserung von 10 M. Sie wurde gewährt.

Alte Mittelstädter werden sich noch an den Handbetrieb des Läutens erinnern. Dabei gab es mancherlei Anlaß zu Schabernak. In der alten Kirche wurde damals ebenerdig an der westlichen Rückseite geläutet. (Die Kirche hatte noch die klassische Orientierung mit dem Ostchor). Daneben befand sich auf der Südseite, etwa an der Stelle der heutigen Sakristei der Haupteingang.

1868 hatten sich Pfarrer, Kirchengemeinderat und der Unterlehrer Rinker sehr eingehend mit einer aus heutiger Sicht recht harmlosen Sache zu beschäftigen: Zur Sonntagsschule hatten die Jungen zu läuten. Der 16jährige Gottlieb Knecht, Sohn des Jakob Knecht, Accieser und Gemeinderat, hatte die große Glocke übernommen. Dabei ließ er sich – wie viele andere auch – mit dem Seil hochziehen. Zur gleichen Zeit betraten Mädchen die Kirche, und sicherlich nicht ganz zufällig gerieten Gottliebs Schuhe an die Röcke derselben. Das mißfiel dem Unterlehrer sehr (Lehrer hatten zu jener Zeit noch bei allen Gottesdiensten die Aufsicht über die Schüler auszuüben). Auf seine Zurechtweisung hatte sich der Jüngling widersetzt. Beide gerieten in eine Rauferei, die Jacke zerriß dabei. Der als hitzig bekannte Schulmann packte Knecht am Wams, schleppte und

zerzte ihn durch die ganze Kirche und sperrte den Widerspenstigen in die Sakristei bis zur Ankunft des Pfarrers. Sechs Altersgenossen machten als unfreiwillige Zeugen vage Aussagen zum „ungeheuerlichen Vorgang“, die Eltern pochten auf Schadenersatz. Der Lehrer zeigte sich unnachsichtig und wandte sich an das Gemeinschaftliche Oberamt Urach. Da es mit Rinker immer schon

Das Uhrwerk



Schwierigkeiten gab, bat die Gemeinde um seine Versetzung; sie erfolgte bald darauf nach Oberstenfeld.

Auch handfeste Glockenseile unterlagen dem Verschleiß durch die Reibung an den Löchern. Immer wieder wird in den Protokollen auf die Neuanschaffung verwiesen. Für die kleine Glocke geschah dies 1863. Bedingung für den Auftrag war: „Von gutem Hanf und entsprechender Stärke“. Im letzten Streich erhielt ihn der Seiler Jakob Knecht, das Pfund zu 30 Kreuzern.

Der aufgeklärte Mensch des 20. Jahrhunderts mag dem Glockenläuten nicht mehr die magische Bedeutung zumessen, daß man damit die Mächte der Luft zu Boden werfen, feindliche Heere erschrecken, die Gefahren durch Hagel, Blitz, Wind und Stürme abwenden könne. Er darf sich aber mit der seit reformatorischer Zeit bestehenden Läuteordnung im Grund an die Passion Jesu erinnern lassen. Was wären die großen Feste des Kirchenjahres und die sonntäglichen Gottesdienste ohne das festliche Geläute der heimatlichen Glocken?

Quellen:

1. Deutscher Glockenatlas, Württemberg und Hohenzollern
2. Pfarrbericht 1827

3. Kirchenkonventsprotokolle bis 1848
4. Kirchengemeinderatsprotokolle von 1879 bis 1970
5. Journal des Südwestfunks 1985
6. Heimatbuch von Gönningen
7. Beschreibung der Kirchenrenovation von Neckartailfingen 1968
8. Das große Buch der Heiligen, Südwest Verlag München
9. Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler Baden-Württemberg, Georg Dehio
10. Kunstreiseführer Württemberg und Hohenzollern, Eugen Gradmann

Kirchenmusik zum Lobe Gottes

Die Entwicklung

Die Bedeutung der musikalischen Mitgestaltung der Gottesdienste ist früh erkannt worden. In den liturgischen Abläufen erlangte die Kirchenmusik seit dem 4. Jahrhundert und mit der Blütezeit der Gregorianik vom 9. bis 12. Jahrhundert großes Gewicht. Eine biblische Aufforderung zu musikalischer Lobpreisung wurde aus Epheser 5, 18 abgeleitet: *„Redet untereinander in Psalmen und Lobgesängen und geistlichen Liedern, singet und spielt dem Herrn in euren Herzen.“*

Die evangelische Kirchenmusik erhielt starke Impulse nach der Reformation durch Martin Luther. Er griff die im Volkslied vorgeformte Melodik und Strophenform auf und bereicherte mit anderen Liederdichtern den Choralgesang.

Höhepunkte geistlicher Musik bildeten die Responsorien (Wechselgesänge) in Kantaten, Passionen und Oratorien, die mit großen Namen von Hassler, bis Bach und in der Neuzeit bis Distler und Pepping verbunden sind.

In den kleineren Gemeinden blieb die Kirchenmusik auf den Choralgesang beschränkt – seit dem 17. Jahrhundert mit Orgelbegleitung.

Musikalische Aufgaben oblagen den Schulmeistern, nach deren Befreiung vom Cantoren- und Organistendienst Privatpersonen –

oft Angehörigen der Pfarrersfamilien. Lange Zeit bestimmte zufällige Talentiertheit die Qualität der örtlichen Kirchenmusik. Durch Ausbildungs- und Fortbildungskurse versuchte die Kirchenleitung eine Aufwertung zu erreichen.

In neuerer Zeit werden Chöre, Posaenchöre und Instrumentalgruppen von fachlich voll ausgebildeten Kräften geschult; das Angebot an musikalischer Literatur ist gestiegen. Dadurch befindet sich die Kirchenmusik selbst in ländlichen Bereichen vielfach auf beachtlichem Niveau.

Chorgesang und Kantoren

Aus den Visitationsberichten ist nicht genau zu ermitteln, wann die chorische Mitarbeit im Gottesdienst begann. Im 18. Jahrhundert fehlen die Hinweise ganz – nur der Schulgesang wird erwähnt und beurteilt. Erst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ist vermerkt, daß der Schulchor unter einem „Cantor“ in der Kirche singt.

1869 heißt es, das Repertoire an Melodien sei dürftig, und die Schuljugend sei wenig im Stande, den Kirchengesang zu heben. 10 Jahre später – 1879 – wird vermerkt, der Kirchengesang sei gut und die Schuljugend gut eingeübt. 1887 sind die Schulmeister Gustav Häußler und Ernst Gottlob Demmler als

Kantoren und Organisten benannt, und 1893 sind es sogar 3 Kantoren. Wir müssen annehmen, daß sie sich bei der beachtlichen Inanspruchnahme gegenseitig ablösten.

1905 wird angegeben, es bestehe kein Schüler- oder Kirchenchor. Ob bei der Einweihungsfeier der neuen Kirche ein Chor mitgewirkt hat, ist nicht erwähnt. Erst 1923 (siehe „Leichensingen“) hat der Jungfrauenverein einen Kirchenchor gebildet. In Mittelstadt wurde der Chor von den Pfarrfrauen oder Familienangehörigen der Pfarrer geleitet. Die Frau von Pfarrer Essig übernahm das Amt während der Dienstzeit ihres Mannes und ab 1927 die Schwester des ledigen Pfarrers Kneile. (Von ihr ist in Ochsenwangs Mörikestube zu lesen, daß sie wesentlich bei der Sicherung des heutigen Bestandes an Exponaten mitgewirkt hat).

Auch während des 2. Weltkrieges versah der Chor unter der Leitung der Frau des 1936 neu aufgezogenen Pfarrers Elsässer den Dienst – sicher eingeschränkt, denn Pfarrer Dr. Lamparter – Schwager dieses Pfarrers – beschreibt in seinem 1. Bericht 1945 die Neugründung des Kirchenchores.

1951 zählte der Chor 70 Mitglieder. Diese stattliche Zahl wurde später nicht mehr erreicht. Von dort ab wirkte Christian Kimmerle bis in die 80 iger Jahre als Vorstand.

Schon 1947 war es Pfarrer Dr. Lamparter gelungen, die bestehenden Frauenchöre in

Reicheneck und Mittelstadt in „echte“ Kirchenchöre umzuwandeln. Dazu mußten Männerstimmen gewonnen werden. In Reicheneck warb der Organist Paul Kehrer 8 Männer, in Mittelstadt traten 17 Männer dem Chor bei. Im Filialort wurde er von Oberlehrer Zeller geleitet, in Mittelstadt wirkte Elsa Elsässer bis 1954. Wichtigstes Chorbuch war der „Gölz“. Dieses Werk lieferte in einfacheren Sätzen ein dem damaligen Leistungsvermögen entsprechendes Liedgut für das Kirchenjahr. Zwischen 1954 und 1985 führten Otto Wurster, Steffen Vöhringer, Annegret Fischer und Gerald Pommranz den Chor.

Als nach dem Krieg in den Kirchenmusikschulen und Konservatorien junge Chorleiterinnen und -leiter ausgebildet wurden, begann auch in den kleineren Kirchengemeinden eine neue Zeit der Kirchenmusik: die Ansprüche steigerten sich.

Unter Katharina Jud bildete sich auch ein Jugendchor. Er ist großenteils in den Hauptchor integriert, agiert jedoch in manchem Gottesdienst und bei Aufführungen mit moderneren Sätzen.

Neben diesen Chören existiert ein kleiner Kinderchor. Er wirkt bei besonderen Anlässen im Gottesdienst mit.

An Weihnachten und zum Jahresabschluß singen und spielen seit langem Gesangsverein und Musikverein.

Die Geistlichen nehmen das Angebot gerne als gottesdienstliche Bereicherung an. Die Freude darüber war nicht immer ganz ungetrübt, vor allem dann, wenn die vorge-

tragene Musik nicht den liturgischen und ästhetischen Ansprüchen der Pfarrer genügte. Pfarrer Kneile beklagte sich einmal, es würden selten passende Lieder gesungen.



Der Kirchenchor nach einem Konzert mit einer Instrumentalgruppe. Links vorn der Dirigent des Posaunenchores Herbert Wallner, dahinter Katharina Jud, Dirigentin des Kirchenchores.

Der Jugendchor in kleiner Be-
setzung.



Chorleiterinnen und Chorleiter bei Frauenchor und Kirchenchor seit 1923

1923–1926	Frau Essig (Pfarrfrau)
1927–1935	Johanna Kneile (Schwester des Pfarrers)
1936–1954	Elsa Elsässer (Pfarrfrau)
1954–1968	Otto Wurster
1968–1971	Steffen Vöhringer (Sohn des Pfarrers)
1972–1981	Annegret Fischer (Pfarrfrau)
1982–1985	Gerald Pommranz
seit 1986	Katharina Jud
Kinderchor seit 1991	Renate Kehr

Posaunenchor

Albert Müllerschön berichtet:

Was gab den Anstoß zur Gründung des Posaunenchores? Es war 1950, als in Mittelstadt wie in vielen Gemeinden eine Evangelisationswoche stattfand. Dabei musizierten am letzten Abend Bläser aus Dettingen und Hülben das „Große Halleluja“. Für die Gemeinde, besonders aber für Ortspfarrer Lamparter ein überwältigendes Erlebnis, daß sich der Jugendkreis vornahm: „*Ein Posaunenchor muß her!*“ Die Euphorie erhielt einen gewaltigen Dämpfer, als auf Anfrage beim Landesposaunenwart bekannt wurde, daß sieben Instrumente (damals Grundlage für einen Posaunenchor) 1300 Mark kosten würden. Seit der Währungsreform waren erst zwei Jahre vergangen, die Kassen waren leer, und das Wirtschaftswunder hatte noch nicht begonnen.

Am 7. April 1951 fand in der „Krone“ ein Bazar statt, er brachte einen Erlös von 1015 Mark. Pfarrer Lamparter erbat bei verschiedenen Bibelwochen das Opfer des letzten Abends für Instrumente, und so bekamen wir den restlichen Betrag zusammen. Im Juli 1951 war es dann soweit: 2 Trompeten, 2 Flügelhörner, 1 Zugposaune, 1 Tenorhorn und 1 Bariton konnten an die zukünftigen Bläser verteilt werden. Nun hieß es für uns tüchtig üben und blasen. Anfangs kam

Karl Blocher von Metzingen dienstags nach Mittelstadt, um mit uns zu üben. Oft kamen wir auch noch (bei unserem Mitbläser Albert Müllerschön in der Wagnerwerkstatt seines Vaters) samstagsabends zusammen.

Genau nach drei Monaten, am 15. Oktober 1951, war es dann soweit: der junge Posaunenchor konnte beim Erntedankfest zum erstenmal auftreten! Klopfenden Herzens standen wir vor dem Altar und ließen (mit Unterstützung von drei Metzgingern) unsere Instrumente zur Ehre und zum Lobe Gottes erschallen.

Der Chor machte erstaunliche Fortschritte unter seinem ersten Dirigenten Fritz Breisch, der aber noch im Sommer 1952 aus gesundheitlichen Gründen aufhören mußte. Als neuer Chorleiter wurde Karl Kimmerle mit erst 19 Jahren ernannt.

Eine Notiz aus dem Verhandlungsbuch des Kirchengemeinderats vom 13. Mai 1952: „Der Vorsitzende legt dem KGR die Satzung des Posaunenchores zur Begutachtung und Einsicht vor. Die Mittel zur Beschaffung von Instrumenten, Noten und Notenständern werden auf freiwilligem Wege aufgebracht. 13 Instrumente (darunter ein großer Baß) sind bis jetzt angeschafft. Gesamtwert 3091.85 Mark.“ Es gab nun verschiedene Höhepunkte in der Geschichte des Posaunenchores: Im Mai 1952 nahmen wir zum erstenmal am Landesposaunentag in Ulm teil. 1953 fand in Mittelstadt der

Bezirksposaunentag statt, an dem etwa 150 Bläser vom Bezirk Urach teilnahmen. Es gab immer wieder auch finanzielle Probleme, doch konnten sie gemeistert werden.

1953 veranstaltete der Chor zum erstenmal eine Adventsmusik, was seither mit wenigen Ausnahmen beibehalten wurde.

Betonen möchte ich auch den starken Zuwachs an Bläsern aus Reicheneck. Jahrzehntlang kamen sie (anfangs mit dem Fahrrad oder Motorrad) bei jedem Wetter nach Mittelstadt zum Blasen. Natürlich durfte auch

Der Posaunenchor in den Gründerjahren



die Geselligkeit nicht zu kurz kommen. Fast jedes Jahre machten wir entweder einen Ausflug oder eine Wanderung. Traditionsgemäß hält der Chor jährlich im Advent seine Jahresfeier ab, zu der auch die Ehefrauen (oder zukünftige) eingeladen sind. Weitere regelmäßige Veranstaltungen: Alle zwei Jahre Teilnahme am Landesposaunentag in Ulm, ökumenische Veranstaltungen (zusammen mit dem Chor der Evang.-Me-

*Gruppenbild am Torbogen
vor der Martinskirche 1992*



thodistischen Gemeinde) z.B. Osterandachten auf dem Friedhof, Erntebittstunden, ökumenische Gottesdienste, im Krankenhaus in Urach oder Behindertenheim Rappertshofen. - In Reicheneck spielt ein kleiner Chor bei Beerdigungen, weil es dort keinen Bestattungschor gibt.

Seit der Gründung des Chores waren etwa 65 Bläserinnen und Bläser Mitglieder im Posaunenchor. 1978 wurde Karl Kimmerle nach 25 Jahren als Dirigent von Herbert Wallner abgelöst, der dieses Amt bis heute innehat.

1971 feierten wir das 20 jährige und 1981 das 30 jährige Jubiläum, bei denen stets der Gründer des Chors, Prof.Dr.Pfarrer Lamparter, als Festredner anwesend war. Am Samstag, 13. April 1991 lud der Chor zu einer Bläsermusik in die Martinskirche Mittelstadt ein. Der zweite Höhepunkt war der Bezirksbläserntag am 13. Oktober 1991 in der Mittelstädter Festhalle.

Ich wünsche dem Posaunenchor für seine weitere Tätigkeit immer genügend Nachwuchs an Bläserinnen und Bläsern, daß er sein Amt zur Ehre und zum Lobe Gottes lange wahrnehmen kann.

Dirigenten des Posaunenchors

1951–1952	Fritz Breisch
1952–1978	Karl Kimmerle
seit 1978	Herbert Wallner

Die Kirchengesangbücher für den Gemeindegesang

Die Reformation nahm den Gesang geistlicher Lieder in den Gottesdienst auf. Bis 1583 gab es für Württemberg kein eigenständiges Liederbuch; man benützte vorwiegend Straßburger Sammlungen. Das erste in Tübingen erschienene „Württembergische Kirchen-Gesangbuch“ enthielt 109 Lieder und 97 Melodien.

Es läßt sich nicht ermitteln, wann in Mittelstadt erstmals ein Buch eingeführt wurde. Die württ. Kirchenleitung legte 1664, 1711, 1741, 1791, 1841, 1912 und nach 1953 immer wieder dem Zeitgeist angepaßte Sammlungen vor.

Die Neuauflage von 1791 setzte sich in Mittelstadt nur schleppend durch. Ursache war Armut, sicher auch Gleichgültigkeit. Über das neue Liederbuch wird in einer Pfarrbeschreibung berichtet, es werde danach gesungen.

1912 sollte wieder ein neues angeschafft werden. Die Gemeinde war durch die verschiedensten Spendenaktionen von Pfarrer Hölderlin stark beansprucht worden, die Kaufbereitschaft daher gering. Der Pfarrer beschleunigte die Beschaffung in handgreiflich drastischer Form: Wer im Religionsunterricht kein aktuelles Gesangbuch besaß, hatte mit körperlicher Züchtigung zu rechnen.

In der Zeit nach dem 2. Weltkrieg ist 1953 ein neues Liederbuch erschienen, 1974 davon eine weitere, revidierte Auflage; außerdem existieren Jugendgesangbücher und Sammlungen mit neuerem Liedgut.

Zur Zeit ist ein neues Gesangbuch in Vorbereitung.

Von der Orgel, den Organisten und Orgeltretern

Von den früheren Orgeln zur neuen Orgel

Wir wissen heute nicht genau, wann im alten Kirchlein erstmals eine Orgel erklang. Die Visitationsberichte ergeben keine sicheren Informationen.

Wohl ist bekannt, daß schon fränkische Mönche einfache Orgeln bauten und in den meisten großen Kirchen Orgeln schon um 1300 standen. Ihre Blütezeit erlebte die Orgelbaukunst jedoch erst im 17. und 18. Jahrhundert, vorwiegend in den Niederlanden und in Norddeutschland. Die dortigen Meister schufen Werke mit einem breiten Registerspektrum.

Aber auch im barocken Süddeutschland schufen Baumeister wie Scherer und Gabler

berühmte Orgeln mit prächtigen Prospekten. Viele Komponisten komponierten eigene Musik für die Königin der Instrumente. Sicher konnten sich kleinere Dörfer erst viel später eine Orgel anschaffen. In Mittelstadt ist ein indirekter Hinweis aus dem Jahr 1724 bekannt: „Der Schulmeister Jakob Schweitzer schlägt zu Mittelstadt die Orgel.“

Die erste Erwähnung stammt von 1731. Dort heißt es, die Orgel müsse repariert werden. Der Schluß liegt nahe, daß ein Instrument schon im 17. Jahrhundert vorhanden war. In der Kirchenbeschreibung von 1905 wird auf die Neuanschaffung 1751 verwiesen, eine sehr fragwürdige Datierung, denn jeglicher Hinweis fehlt.

Von 1801 stammt ein Bericht, der die Orgel als „ohnbrauchbar“ bezeichnet. Sie wird als Werk mit 8 klingenden Registern und 4-füßig dargestellt. Holz und Lederwerk waren verdorben, die Bälge höchstens noch 10 fl wert. Es wird mit der Empfehlung fortgefahren: *„ . . . die verdorbene Verlederung der ganzen Windlade, sowohl in den Registerfächern, als auch an den Böden der Pfeifenstöcke neu aufzu-leimen, alle Löcher an der Zahl 768 mit glühenden Eisen auszubrennen (!), den Gang der Register-Schlaufen zu regulieren, die Pfeifenstöcke wieder gut aufzupassen und pünktlich zu verschrauben.*

„Vintillen (Ventile) hatten zu schwache Federn – neue einsetzen.

Windkasten war verzogen – durch 2 Schrauben nach aufwärts zu richten.

Pfeifenzahl 528 weitläufig reparieren insgesamt 264 fl“.

Zu dem Umbau wird geschrieben: *„Da die wirkliche Lage der Orgelblaßbälge äußerst untauglich und selbst der Orgel an den Windladenöffnung so hinderlich ist, daß man einem Mangel der Vintillen nicht helfen kan; Wäre zu rathen: Daß die Bälge auf das Kreuzgewölbe über die Orgel gelegt, eingetafert, – und diese Arbeit um Kostenswillen – durch einen Schreiner hiesigen Orts – unter Weisung des Orgelmachers beschleinet würde.“*

1802 ist von dieser Reparatur die Rede. Mit einem Orgelbauer hatte man einen „Accord“ abgeschlossen. Das Königliche Rechnungsamt lehnte ihn ab, weil die Aufstellung ungenau war und ein Kostenvoranschlag fehlte. Später lassen sich weitere Reparaturarbeiten ausmachen, bei denen Schleiflade und Lederbeläge ausgebessert oder erneuert wurden.

1858 versah ein Meister die Orgel mit neuen Registern und arbeitete sie um für 200 fl.

1863 erhielt ein Martin Allgaier für die Aus-hilfe beim Stimmen und Reparieren an 2 Tagen je 15 Kreuzer als Belohnung.

(Im gleichen Jahr mußte die Stiege zur Orgel stärker gebaut werden, weil die alte „sehr schwach“ geworden war;

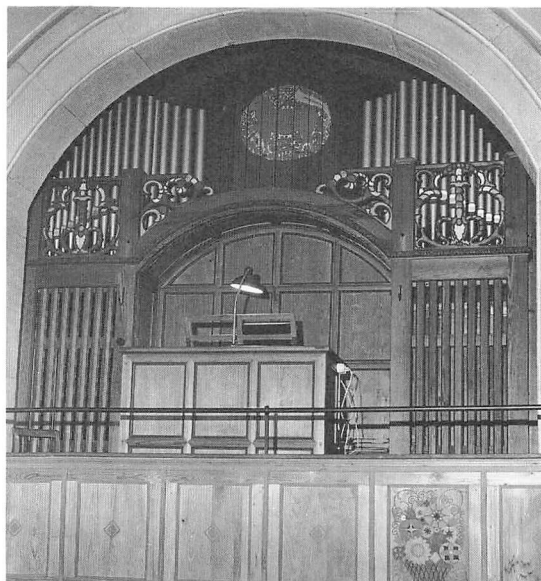
1867 lud man einen Orgelmacher Stieglitz ein zur Begutachtung.

1885 war wieder eine Ausbesserung notwendig.

Den weiteren Verlauf bis zur endlichen Anschaffung einer modernen Orgel lassen wir Pfarrer Fischer aus der Festschrift zur Einweihung am 30. November 1975 berichten: „Gleichzeitig mit dem Bau der neuen Martinskirche wurde dann im März 1912 bei der Orgelbau-firma Gebr. Link in Giengen/Brenz auch eine Orgel in Auftrag gegeben. Sie erhielt 13 Register mit insgesamt 650 Pfeifen auf Kegelladen mit pneumatischer Traktur – für den damaligen Stand der Orgelbautechnik das beste und „modernste“ System. Die Orgel, die all die Jahre und Jahrzehnte treulich ihren Dienst getan hat, kostete damals 4820 Mark; der gesamte Kirchenbau war mit nicht mehr als 90 000 Mark veranschlagt. Man muß sich dazu freilich, will man mit heutigen Zahlen vergleichen, das ganz andere Lohn- und Preisniveau vor Augen halten. – Manche der alten Mittelstädter werden sich erinnern können, daß in jener Zeit die Windversorgung des Gebläses noch durch einen Orgeltreter geschah, der jeweils auf ein Zeichen des Organisten mit dem Treten zu beginnen oder aufzuhören hatte; im Jahr 1925 wurde dann ein elektrischer Ventilator eingebaut, der die Arbeit des Orgeltreters überflüssig machte.

Das Instrument von 1912, obwohl handwerklich und künstlerisch einwandfrei gebaut, war gleichwohl eine Orgel im typischen Stil des beginnenden 20. Jahrhunderts: von ihren 13 Registern waren

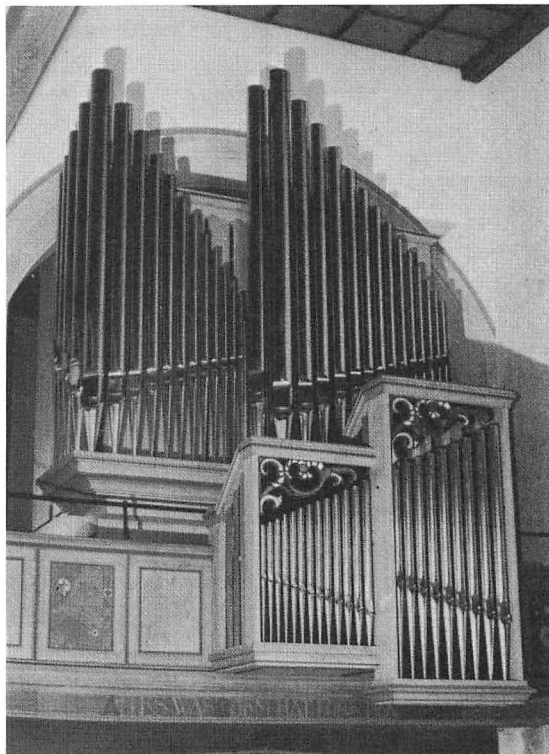
nicht weniger als acht solche der Grundtonlage (8'), die sich in Klangfarbe und -stärke nur wenig voneinander abhoben; die restlichen waren zwei 4-Fuß-Register und ein 16-Fuß im Pedal. Dies mußte eine verhältnismäßig dumpfe, undifferenzierte Klangwirkung ergeben. Eine zusätzliche Beeinträchtigung ergab sich daraus, daß die Orgel ursprünglich vollständig in die enge Turmnische eingezwängt war, aus der heraus sich ihr Klang nur schwer entfalten konnte. Man hat das Instrument deshalb später um etwa zwei Meter



Die alte Orgel in der Turmnische auf der Südempore.

aus dieser Nische heraus nach vorn gezogen, wenn auch dadurch der zweite Zugang zur Seitenempore verstellt wurde.

Seit den sechziger Jahren zeigten sich nun an unserer Orgel zunehmende Alterungserscheinungen, vor allem an der Traktur und an den Ventilen: die kleinen Lederbälgen, die die Windzu-



fuhr regeln, waren fast alle allmählich spröde und brüchig geworden; auch waren Teile des Holzwerks vom Holzwurm befallen. Nach einigen kleineren Reparaturversuchen stellte sich heraus, daß eine gründliche Abhilfe nur durch eine Generalüberholung unter Abbau der gesamten Orgel mit Austausch aller Ventile und Bälgen zu schaffen wäre. Eine klangliche Verbesserung wäre dabei allerdings nur in begrenztem Umfang möglich gewesen. Als dann die Orgel im Winter 1972/73 mehrmals ausfiel und nur mit Mühe und notdürftig wieder spielbar gemacht werden konnte, entschloß sich der Kirchengemeinderat auf Anraten der Sachverständigen hin zu einem Neubau entsprechend den heutigen klanglichen Vorstellungen und orgelbautechnischen Möglichkeiten.

Die Hoffnung auf die tatkräftige Mithilfe der Gemeinde war nicht vergebens. Die Erträge mehrerer Gemeindeveranstaltungen, die Beiträge des zu diesem Zweck gegründeten Orgelbauvereins, vor allem aber die vielen großen und kleinen Opfer und Spenden aus der Gemeinde haben die damalige Entscheidung gerechtfertigt und die Überschreitung der ursprünglich ins Auge gefaßten Auftragssumme von 60–70 000 DM möglich gemacht.

Das Instrument hat 17 Register (Pfeifenreihen gleicher Klangfarbe) mit insgesamt 1218 klingenden Pfeifen aus Holz oder Metall, deren kleinste nur wenige Zentimeter, deren größte (C Untersatz 16') etwa zweieinhalb Meter lang ist.

Die Register sind auf drei verschiedene, baulich getrennte und klanglich unterschiedlich charakterisierte „Werke“ aufgeteilt, die von den zwei Manualen und der Pedalklavatur aus angespielt werden können (Disposition auf der gegenüberliegenden Seite).

Die Orgel hat Schleifladen mit mechanischer Spieltraktur, die die Verbindung vom Spieltisch (an der linken Seite des Altarraums) zum Pfeifenwerk (auf der darüberliegenden Seitenempore) herstellt. Die Registertraktur ist elektrisch mit zwei freien Kombinationen und einer zusätzlichen freien Pedalkombination.

Freie Kombinationen und Organo Pleno in Wechselwirkung von Drücker und Piston; Normalkoppeln in Wechselwirkung von Knopf und Piston; Einzel-Zungenabsteller; „Tremolo ab“ als Piston. Die Geschwindigkeit der Tremulanten ist vom Spieltisch aus stufenlos regulierbar.

Hauptwerk und Pedal (außer Prinzipal 8' im Prospekt) sind durch einen Jalousie-Schweller in der Lautstärke veränderbar.

Umfang der Manuale C-g'', Pedal C-f.

Disposition: Kirchenmusikdirektor Edgar Rabsch, Ulm Entwurf und Ausführung: Orgelbaumeister Reinhart Tzschöckel, Fautspach, in Zusammenarbeit mit Architekt Dipl. Ing. Johannes Wetzl, Stuttgart.

Disposition

Hauptwerk

(I. Manual)

1. Prinzipal 8'

(im Prospekt)

2. Koppelflöte 8'*)

3. Italienische Oktav 4'

4. Sesquialter 2fach

2 2/3 + 1 3/5'

5. Spitzflöte 2'*)

6. Mixtur 4fach 2'

– Gruppenzug

Kornett 5fach 8' –

– verstellbarer Tremulant –

Pedalwerk

13. Untersatz 16' *)

umgearbeitet.

15. Choralbaß 4' *)

16. Rauschpfeife 3fach

2' *)

17. Trompete 8' "

Positiv

(II. Manual)

7. Gedackt 8'

8. Rohrpfefe 4'

(im Prospekt)

9. Prinzipal 2'

10. Quinte 1 1/3'

11. Zimbel 3fach 1'

12. Musette 8'

verstellbarer

Tremulant –

*) Die Pfeifen dieser Register wurden zum Teil aus der alten Orgel übernommen und

14. Flötenbaß 8' *)

Die Organisten

Von alters her hatten die Schulmeister gleichzeitig das Mesneramt und den Organistendienst zu versehen, ebenso wirkten sie als Vorsänger. In ihrer Besoldung waren gesonderte Posten an Geld (1827 = 6 fl), Gaben und Nutzungen aufgeführt. In seiner Pfarrbeschreibung von 1905 führt Pfarrer Schreiber an, der Lehrer Wilhelm Link hätte vom Kirchenkonsistorium mit seiner Ernennung gleichzeitig die Verpflichtung zum Organistendienst erhalten. Seine „Competenz“ (Besoldung) aus der Kirchenpflege betrug 100 Mark, zusätzlich „beträchtlicher Casualgebühren“. Als das Volksschulgesetz 1909 die kirchliche Schulaufsicht beendete, blieb zunächst die Verpflichtung zum Organistendienst bestehen. Später führten die Lehrer das Amt aus finanziellen Gründen freiwillig weiter. Im 3. Reich legte man ihnen aus politischen Motiven (Lehrer waren oft bald in der Partearbeit tätig) die Niederlegung des Dienstes nahe.

Um die musikalischen Fähigkeiten der Schulmeisterorganisten und deren Nachfolger war es ganz unterschiedlich bestellt. Bei den Visitationen zeigen die Bewertungen deutliche graduelle Unterschiede. Dem Schulmeister Johann Widmann wird 1887 bestätigt, er sei als Cantor gut, als Organist ziemlich gut. Früher hieß es bei einem unzu-

verlässigen „Cantonisten“, er sei so schlecht als er nur könne.

In der Regel war der 1. Schulmeister Organist, der 2. Schulmeister war Hilfsorganist und mit dem Provisor gleichzeitig Orgeltreter. Für den reibungslosen Ablauf und die Stellvertretung hatten die Lehrer selbst zu sorgen. Das lief nicht immer ohne Schwierigkeit ab. 1899 hatte der Kirchenkonvent einen Problemfall zu behandeln. Am Sonntagnachmittag war kein Organist anwesend. Die Gemeinde mußte deshalb ohne Begleitung singen. Von den 4 Lehrern war keiner erschienen. Der 4. Lehrer hatte „Vakanzurlaub“. Jeder der 3 anderen Lehrer gab die Schuld dem nächsten. Der Lehrer Lehmann wäre an der Reihe gewesen, hatte aber seine Abreise nicht angemeldet. Der Kirchengemeinderat war sich in der Bewertung des ungeheuerlichen Vorgangs nicht sicher, ob hier Vergeßlichkeit, Fahrlässigkeit oder gar Renitenz vorlag. Jedenfalls drückte er sein „ernstes Mißfallen“ aus.

1900 brach ein Organistenstreit aus. An einem Nachmittagsgottesdienst war gleichzeitig Taufe. Der neu aufgezogene Lehrer Link verließ in peinlichstem und Aufsehen erregendem Verhalten vorzeitig die Kirche; den Schluß-Taufvers hatte er nicht mehr gespielt. Was war geschehen? Vor dem Gottesdienst hatte Link den Mesner zum Taufvater geschickt mit der Aufforderung, eine Ge-

büßte von 50 Pfennig zu bezahlen. Da der Vater ablehnte, kam es zum Eklat. Nach einer Beschwerde verhängte das Konsistorium eine Strafe von 40 Mark über den Organisten. Ansonsten blieb die Zuständigkeit streng gewahrt. Als 1869 die Reichenecker das Ansinnen vorbrachten, ihr eigener Schulmeister sollte bei Leichenbegängnissen eines Reichenecker Bürgers auch die Orgel spielen und das bei separater Bezahlung, erhielten sie aus Mittelstadt barschen Bescheid, der hiesige 1. Schulmeister sei und bleibe Organist. Später war der Dienst dann an Lydia Wandel aus Reicheneck übergegangen. Sie war 1945 bei Kriegsende gefährdet und wollte nachmittags wegen der feindlichen Besatzung nicht mit dem Fahrrad nach Mittelstadt herfahren. Lange Jahre hat so eine Reichenecker Filialistin den Gottesdienst der Mittelstädter mit ihrem Spiel begleitet.

Die Vorsänger und Orgeltreter

Für das Orgelspiel mußte früher mit einem größeren Blasebalg für Luft (Wind) gesorgt werden. Seitlich am Orgelkasten ragte unten der Tretbalken heraus. Der Orgeltreter verlegte sein Körpergewicht darauf und drückte ihn nach unten. Durch einen Federzug bewegt er sich dann wieder zurück.. Die Tätigkeit der „Kalkanten“ (Orgeltreter) lief –

hauptsächlich bei Jugendlichen – nicht immer reibungslos ab. Aus Dettingen ist bekannt, daß 3 ledige Söhne 1810 die Orgel verderbten, weil sie das Pedal unmäßig traten.

Schon 1912 überlegte man sich in Mittelstadt beim Einbau der neuen Orgel die Anschaffung eines elektrischen Gebläses. Vorsorglich wurde der Mühlebesitzer Röhm befragt, ob er in der Lage sei, auch sonntags Strom zu liefern. Doch erst 1925 konnte das Vorhaben realisiert werden. Der Vorschlag belief sich auf 548 Mark. Die mechanische Einrichtung sollte erhalten bleiben, und den Elektromotor wollte man von Röhm beziehen.

Den Kalkantendienst hatte bis 1919 der Hilfsmesner zu besorgen. 1827 erhielt er im Jahr 5fl 20 Kreuzer. Ab diesem Zeitpunkt betätigten sich dann jeweils 2 Schüler der Oberklasse am Pedal für ein Jahressalär von 20 – 25 Mark; 1920 waren es schon 80 Mark und 1923 gar 400 Mark pro Stunde. Die Inflation machte sich bemerkbar.

Immer wieder ist auf die herrschende Armut bei vielen Bürgern verwiesen worden. Daran wird verständlich, daß eine große Anzahl von Kirchenbesuchern sich kein Gesangbuch leisten konnte. Die bequeme Einrichtung der von der Kirche bereitgelegten Bücher gab es damals noch nicht. Wohl hatte der schulische Musikunterricht fast aus-

schließlich das Choralsingen zum Inhalt. Trotzdem wirkte der Schulmeister – Mesner bei den Gottesdiensten als Vorsänger. Oft sang er allein oder mit dem Schulchor neue Lieder der versammelten Gemeinde vor. Auf diese altbewährte Weise der ständigen Demonstration eigneten sich die Kirchgänger den Liedschatz an.

Bei seiner Tätigkeit stellte der Vorsänger sein Singpult auf Altar oder Taufstein ab. Für dieses Amt war ihm ein besonderer Platz zugewiesen.

1877 teilten sich der Schulmeister Laubengeiger und ein nicht namentlich genannter Lehrer „alternierend“ (abwechselnd) im Vorsängerdienst. Dabei gab es Streit wegen vorgekommener Unregelmäßigkeiten.

Die stimmlichen Qualitäten der christlichen Meistersinger waren sehr verschieden. Das Choralsingen des Schulmeisters Bausch – ein geliebter und geschätzter Lehrer – wurde 1736 als „mediocre“ (mittel) bezeichnet.

Organisten an der Martinskirche

Die Zahl der Organisten ist groß. Mit großem zeitlichem Aufwand ließe sich bei vielen die Amtszeit genauer ermitteln. Sie wird deshalb nur unvollständig dargestellt.

1703 Jung Johann Müller (?)
1724 Johann Jakob Schweitzer

1736–1768 Georg Adam Bausch
1783 Adam Friedrich Bausch
1793 Georg Heinrich Schle
(Weitere Angaben sind in den Visitationsakten nicht zu ermitteln. Die folgenden sind den Konventsprotokollen entnommen, später den Sitzungsprotokollen des Kirchengemeinderats.)
1885 Johann Georg Laubengeiger
1887 Ernst Gottlob Demmler
1893 Johann Widmann
 als Hilfsorganisten werden
 aufgeführt
 Hermann Friedrich Wandel
 und Gustav Häußler
1911 Fischer, Hauptlehrer
1912 Ölschläger, Oberlehrer
1919–1925 Bader, Oberlehrer
1925–1934 Sauter, Oberlehrer
 Hilfsorganisten: Marta Jäger,
 Hauptlehrerin und Paul Kehrer
 aus Reicheneck (erstmalig
 1921 genannt für Reicheneck)
1934–1935 Marie Neuscheler, Paul Kehrer
 in Reicheneck, gleichzeitig
 Hilfsorganist in Mittelstadt
1935–1943 Schwester Luise Gohl
1943–1973 Lydia Wandel
1974–1985 Gerald Pommranz
 (teilweise 1/2 Auftrag)
seit 1986 Katharina Jud

Die Kirche trägt soziale Einrichtungen

Der Krankenpflegeverein

Um die Jahrhundertwende war das Versicherungswesen noch wenig ausgebaut. Wohl konnten sich die Leute gegen Krankheiten versichern, doch waren die Prämien nicht für jedermann erschwinglich. Viele Todesfälle gingen daher auf mangelnde ärztliche Hilfe zurück.

Allmählich bildeten sich in den Dörfern unter kirchlicher Leitung die ersten Krankenpflegevereine. Auf diese Art war eine frühzeitige und anhaltende Krankenpflege möglich.

1910 bestand in Mittelstadt die feste Absicht zur Vereinsgründung. Dekan Ziegler aus Urach begrüßte den Plan. Bei der Visitation durch das Oberamt Urach regte der Oberamtmann die Einstellung einer ausgebildeten Krankenschwester an. Der Kirchengemeinderat sah wohl hohe Kosten auf sich zukommen, entschloß sich dann trotzdem zur Ausschreibung der Stelle.

Zwei Bewerberinnen wollten sich für das Amt ausbilden lassen, die 24jährige Mina Wartmann und die 33 jährige Marie Müller. Letztere verzichtete dann, weil sie ohnehin Diakonissin werden wollte. Ab 1912 bestand dann eine reguläre Krankenpflegestation. Der Mitgliederverband konstituierte sich 1912.

Die Sätze:

Jahresbeitrag pro Familie	2 M
Einzelperson	1 M
Nichtmitglieder zahlten pro angefangene Stunde	20 Pf
für einen halben Tag	60 Pf
für den ganzen Tag	1 M
für Nachtwache	1,50 M

Reicheneck wurde der Beitritt angeboten gegen Zahlung eines jährlich festen Beitrags.

1920 wurden die Kosten (Jahresgehalt der Schwester 3000 M) für die Kirchengemeinde zu teuer. Als Trägerin sprang die bürgerliche Gemeinde ein; das Vermögen ging auf sie über.

's Kenderschüele

In früheren Zeiten war die Betreuung der Kleinkinder innerhalb der Familien meist den älteren Geschwistern aufgetragen. Wohlhabendere Bauern leisteten sich eine „Kindsmagd“, ein zuverlässiges Mädchen – oft nur für's Essen.

Die kirchlichen und bürgerlichen Kollegien in der Gemeinde waren im Blick auf die zunehmende Fabrikarbeit an einer gesicherten Kinderbetreuung interessiert.

Den Anfang dazu legten sie bereits im vorangegangenen Jahrhundert. Schon 1898 spendete eine ungenannte Person 140 M als Grundstock für einen „Kleinkinderschulfonds“. Pfarrer Schreiber legte 1903 weitere 50 M zu. Allmählich kamen weitere Kleinbeträge dazu. 1911 hatte er 530 M erreicht. 1910 drängte die bürgerliche Gemeinde auf die rasche Einrichtung. Sie wollte die äußeren Voraussetzungen schaffen, der Fonds lief bei der Kirche. Am 1. Mai 1911 eröffnete Pfarrer Hölderlin das Mittelstädter „Kenderschüele“.

Es war im damals nicht benützten alten Schulhaus, Badbrunnenstraße 27, untergebracht. Der eingeebnete Kirchhof diente als Spielplatz. Eine Schwester des Mutterhauses aus Großheppach war für die Führung der Kinder eingestellt worden. Von nun an war die Erziehung im vorschulischen Bereich gesichert.

Durch die hohe finanzielle Belastung nach dem Neubau war der Kirchengemeinde die Mitträgerschaft zu teuer, und so übernahm 1916 die bürgerliche Gemeinde den Kindergarten ganz (siehe Heimatbuch).

Die Kleinkinderschule mit den Jahrgängen 1919/20/21/22/23. Sie wurde von Schwester Pauline und ihrer Helferin Marie Allgaier betreut





Die Kleinkinderschule mit den Jahrgängen 1927/28/29 und Schwester Luise Gohl.



Die Kleinkinderschule mit den Jahrgängen 1932/33/34/35/36 und Schwester Luise.

Die Volksbibliothek

Vielen Pfarrern war die einfache Volksbildung ein Anliegen, das sie, unterstützt von den Dekanaten, schon im vorigen Jahrhundert zu verwirklichen suchten. Die Inhalte der vorgesehenen Literatur waren meist auf die bäuerlichen Bedürfnisse ausgerichtet; erbauliche Schriften sollten die Leselust steigern.

In Mittelstadt schaffte der Konvent nach vorausgegangenen Diskussionen die ersten Bände der „Volkslesebibliothek“ im Jahr 1869 an. Vom Dekanat war ein Katalog für 17 fl zu beziehen, der für die spätere Erweiterung von Nutzen war.

Als nützlich wurden die „Gewerbeblätter“ und die „Mitteilungen des Tierschutzvereins“ erachtet. Eine erste Aufstockung erhielt die Bibliothek aus den Buchbeständen des verstorbenen Pfarrers Memminger. Die Kosten für die Bibliothek wurden aus dem Schulfonds bestritten, denn als Zielgruppe war vorwiegend die sonntagsschulpflichtige Jugend vorgesehen.

1874 stiftete die landwirtschaftliche Kontrollstelle folgende Bücher:
Ackerbau und Viehzucht,
Obstzucht und Bauernspiegel,
Katechismus der Bienenzucht,
Düngerlehre und Dorfgeschichten.

Die Lesefreudigkeit muß sich in Grenzen gehalten haben, denn 1931 schreibt Pfarrer Kneile in seinem Bericht: *„Die Leute in Mittelstadt und Reicheneck sind nicht sehr lesebedürftig. Sie sitzen lieber in Wirtshäusern und ergehen sich in Debatten oder rennen in ihrer Freizeit dem Fußball nach. Vielleicht hat der Sport das Gute, daß er keine Zeit für Schundliteratur läßt.“* Nachträglich darf man aber auch Zweifel hegen, ob mit den knapp dafür eingesetzten Mitteln immer aktuelle und die Jugend wirklich interessierende Literatur angeschafft wurde.

Versorgung der Bedürftigen

Über die Verpflichtung, daß Gemeinden für ihre Armen im Rahmen ihrer Möglichkeiten zu sorgen hatten, ist in einem früheren Kapitel berichtet worden. Trotzdem bleibt noch nachzutragen, daß sich Kirche und Kommune aktiv um die Linderung ärgster Not bemühten. 1869 trat die Kirchengemeinde dem Bezirksverein zur Unterbringung verwahrloster Kinder bei.

Mit lokal durchgeführten Kollekten wurden Mittel für unterstützende Maßnahmen beschafft.

Schließlich ist hervorzuheben, daß sich Pfarrer und ihre Konventsmitglieder oft für die Rechte der Schwachen und ihren Schutz einsetzten, und viele Ehezwistigkeiten sind mit ihrer Hilfe geschlichtet worden.

Quellen:

Protokolle des Kirchenkonvents ab 1848

Protokolle des Kirchengemeinderats
1882–1931

Pfarrberichte ab 1827

Der Jünglingsverein

Nach einer „stillen“ Anlaufzeit wurde im Mai 1913 ein christlicher Verein gegründet. Ziel dieser Neugründung war, der männlichen Jugend zwischen dem 14. und 25. Lebensjahr sinnvolle, christlich orientierte Freizeitgestaltung anzubieten: *„... auf der Grundlage des Wortes Gottes eine fröhliche Gemeinschaft und Freundschaft zu pflegen“*. Damit wollte man dem Wirtshausbesuch eine sinnvollere Möglichkeit der Begegnung entgegenstellen.

Jungfrauen- und Jünglingsverein wurden von der Kirchenleitung aus durch das Evangelische Jugendwerk getragen. Nach der

Machtübernahme durch die Nationalsozialisten 1933 wurde die Arbeit stark beeinträchtigt, und im Februar 1934 teilte der Oberkirchenrat die Abmachungen aus dem Jugendvertrag den Kirchengemeinden mit. Zwischen dem Reichsbischof und dem Reichsjugendführer waren die Modalitäten über die Doppelmitgliedschaft – HJ / BdM und evangelische Jugendvereine – festgelegt worden, ebenso die Regelung der „dienstfreien“ (gemeint sind HJ-Dienst und BdM-Dienst) Sonntage.

Nach der Vereinbarung blieb (zunächst!) der 1. und 4. Sonntag für die Söhne, der 2. und 3. Sonntag für die Töchter frei von nationalsozialistischen Veranstaltungen. Auf diese freien Tage wurde die Christenlehre gelegt. Schon bald hielten sich die nazistischen Machthaber nicht mehr an die Vereinbarungen; die Arbeit in den kirchlichen Gruppierungen litt unter starken politischen Pressionen.

Erst nach 1945 konnte sich im CVJM die christliche Jugendarbeit wieder frei entfalten.

Der Frauenkreis und seine Aufgaben

Christiane Rösch

Vor ca. 100 Jahren entstand durch Kaiserin Auguste Victoria der Frauenhilfsverein, der in Berlin gegründet wurde und eine Ausweitung auf ganz Deutschland erfuhr. Zielsetzung dieses Vereins war es, bedürftigen Frauen und Dienstmädchen Hilfe durch christlich gesinnte, ehrenamtlich tätige Frauen zukommen zu lassen. Wie diese Hilfe im Detail aussah, ist nicht bekannt, doch dürfte es sich um finanzielle Zuwendungen und Unterkünfte gehandelt haben. Die ‚soziale Arbeit‘ war der Sinn der damaligen Frauenhilfe, die damit Aufgaben über-

Fleißige Helferinnen bereiten Maultaschen für das Fest vor.



nahm, die heute der Staat und die Diakonie bewältigen.

Nach dem Ersten Weltkrieg war die ‚Müttererholung‘ und die ‚Mütherschulung‘ Hauptaufgabe der Frauenhilfe. Doch war sie auch politisch tätig, z. B. durch die Stellungnahme zum Abtreibungsparagrafen.

Aus der ‚Mütherschulung‘ entstand die heutige Familienbildungsarbeit mit Kursangeboten in den Bereichen Haushalt, Gesundheit, Erziehung, kreatives Handwerk, musisch-kulturelle Arbeit.

Während des 3. Reiches setzten die Mitarbeiterinnen der Frauenhilfe große Hoffnungen auf die Zusammenarbeit mit der NS-Frauenenschaft. Die anfänglichen Hoffnungen waren nach weniger als einem Jahr zerstoßen. Die Führerin des Reichsmütterdienstes erhob den Anspruch, daß alle evangelischen Sonderarbeiten aufhören sollten. Die Frauenhilfe durfte nunmehr nur noch konzentriert kirchliche Arbeit tun, und so konnte die Geschäftsstelle den Frauenkreisen nur Bibelarbeit, Bibelkurse und biblische Themen anbieten.

Die Ziele der heutigen evangelischen Frauenarbeit sind die biblische Arbeit, die diakonische Arbeit, die Bildungsarbeit und die ökumenische Zusammenarbeit.

Für alle vier Bereiche gilt, möglichst ganzheitlich zu arbeiten, und den Frauen Mut zu machen zu ihrem eigenen Können. Zur



*Frauenkreis und Kirchenchor
zum Abschied von Joh. Knaile
1936*



Der Frauenkreis 1992

Konzeption der Frauenarbeit gehört, daß Gruppen und Einzelne nicht nach einem bestimmten Bild geformt werden, sondern sie will ihnen die Möglichkeit erschließen, ihre eigene Persönlichkeit zu entwickeln.

Der Frauenkreis in Mittelstadt entstand wohl 1923 (?).

Seit 1980 ist Christiane Rösch die verantwortliche Leiterin dieser Gruppe, in Zusammenarbeit mit dem jeweiligen Pfarrer. Die Zielsetzung der Frauenarbeit wurde auch in diese Gruppe übernommen, was die Thematik der einzelnen Gruppenabende zeigt:

- die ökumenische Zusammenarbeit beim jährlichen Weltgebetstag der Frauen sowie bei ökumenischen Festen
- biblische Themen in Form von Bibelarbeiten, Andachten, Vorträgen und Referaten
- Kontakte nach außen durch die Teilnahme beim Nachbarschaftstreffen und dem Bezirksfrauentag, Besuche in Altersheimen, bei den Frauenkreisgruppen in Zwiefalten, Reicheneck und Riederich, sowie Kontakte zum Frauenkreis in der Partnergemeinde der ehemaligen DDR, in Kamsdorf.
- Politische Themen (z.B. Umweltproblematik), die Arbeit der Diakonie (z.B. im

Suchtbereich), die Aufgaben und Einsätze der Kindernothilfe (durch finanzielle Unterstützung der Gruppe), Bildungsarbeit (Einladung verschiedener Referenten und Filmabende). Sport, Spiel, kreatives Arbeiten, Unterhaltung und gemütliches Beisammensein runden das Angebot der Gruppe ab.

Die Kinderkirche

Der weltlichen Regierung und der ihr unterstellten Kirchenleitung lag nicht nur an einer religiös ausgerichteten Schulbildung. Sie wollte die Kinder bis herunter ins 4./5. Lebensalter – die „Infants“ – frühzeitig in die kirchlichen Jahresabläufe einführen, die wichtigsten biblischen Geschichten bekanntmachen und einen Fundus an Lied- und Spruchgut gründen. Die Schule hat ihn ausgeweitet und vertieft.

Auch in Mittelstadt ist die Abhaltung der Kinderkirche – 's Kenderkirchle- seit langem bekannt. Verlässliche mündliche Überlieferungen gibt es seit Anfang des Jahrhunderts. Katherine Lutz berichtete in ihrem 93. Lebensjahr, wie sie beim Bärbele Weiblen in die Kinderkirche gegangen ist. Diese fromme ledige Frau wohnte damals im elterlichen Haus, Heerstraße 10/1. Dort hielt sie den Gottesdienst in der Wohnstube. Es muß drangvolle Enge geherrscht haben, denn die Teilnehmerzahl war groß.

Wir müssen annehmen, daß der damalige Pfarrer Schreiber die notwendige Vorbereitung durchgeführt hat. Von unterstützenden Helfern ist nichts bekannt.

Mit der Fertigstellung der Kirche 1912 hat Pfarrer Hölderlin den Kindergottesdienst neu organisiert. Er wurde in die Kirche verlegt und fand im Anschluß an den Hauptgottesdienst statt. Mit dem Läutezeichen zum Vaterunser versammelten sich die Kinder

beim Haupteingang. In Buben und Mädchen getrennt, nahmen sie im Gestühl ihre Plätze ein. Der Geistliche leitete den Gottesdienst mit Lied und Gebet ein, anschließend übernahmen die „Helfer“ – meist ledige Mädchen – ihre Gruppen, erzählten biblische Geschichten und erläuterten sie. Zum Schluß versammelte man sich wieder. Nach dem Opfer, das meist aus ein paar Pfennigen bestand, wurden die Kinder entlassen. Jedes teilnehmende Kind erhielt den „Jugendfreund“, in dem das Tagesthema aufbereitet war. Interessante Rätsel verlockten zum Lesen.

Ein großer Aufschwung hat nach 1912 eingesetzt; es wird von über 100 Teilnehmern berichtet.

Nach dem Wegzug von Pfarrer Essig 1926 übernahm Johanna Kneile, Schwester des Nachfolgers, die Kinderkirche bis zu dessen Versetzung im Jahr 1935. Ihrem Helferkreis gehörte Pauline Haußmann schon als junges Mädchen an. Und als der spätere Pfarrer, Walter Elsässer, zur Wehrmacht einberufen wurde, übernahm sie im Alter von 17 Jahren die Leitung der Kinderkirche bis 1971. Nach ihrem 40jährigen Jubiläum gab sie ihr treu geführtes Amt an Helmut Mühleisen ab. Dieser übernahm die Leitung bis Dezember 1988. Seither ist sie an Rudi Schaal übertragen.

Das Anliegen des Pietismus in der Gemeinde

Die württembergische Kirche ist in ihrer Gestalt ein Stück weit vom Pietismus geprägt. Dem Schwaben kommt diese Bewegung bei seinem Hang zu eigenständigem Grübeln sehr entgegen. In der Zeit vom 17. bis zum 20. Jahrhundert hat sie manche Veränderung erfahren; sie ist aber nachhaltig durch Männer wie Bengel (1687 – 1752), Oettinger (1702 – 1782) und Hahn (1758 – 1819) geprägt worden.

Der öffentliche Gottesdienst mit der ganzen Gemeinde wurde dadurch zu keiner Zeit in Zweifel gezogen. Neu war aber, daß in Hauskreisen Laien in einer gewissen Öffentlichkeit zu Wort kamen. In persönlichem Austausch von Erfahrungen aus eigener Frömmigkeit wollten und wollen sich die Teilnehmer in „der Stunde“ in ihrem Glauben bestärken und zu frommer und tätiger Lebensführung ermuntern.

In Mittelstadt bestehen zwei Landeskirchliche Gemeinschaften: die Altpietistische Gemeinschaft und die Hahnsche Gemeinschaft. Erstere begann am Anfang des Jahrhunderts in einem hiesigen Privathaus. Nach einer Evangelisation 1923 von dem Evangelisten Vielhauer trat eine Anzahl Gemeindeglieder der Bewegung bei. Dadurch ist ein Umzug in den Gemeindesaal des Pfarrhauses notwendig geworden. Bis 1984 traf man sich dort zur sonntäglichen Stunde. Seit dieser Zeit wird sie am Sonntagnachmittag bei den Ge-

schwistern Siegle in der Neckartenzlinger Str. 22 abgehalten.

Die Hahnsche Gemeinschaft ist etwas jünger. Sie versammelte sich immer in privaten Gemeinschaftshäusern, zur Zeit bei Gustav und Hedwig Schwaiger, Riedericher Str. 33. Beide Gemeinschaften halten seit Jahrzehnten engen Kontakt miteinander, und ihre Glieder gehören zu den treuesten Kirchgängern.

Kirchliches Bauen

Artur Beyhl

Schon in vorchristlicher Zeit bauten fast alle Religionen Häuser und Tempel für ihre Götter. Monumentale Statuen wurden darin zur Anbetung und Huldigung errichtet. Wenn wir in die Geschichte zurückblicken, baute auch die christliche Gemeinde von den ersten Jahrhunderten an erst bescheidene Versammlungsräume, dann bescheidene Hauskirchen., später reiche und imposante Kirchen. In fast allen Ländern sind in zumindest einzelnen Städten wahre Prachtbauten zu finden.

Im Laufe der Zeit haben sich Baustile und Lebensgewohnheiten, aber auch der Geschmack der Menschen geändert und werden sich weiter noch ändern. Eines soll sich für die christliche Gemeinde nicht ändern: Es soll stets in Verantwortung gebaut werden. –

Welche Räume und Gebäude wir auch bauen, ihre Bedeutung liegt nicht in einer ihr etwa innewohnenden „Sakralität“, sondern immer nur in dem Dienst, den sie zum „Bau der Gemeinde“ zu leisten vermögen. In diesem Sinne bezeichnet Herr Baudirektor Memmert a.D. vom evang. Oberkirchenrat die Bauaufgabe und die Verantwortung der christlichen Gemeinde. - Dabei ist die Verantwortung nicht in erster Linie in der finanziellen Verantwortung zu sehen, obwohl dies, vor allem in der heutigen Zeit der Geldknappheit, eine wichtige Sache ist. In erster

Linie ist es die Verantwortung, zu der wir vor Gott und den Menschen gerufen sind (1. Petrus 3, 15).

Wer baut, hat viele „Meister“ und kann es nicht allen recht machen. Doch wer einen Bau errichtet, muß sich daran messen lassen!

Was kann Wesen und Auftrag der bauenden evang. Gemeinde sein? Herr Baudirektor Memmert drückt dies in einem Artikel über das „Kirchliche Bauen“ so aus:

„Eine Kirchengemeinde baut als eine Gemeinschaft – dies ist ein gesellschaftlicher Aspekt. Eine Kirchengemeinde baut als eine Gemeinschaft von Gläubigen – dies ist ein theologischer Aspekt. Eine Kirchengemeinde baut als eine Gemeinschaft von Gläubigen für andere – dies ist ein evangelistischer und diakonischer Aspekt. – Eine Kirchengemeinde baut als eine Gemeinschaft.“

– Treffender kann man die Voraussetzung für die Zusammengehörigkeit und das Zusammengehörigkeitsgefühl der Mitglieder einer Gemeinde nicht ausdrücken. –

Früher, in den ersten christlichen Jahrhunderten war Gottesdienst, wenn sich die Menschen in den Versammlungsräumen trafen. Und er dauerte nicht wie heute max. 1 Stunde, nein, meist einen ganzen Tag. Heute ist die „Gottesdienst – Stunde“ eine, wenn überhaupt, fest einprogrammierte Zeit. Eine Überschreitung soll nicht vorkommen. Gleich nach dem Gottesdienst stürmen auf

den „modernen“ Menschen wieder so viele Informationen ein, das Leben stellt an ihn viele Fragen und vor immer neue Probleme. Reicht da der Gottesdienst aus? – Kommen deshalb unter der Woche Teile der Gemeinde in Kreisen und Gruppen zusammen?

Zu diesem Zweck braucht die Kirchengemeinde außer der Kirche noch andere Räume. Wünschenswert ist ein größerer Gemeindesaal für kleine Gemeindefeste, Bazaar usw. Daneben kleinere Räume als wöchentliche Treffpunkte von Gruppen und Kreisen. Auch die Jugend soll möglichst ihren eigenen Bereich für ihre Veranstaltungen und für deren besondere Gestaltung erhalten. Damit ist schon ein Gemeindehaus, wie es sein soll beschrieben. Auch unser derzeit im Bau befindliches Gemeindehaus, auf das ich später noch zurückkommen werde, wurde nach diesen Gesichtspunkten geplant.

In der Baugeschichte der Evang. Kirchengemeinde Mittelstadt, sowohl bei den sakralen als auch den profanen Gebäuden, wobei ich das Pfarrhaus, vielleicht etwas respektlos als ein profanes Gebäude bezeichne, ist heute nur noch der Bauverlauf der Martinskirche im Jahr 1912 vollständig bekannt, angefangen von der Planung bis zur Fertigstellung. Bei den Anfängen einer christlichen Gemeinde in Mittelstadt gibt es meist nur Vermutungen und Annahmen. An anderer

Stelle in diesem Buch (Chronik) wird davon schon berichtet. Nur wesentliches möchte ich hier noch einmal anführen.

Die alte, im Jahr 1912 abgebrochene Kirche, war ein kleiner, in ihren ältesten Teilen in das 13. Jahrhundert zurückreichender, romanischer Bau. Der Baumeister ist unbekannt. Man vermutet, daß die Kirche die Erinnerung an ein römisches Heiligtum auslöschen sollte.

Ein Dr. Schmid aus Metzingen schreibt in einem Brief vom 4. Juli 1843 an den Verein für Vaterlandskunde folgendes: „Hinter dem Haus des Bauern Knecht, auf der erhöhten Spitze stand ein halbrundes, aus Quadern bestehendes Häuschen, wohl ein Tempel. Sein Vater habe es vor 50 Jahren abgebrochen.“ Es dürfte, auch ohne den Wahrheitsgehalt dieser Aussage nachzuprüfen, erwiesen sein, daß auch in Mittelstadt die Römer mit zu den ersten Baumeistern gehörten.

In spätgotischer Zeit, oder anfangs des 17. Jahrhunderts, wurde der Kirche ein Chor angefügt. Weitere Umbauten, außen und innen, wurden im Laufe der Zeit durchgeführt. Hinweise dazu sind den Visitationsakten zu entnehmen. Auch darüber wurde an anderer Stelle schon berichtet.

Und das Pfarrhaus? Auch hier können nur Vermutungen, ohne echten Wahrheitsgehalt angestellt werden. Belegte Angaben liegen nicht vor. Als vor ca. 3–4 Jahren Ver-

handlungen um den Abriß dieses Gebäudes geführt wurden, wären einigermaßen stichhaltige Daten sehr von Nutzen gewesen. Aber trotz eifrigem Suchen und Forschen in den verschiedensten Archiven, habe ich nirgends Angaben über die Entstehung bzw. den Baumeister des Pfarrhauses gefunden.

Auf dem Dachboden, an der Giebelwand zum Hof, ist am Innenputz die Zahl 555 angebracht. Legt man die Tatsache zugrunde, daß früher oftmals bei der Darstellung einer Jahreszahl das Jahrtausend einfach unterschlagen wurde und setzt man somit eine 1 vor diese Zahl, erhält man das Jahr 1555. Es könnte dies also der Baubeginn an diesem Gebäude gewesen sein, ob Pfarrhaus, oder ein anderes Gebäude.

Erhärtet wird diese Annahme aufgrund einer wiederum vor ca. 3–4 Jahren im Rahmen der Abrißverhandlungen durchgeführten Holzuntersuchung, einer sogenannten „Dendrochronologischen Untersuchung“. Bei diesem Verfahren wird mit Hilfe der Jahresringe das Alter von Holzteilen bestimmt und zwar auf das Jahr genau und ebenso zu welcher Jahreszeit die Hölzer im Wald geschlagen wurden.

An verschiedenen Hölzern im Dachstuhl wurden bei dieser Untersuchung Holzproben entnommen. Der älteste Balken aus Eiche wurde im Jahr 1560 im Winter an einer Waldkante (Trauf)! geschlagen. Dieses Da-

tum könnte also so in etwa mit der Zahl 1555 übereinstimmen, wenn man eine gewisse Bauzeit zugrunde legt.

Das Landesdenkmalamt bezog sich während der Abrißverhandlungen bezüglich des Alters des Pfarrhauses immer wieder auf diese zwei Jahreszahlen.

Es ist nichts bewiesen ! Das Haus hat sicherlich durch die Jahrhunderte hindurch viele Änderungen erfahren. Angaben darüber liegen nicht vor.

Vermutlich ist das Haus irgendwann sogar einmal abgebrannt. Man fand bei den derzeitigen Baumaßnahmen auf der Pfarr-Garten-seite Aschenreste und auch Bauschutt. Dieser unbefestigte Untergrund könnte auch der Grund für die Schrägstellung und Neigung des Hauses auf dieser Seite sein. Ein Fundament war nicht vorhanden. Das Haus stand nur auf einem 30 cm hohen Steinriegel. Dazu kam, daß der sogenannte Konfirmationsaal früher als Stall diente und infolge Fäulnis hier ein Einbruch stattfand.

Der hintere, schmälere Anbau gehörte damals sicherlich nicht zur Wohnung. Im Bereich des großen Gemeindesaales war eine Mosterei untergebracht. Ist deshalb der große, tiefe Keller vorhanden? Stammen die Ursprünge des Kellers von einem ganz, ganz alten Gebäude? – Man denke an die Sage von dem unterirdischen Gang von diesem Keller aus zur Pliezburg. – Über dem Keller

und der Mosterei wurde das übrige Gebäude sicherlich landwirtschaftlich genutzt.

Erste genaue Angaben über das Pfarrhaus liegen aus dem Jahr 1825 vor.

Bei meinen Recherchen fand ich heraus, daß in diesem Jahr der alte Anbau abgerissen und ein neues Gebäude mit gleichem Grundriß erstellt wurde.

Allerdings gibt es keine Angaben, ob das abgerissene Gebäude durch äußerliche Einflüsse zu Schaden gekommen ist, oder einfach eine Wohnungsvergrößerung vorgenommen wurde. Fest steht aber, daß nahezu der ganze alte Dachstuhl wieder verwendet wurde.

Bei der schon genannten Dendrochronologischen Untersuchung, konnte das Schlagen dieser Hölzer auf das Jahr 1740/41 – Winter – datiert werden.

Bei den Verhandlungen mit dem Denkmalamt nahm ich diese Tatsache zum Anhaltspunkt, daß vermutlich zu irgend einem Zeitpunkt in gleicher Weise beim vorderen Teil so verfahren wurde. Zu ersehen war das später am freigelegten Fachwerk an den vielen ungenutzten vorhandenen Zapfenlöchern.

Man kann sich fragen, weshalb in den kirchlichen Akten darüber nichts nachzulesen ist. Ein Grund könnte der 30 jährige Krieg von 1618–1648 sein, wo landauf, landab vieles verbrannt und zerstört wurde. Doch auch darüber liegen keine Hinweise vor.

Die Kirche

Die lange Planung eines Kirchenbaus und den erfolgten Bau der Martinskirche im Jahr 1912, wurde an anderer Stelle schon beschrieben.

Die 1. Teilrenovierung wurde 1933 unter Pfarrer Kneile (1927–1935) vorgenommen.

Die Zifferblätter der Turmuhr erhielten einen neuen Anstrich. Lang fällige Reparaturen, vermutlich Folgelasten des doch etwas zu schnellen Kirchenbaus, Ausbesserung der Grundmauern, Putz- und Dachschäden, mußten durchgeführt werden. Neu wurden im Chor Kopien der von Albrecht Dürer 1521 geschaffenen Apostelbilder aufgemalt, links vom Rundfenster Johannes und Petrus, rechts davon Markus und Paulus.

Ein Ärgernis waren für Pfarrer Kneile die hölzernen Kronleuchter. „Er könne deshalb den Mannsbildern auf der Empore nicht ins Auge sehen.“

Die Kronleuchter wurden entfernt.

Weshalb Pfarrer Lamparter (1943–1955) anlässlich der 1948 durchgeführten Renovierung die Dürerbilder wieder entfernen ließ, ist aus den damaligen Kirchengemeinderatsprotokollen nicht ganz ersichtlich. Längere Zeit wurde im KGR die Frage einer Erneuerung oder Entfernung erörtert.

Scheinbar waren die Restaurationskosten der inzwischen doch sehr dunkel gewordenen Bilder zu hoch.

Möglicherweise war es auch eine theologische Auffassung.

Letztendlich wurde der einheimische Kunstmaler Alfred Braun beauftragt, neue Gemälde und Szenen aus dem Garten Gethsemane im Chor anzubringen.

Links vom Rundfenster waren die schlafenden Jünger zu sehen. Rechts vom Fenster der betende Jesus.

Zu gleicher Zeit wurde vom gleichen Maler auch ein Bild in der Reichenecker Kirche gemalt. Besonders ist noch zu erwähnen, daß auch eine neue Glocke aus Stahl ihren Platz im Glockenstuhl fand.

Es ist die heutige Glocke. Sie war Ersatz für die 1944 im 2. Weltkrieg abgegebene Bronzeglocke.

Baumaßnahmen in den Folgejahren

Selbstverständlich waren später im Pfarrhaus und auch in und an der Kirche Reparaturen und Erneuerungen notwendig.

Bezogen auf die Kirche waren sie kleinerer Art. Beim Pfarrhaus wurden notwendige Baumaßnahmen vom staatlichen Hochbauamt durchgeführt. Bauliche Veränderungen

finden aber auch hier nicht statt, wenn man davon absieht, daß in den Nachkriegsjahren im „Konfirmandensaal“ die Familie Bigalk untergebracht war.

Verbreiterung der Badbrunnenstraße

Während der Übergangszeit von Pfarrer Vöhringer zu Pfarrer Fischer, 1970/72, wurde die Verbreiterung der Badbrunnenstraße akut.

Nicht zuletzt der desolate Zustand der uralten, aus unbehauenen Natursteinen bestehenden Kirchplatzmauer entlang der Straße war der Auslösepunkt.

Beauftragt wurde Architekt Wiem aus Stuttgart. Vertraglich einigten sich die bürgerliche und die Kirchengemeinde auf die je hälftige Übernahme der Kosten in veranschlagter Höhe von ca. DM 120.000.–

Seither besteht die nunmehrige Umfassung des Kirchplatzes aus einer Natursteinmauer. Ob diese Ausführung schöner ist, als die frühere alte Mauer, darüber kann man streiten. Die älteren Bürger von Mittelstadt denken vielleicht noch etwas wehmütig an die dortige Idylle. Daß auch der alte Torbogen am Treppenaufgang zur Kirche entfernt wurde, war sicherlich nicht gerade der Weisheit letzter Schluß.

Die Kirchgasse um 1970



Die damalige Verbreiterung der Straße hat natürlich auch ihre gute Seite. Wäre die Straße noch so eng wie damals, vor allem im Bereich des Hauses von Martin Bader (wurde abgerissen), wäre unsere derzeitige Baumaßnahme in der Weise nicht denkbar!

Innenrenovierung der Martinskirche 1975

Seit dem Bau der Kirche war diese unter Pfarrer Fischer (1972–1984) durchgeführte Baumaßnahme der größte Eingriff in die vorhandene Bausubstanz.

Der Kostenvoranschlag vom beauftragten Architekten Wetzlar aus Stuttgart-Plieningen betrug ca. DM 190.000.–

Für den Erwerb einer neuen Orgel wurden zusätzlich DM 105.000.– veranschlagt. (Endpreis: DM 102.568.55).

Neben dem Einbau einer neuen Warmluftheizung war es vor allem die Verlegung der Sakristei und die damit hervorgerufene Umwandlung des Eingangsbereiches am Turm, das den größten Eingriff bedeutete.

Der „Baronstuhl“ mußte deshalb ausgebaut werden. An der Stelle der früheren Sakristei sind heute Wasch-, WC- und Putzräume untergebracht.

Auch der Altar- und Chorraum wurde verändert, die früheren Eisengitter am Altar

entfernt. Ebenso die Bilder von Alfred Braun im Chorraum wieder übermalt. Daß auch zeitweise die Entfernung des runden Chorfensters im Gespräch war, kann man eigentlich nicht recht verstehen.

Ein Vorschlag vom damaligen katholischen Pfarrer Lutz war sogar, die Kirche umzudrehen und den Chor, wie sonst üblich, nach Osten, also in den Bereich des Haupteinganges zu legen! – Was wäre aus unserer schönen in ihrem ureigensten Stil erbauten Kirche geworden? Freuen wir uns, daß nicht immer alle Vorschläge und Gedanken verwirklicht werden. Bei dieser Renovierung wurde als weiterer Höhepunkt eine neue Orgel eingebaut vom Orgelbaumeister Reinhard Tzschöckel aus Allmersbach im Tal (siehe Orgel).

Die Pfeifen der alten Orgel wurden anlässlich einer Versteigerungsaktion zugunsten der neuen Orgel verkauft.

Des weiteren wurde eine Mikrofon- und Schwerhörigen-Anlage eingebaut. (1986 wurde sie durch eine andere ersetzt).

Wer die Kirche vor dieser Renovierung kannte, denkt sicher mit etwas Wehmut daran zurück. In bestimmten Bereichen wurde der Gesamt-Inneneindruck (Chorraum) sicher verbessert. Trotzdem ist ein Stück Ursprünglichkeit durch diesen Umbau verloren gegangen.

Während des 6 monatigen Umbaues war der Gottesdienst im Gemeindesaal. Trauungen wurden in der Kirche in Riederich durchgeführt.

Außernerneuerung der Martinskirche 1982

Mit einem Kostenaufwand von ca. DM 160.000.– mußte die Kirche nunmehr außen instandgesetzt werden. Starke Putz-, Dach-, Blech- und sonstige Schäden waren zu beheben. Auch die Zifferblätter der Turmuhr, einschließlich der Zeiger mußten ersetzt werden. Übrigens ist das elektro-mechanische Uhrwerk der Turmuhr sehenswert. Ein Wunderwerk der Technik. 1962 wurde es in die Anlage eingebaut.

Mit restauriert wurde der Turmhahn, in dem nach Fertigstellung der Reparatur eine Kapsel mit Exemplaren des Ev. Gemeindeblattes, Geldmünzen, eine Liste über die derzeitigen Preise von Lebensmitteln u. a. mehr eingebracht wurde.

Auch der Namenspatron des heiligen St. Martin und ebenso die Täuferfigur am Westgiebel wurden wieder verschönert. Beide in Stein gehauene Figuren hatten im Lauf der Jahre stark gelitten.

Entweder hatte der Architekt die tatsächlichen Schäden nicht erkannt, oder man wollte sparen und nur das Notwendigste reparieren.

Folgemaßnahmen haben den Kirchengemeinderat bis nach 1988 noch mit diesen Baumaßnahmen beschäftigt. Allein der Westgiebel wurde zweimal nachgestrichen, bis man daranging, was gleich zu Anfang notwendig gewesen wäre, schadhaften Putz ganz abzuschlagen. Das gleiche gilt für das Kirchendach. Bis vor 2 Jahren waren laufend Dachreparaturen notwendig.

Fazit: Sparen ist nicht immer der billigste Weg.

Abschließend der Baubericht des Architekten zur Innenerneuerung der Martinskirche

„Wir haben in den vergangenen sechs Monaten die Martinskirche in Mittelstadt, von Architekt Martin Elsässer 1911/12 gebaut, „erneuert“, – dies ist wenigstens die übliche Bezeichnung. Hat nun die Kirche ein neues Gesicht bekommen? Ist es eine neue, andere Kirche geworden? Sicher nicht.

Kirchengemeinde, Oberkirchenrat und Architekt, und nicht zuletzt das Landesdenkmalamt, waren sich vom Beginn der Planungen an einig in dem Bestreben, sowenig wie möglich an diesem Kirchbau zu ändern, der fast unversehrt die Ideen des Jugendstils bewahrt hat.

Auf der anderen Seite gab es mehrere gravierende Mängel, die – neben einer allgemeinen Auffrischung des Kircheninnern – ein Eingreifen erforderlich gemacht haben: Die Orgel erwies sich immer mehr als klanglich wie technisch unzulänglich; die Beleuchtung entsprach in keiner Weise mehr den heutigen Anforderungen; die Beheizung war unbefriedigend. Schließlich erschien der Kirchenraum mit der großen Holztonne und dem schweren Gestühl zunehmend düster und lastend, der Altarraum beengt und ohne rechte Verbindung zum Schiff, wo andererseits Umstellungen im Gestühl zu überlegen waren.

Es ist selbstverständlich, daß nun auch Einzelmaßnahmen mit in das Vorhaben aufgenommen wurden, die bisher nur auf der Wunschliste standen: eine „wohnliche“ Sakristei, mehr Bewegungsfreiheit im Windfang, Wasseranschluß für die Mesnerin, und endlich – damit möglich – die Einrichtung eines WC bei der Kirche.

Auf der bautechnischen Seite gab es immerhin auch einige kleinere Probleme zu bewäl-

tigen. Türen und Fenster waren schadhaft, der Dachstuhl an mehreren Stellen zu sichern; teils durch Nässe infolge schadhafter Dachdeckung, teils durch Setzungen in der Konstruktion sind Schäden aufgetreten. Die Holztäferung der großen Tonnendecke war an zahlreichen Stellen gerissen und damit durchlässig für Rieselstaub aus der Schlackenfüllung; die Wärmeisolierung im Mittelbereich der Decke erschien unzureichend.

Alle diese Gesichtspunkte (und zahlreiche Alternativen) sind im Kirchengemeinderat und mit den beteiligten Stellen eingehend beraten worden. Man hat vorgeschlagen, geändert und verworfen, Kosten geschätzt und durch eingeholte Angebote überprüft.

Und man hat beschlossen.

An Pfingsten 1975 erklang zum letzten Mal die alte Orgel in der Kirche, bevor sie ausgebaut wurde. Einzelne ihrer Register kann Orgelbaumeister Tzschöckel in seinem neuen Instrument wieder verwenden, das mit seinem aus der Brüstung der Seitenempore hervorragenden Rückpositiv ein Blickfang in der erneuerten Kirche sein wird, einer Kirche, die nun heller, freundlicher, und in manchem großzügiger geworden ist. Der Altarraum greift ins Schiff vor, der Altar selbst ist zur Gemeinde gerückt, die sich ihrerseits in den teilweise neu gruppierten, nicht mehr dunkel gestrichenen Bänken mehr um Kanzel, Altar und Taufstein scharf. Für uns Män-

ner vom Bau war von Anfang an der Schlußtermin ein fast nicht zu schaffendes Erfordernis. Man hatte uns streng an die Kette genommen, sollte doch schon zur Adventszeit 1975 die Kirche wieder für die Gemeinde offenstehen. Zeitweise sah es nicht so aus, als werde uns das gelingen. Aber jeder einzelne, jede der beteiligten Firmen und Betriebe, hat nach Kräften zum Ganzen beigetragen, so daß wir – bis auf kleine Ergänzungen, die wir aber auch vom Stand der Finanzen noch abhängig machen wollten – doch fertig geworden sind. Wir geben der Kirchengemeinde Mittelstadt ihre Kirche wieder in die Hände: erneuert und doch, meinen wir, altvertraut. – Architekt Wetzel – “

Der lange Weg eines Jahrhundertbauwerkes

Artur Beyhl

Während die Kirchengemeinde laufend an ihren Gebäuden Reparaturen durchführen mußte, wurden zwischenzeitlich in fast allen anderen Gemeinden des Kirchenbezirks Urach Gemeindehäuser gebaut.

Schon lange war in Mittelstadt ebenfalls dieser Wunsch nach mehr Gemeinderaum vorhanden. Man war ja mit den 2 Sälen im Pfarrhaus nicht gerade üppig damit ausgestattet.

Gespräche über eine Realisierung wurden natürlich schon im Kirchengemeinderat und auch sonst geführt. Einen Bauplatz, und vor allem bei der Kirche, hatte die Kirchengemeinde nicht, konnte ihn aus finanziellen Gründen auch nicht kaufen.

Neben dem Pfarrhaus stand die Pfarscheuer, deren Platz sich anbot. Aber diese Scheuer war ein Kulturdenkmal und stand zu der Zeit unter Denkmalschutz.



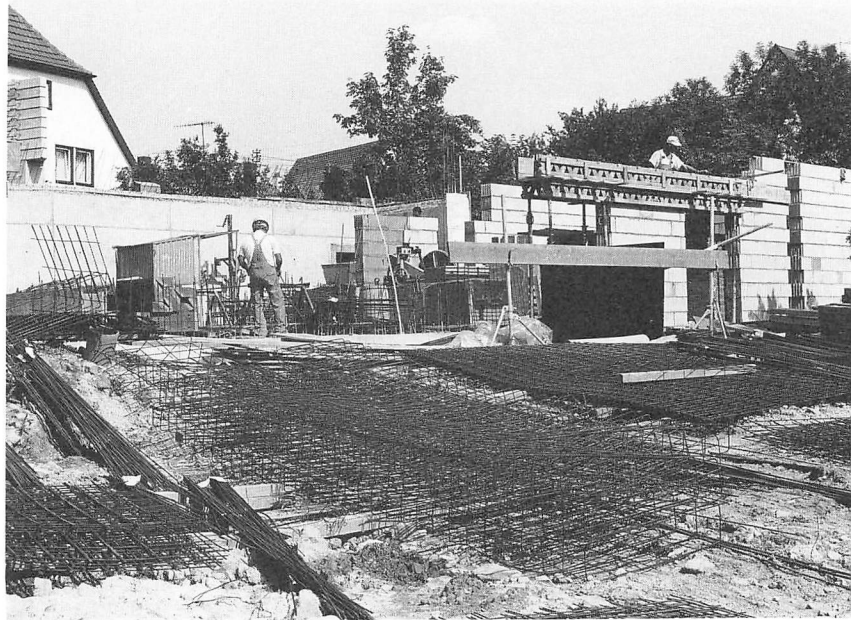
Der Staat hatte sie 1960 (Pfarrer Munz) der Kirchengemeinde kostenlos angeboten. Der Erwerb wurde getätigt. Nicht zuletzt deshalb, weil dort eine Garage für den Pfarrer untergebracht werden konnte. Der übrige Teil wurde von Heinz Knecht landwirtschaftlich genutzt. Der Erwerb der Scheune war notwendig, im Nachhinein war sie aber Ballast für die Kirchengemeinde.

Vom Alter her zeigte sich in Folge eine zunehmende kostenverursachende Baufällichkeit. Der mit der Kirchenrenovierung beschäftigte Architekt Wetzel rechnete mit Reparaturkosten von nahezu DM 40.000.– bis 45.000.–. Das waren Kosten für einen Erhalt, nicht aber für eine evtl. Nutzung.

Ein Abriß schied aus. Somit wurde die Planung aufgenommen für einen evtl. Umbau und Einbau von Gemeinderäumen. Ein Raumprogramm für die Durchführung aller Veranstaltungen der Gruppen und Kreise wurde erstellt. Notwendig war ein großer Saal mit mindesten 100 qm Fläche, Nebenräume, Räume für die Jugend und möglichst eine Küche, neben den sanitären Einrichtungen. Die Frage war, was kann davon in der Scheune untergebracht werden?

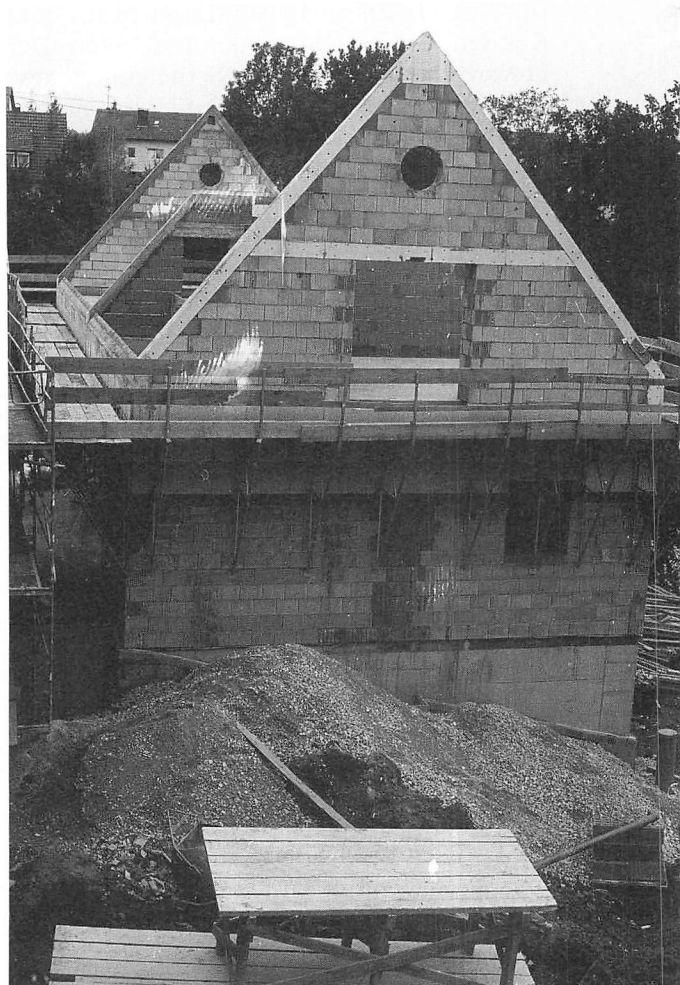
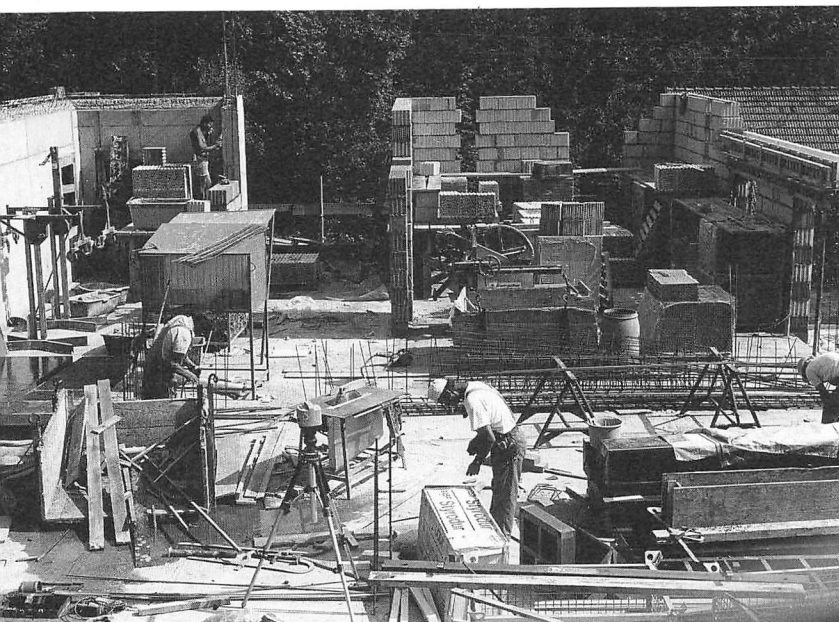
Man plante, im EG den Saal, im OG Neben- und Jugendräume, Unterkellerung mit Heizung und evtl. Sanitärräume. Vom Architekten wurde die Bausubstanz als gut eingeschätzt.

Vorsprachen bei den Baubehörden und beim Landesdenkmalamt zwecks einer solchen Nutzung fanden geneigte Ohren. Auch der Ev. Oberkirchenrat gab sich zustimmend. Auf Grund der anderen Baumaßnahmen wurden allerdings weitere Planungen auf Sparflamme gehalten. Als Pfarrer Fischer im August 1984 Mittelstadt verließ, war eigentlich nur einmal „Faden geschlagen“, obwohl natürlich mögliche Raumskizzen im



Kirchengemeinderat schon besprochen wurden.

Vorgesehen war bis zum Aufzug eines neuen Pfarrers auch eine größere Renovierung im Pfarrhaus. Neben dem Einbau einer anderen Heizung (bisher separate Ölöfen in den einzelnen Räumen) sollte der Pfarramtsbereich in den Gemeindesaal verlegt werden. Dadurch würde dieser Saal als Gemeinderaum wegfallen.



Eine gemeinsame, gleichzeitige Planung und Baudurchführung – Neubau bzw. Umbau der Pfarscheune in ein Gemeindehaus, Baumaßnahmen beim Pfarrhaus – war notwendig.

Der Ev. Oberkirchenrat sprach sich nun aber für die Ablösung des Pfarrhauses aus staatlicher Baulast aus, das heißt, die Kirchengemeinde müsse das Pfarrhaus übernehmen. Notwendig sei die Übernahme auch durch die gemeinsame Nutzung des Pfarrhofes als Gemeindebereich und auch anderen Einrichtungen.

Notgedrungen und im Bewußtsein, daß dadurch eine Bauverzögerung eintritt, stimmte der Kirchengemeinderat diesem Ersuchen des Ev. Oberkirchenrats zu.

Bei diesem Verfahren einer Ablösung wird, in diesem Fall das Pfarrhaus, auf seinen Wert durch die Oberfinanzdirektion geschätzt. Der Übernehmer erhält vom Staat eine Übernahmesumme, weil der Staat fortan von seiner Baulast und seiner Verpflichtung des Unterhalts befreit ist.

Leider darf bis zum Vorliegen eines solchen Bescheides der Oberfinanzdirektion keinerlei Veränderung, auch kein zwischenzeitlicher Einzug getätigt werden.

Auf die Kirchengemeinde wirkte sich dies zweifach aus:

1.) Kein Beginn von Baumaßnahmen, 2.) Kein Pfarrer, weil keine Wohnung vorhan-

den. Also wurde nun einmal in Ruhe geplant, wieder verworfen, neue Gedanken flossen ein, bis der Stand erreicht war, daß bei den gegebenen Umständen bezüglich der Pfarscheune kein besseres Gemeindehaus daraus zu machen war.

Nachdem der Kirchengemeinderat diese Planungszeit, vollgefüllt mit Verhandlungen bei den zuständigen staatlichen und kirchlichen Stellen aufgrund der Vakatur (pfarrer-



lose Zeit) allein durchstehen mußte, zog im September 1985 mit Pfarrverweser Hoeltz ein neuer Theologe auf. Man hatte ein privates Haus in Mittelstadt als Wohnung gefunden.

Im Frühjahr 1986 lag endlich der lang ersehnte Bescheid der Oberfinanzdirektion vor. Es dauerte aber nicht zuletzt wegen anderweitiger großer Inanspruchnahme des Architekten noch ein ganzes Jahr, bis eine Baugenehmigung vorlag. Auch sonst waren Differenzen zwischen Architekt und Kirchengemeinderat vorhanden.

Der Kirchengemeinderat war sich bewußt, daß mit einer Lösung „Pfarrscheune“ kein wünschenswertes Gemeindehaus entstehen konnte. Kategorisch war der Architekt für den Erhalt der Scheune und deren Nutzung. Verhandlungen mit dem Landesdenkmalamt lehnte er ab.

Nunmehr verhandelte der Kirchengemeinderat eigenständig ohne den Architekten mit dem Landesdenkmalamt. Ein Sachverständiger wurde hinzugezogen und nach dessen negativem Bescheid bezüglich der Bausubstanz der Scheune wurde durch das Landesdenkmalamt die Abrißgenehmigung erteilt.

Die Scheune wurde im Herbst 1987 abgerissen. Zwischenzeitlich hatte man sich aufgrund unüberbrückbarer Differenzen von Architekt Wetzel getrennt.

Beauftragt mit dem Neubau eines Gemein-

dehauses und Umbau des Pfarrhauses wurde nunmehr Herr Architekt Scheuer aus Reicheneck.

Herr Scheuer hatte dort gerade das Gemeindehaus fertiggestellt und brachte gute Referenzen mit.

Zum gleichen Zeitpunkt konnte der Pfarrgarten von der ev. Pfarrgutsverwaltung zu einem Billigstpreis erworben werden.

Fairerweise muß man feststellen, daß somit Architekt Scheuer wesentlich bessere Voraussetzungen für die Baumaßnahme „Gemeindehaus“ vorfand.

Der Kirchengemeinderat war von den von Herrn Scheuer vorgelegten Umplanungen sehr angetan. Ein wesentlich besser zu nutzendes Gemeindehaus war in Aussicht.

Noch im Spätherbst war die Baugenehmigung erteilt.

Zwischenzeitlich war im Frühjahr ein neuer Pfarrerverwechsel erfolgt. Pfarrvikar Hezinger war als Pfarrverweser auf der Pfarrstelle.

Als Baubeginn wurde das Frühjahr 1988 festgesetzt. Angebote der Baufirmen lagen vergabereif vor.

Die Finanzierung für beide Projekte war nahezu gesichert. Eigenleistungen waren dabei auch eingeplant.

Der Schreck fährt uns in die Glieder

Vor allem ältere Gemeindeglieder wissen, daß in der Pfarrwohnung Stufen zum Wohnzimmer hinaufführten. Man wollte ein ebenes, gleiches Niveau in der Wohnung herstellen.

Im Januar 1988 gingen freiwillige Helfer daran, den erhöhten Fußboden abzutragen. Man fand 3 Fußböden übereinander geschichtet, in den Zwischenräumen Steine und Sand. Nach der Entfernung aller Bodenschichten kam die Misere zum Vorschein. Die Balkenlage war total eingebrochen. Angerissene und abgebrochene, aus der Verzäpfung heraushängende Balken waren zu sehen. Jedem Einzelnen war klar, hier lag ein Zustand vor uns, der unseren Baubeginn erheblich verzögern würde.

In Folge waren Sachverständige in allen Bereichen tätig, Kosten wurden errechnet. Die bisher angenommenen Baukosten von DM 750.000.– erhöhten sich nach neuen Berechnungen für eine vollständige Sanierung auf rund 2 Millionen DM.

Die Kirchengemeinde sah aufgrund der hohen Kosten eine Unzumutbarkeit vorliegen, das Pfarrhaus mit solch hohen finanziellen Kosten zu sanieren. Ein Abrißantrag wurde gestellt. Der lange, leidige Weg, der in Folge begangen werden mußte, die vielen Verhandlungen mit dem Landesdenkmalamt,

Regierungspräsidium, Baubehörde und Oberkirchenrat, waren ein Wechselbad der Gefühle und schwankte zwischen Hoffnungen und niederschmetternden Enttäuschungen.

Der Baubeginn war in weite Ferne gerückt. Gutachten und Gegengutachten wurden erstellt. Es ging keinen Schritt vorwärts. Im Herbst 1990 beauftragte das Landesdenkmalamt Architekt Aldinger eine Kostenberechnung zur Sanierung des Pfarrhauses zu erstellen, sozusagen als Gegenberechnung unseres Architekten Herrn Scheuer.

Ergebnis: Berechnung Arch.Scheuer DM 2.000.000.– , Berechnung Arch.Aldinger: DM 1.200.000.–.

Der Unterschied stach ins Auge, ließ sich aber miteinander wie sich auch später herausstellte nicht vergleichen. Unterschiedliche Voraussetzungen und Annahmen auch in Bezug der Durchführung einer Sanierung waren vorhanden.

Der Ev. Oberkirchenrat drängte aufgrund der vorliegenden Zahlen, Architekt Scheuer abzulösen und Architekt Aldinger mit der Bauaufgabe zu betrauen.

Der Kirchengemeinderat stimmte dieser Forderung notgedrungen zu, nicht zuletzt auch mit der Hoffnung, daß dadurch das Bauziel schneller erreicht würde.

Mit Zustimmung des Landesdenkmalamts konnte nunmehr ein freistehendes Gemein-

dehaus geplant und gebaut werden. Vorher war ein Anbau an das Pfarrhaus vorgesehen. Im Juli 1991 war für die neue Planung die Baugenehmigung vorhanden, die Ausschreibungen, Angebote und Vergaben wurden durchgeführt.

Im Februar 1992 war Baubeginn. Zunächst wurde am Pfarrhaus begonnen.

Am 30. April 1992, vormittags 11 Uhr erfolgte der 1. Spatenstich am Gemeindehaus durch Pfarrer Tröndle und Laienvorsitzender Beyhl.

Zügig ging es voran, trotz erheblicher Anfangsschwierigkeiten infolge schlechtem Baugrund. Felsspalten traten zu Tage. Sie wurden mit ca. 45 Tonnen Trassmörtelzement verfüllt. Außerdem war durch den steil abwärtsführenden Garten eine neue Abwasserdrainage zu legen.

Am 8. Oktober 1992 um 17 Uhr konnte in Anwesenheit zahlreicher Gemeindeglieder mit besinnlicher und dankbarer Rede durch Pfarrer Tröndle und unter Mitwirkung des Kirchen- und Posaunenchores das Richtfest gefeiert werden.

Im Juli 1993 sind wir im Augenblick in der Ausbauphase. Wir hoffen, der vorgesehene Einweihungstermin für beide Häuser am 26. September 1993 einhalten zu können.

Herr Pfarrer Tröndle bezeichnet den zurückliegenden, langen Weg so:

„Wir sind Gott dankbar, daß nach vielen Jahren des Ringens, unter der Fürbitte, unter viel körperlichem und geistigem Einsatz und großer Spendenbereitschaft in Mittelstadt die Fertigstellung eines Gemeindehauses und Pfarrhauses möglich wurde.“

Die evangelische Kirchengemeinde Mittelstadt in der Gegenwart

Pf. Tröndle

In diesem Buch ist viel Licht auf die Vergangenheit gefallen. Der geschichtliche Abstand legt nahe, das Beurteilen der Vergangenheit lieber dem Historiker zu überlassen. Wer die Gegenwart beschreibt, ist in einer anderen Situation. Er befindet sich mit den LeserInnen auf einer Ebene. Da kann es nicht ausbleiben, daß manches, was jetzt beschrieben wird, auch anders gesehen wird, dem einen verkürzt und dem anderen überzeichnet erscheint. Nach knapp zwei Jahren im Pfarrdienst in dieser Gemeinde kann es nur bei persönlichen Einschätzungen bleiben. Dies will ich mit den folgenden Zeilen versuchen. Mittelstadt war die erste Stelle, auf die sich meine Frau und ich gemeinsam beworben haben. Was hat uns an Mittelstadt gereizt? Sicher nicht die Baustelle, die mit dem Neubau des Gemeindehauses und dem Umbau des Pfarrhauses zu erwarten war. Aber da war einmal der erste freundliche Eindruck bei der Einfahrt in den Ort von Riederich her, der Eindruck, den die schöne Martinskirche und ihre Lage hinterließ, die allgemeine Lage von Mittelstadt, die Lage am Neckar und die Nähe zu Tübingen und Stuttgart, die mögliche Verbindung zur Großstadt und zur einladenden Landschaft der schönen Alb. Natürlich half dann zur Entscheidung vor allem die Empfehlung unseres Vorgängers, Pfarrer Fritz Hezinger. Er hat zusammen mit seiner Frau, mit dem Kirchen-

gemeinderat und mit dem Oberkirchenrat uns Mittelstadt einfach ans Herz gelegt.

Mit Blick auf die Sozial- und Kirchenstruktur kam dann auch der Reiz, in einer Gemeinde mit vielen jungen Familien und Jugendlichen zu wirken, in einer Gemeinde zu arbeiten, die Tradition kennt, aber auch dabei ist, sich zu verändern und zu öffnen gegenüber Zugezogenen, die schon da sind und noch in großer Zahl erwartet werden, in einer Gemeinde zu arbeiten, die in ihrer innerkirchlichen Frömmigkeitstradition nicht einseitig festgelegt ist und auch eine große Bereitschaft zur ökumenischen Zusammenarbeit zeigt, in einer Gemeinde, die große Industriebetriebe hat, in der aber erfreulicher Weise auch landwirtschaftliche Betriebe noch zum Ortsbild zählen.

Man könnte sagen, Mittelstadt lag für uns im guten Sinne einfach „mitten drin“.

Daß die Mittelstädter solche Mittellage nicht nur positiv empfinden, bekamen wir auch bald zu hören: Manche Einschätzungen der Ortssituation vermittelte uns das Gefühl, viele MittelstädterInnen fühlten sich übergangen, „mitten“ zwischen Kreisgrenzen, Kirchenbezirksgrenzen, am Rande gelegen, von einer Entwicklung, wie sie Pliezhausen erlebte, ausgeschlossen. Natürlich hatte das mit manchen Wünschen zu tun, die nach der Eingemeindung im Zusammenspiel mit der Stadt Reutlingen nicht erfüllt wurden.

Daß Mittelstadt wirklich leicht übersehen werden konnte, spiegelt jedenfalls folgende Erfahrung: Die Lage von Mittelstadt, unser neues Zuhause, mußten wir immer wieder sehr deutlich beschreiben, und mancher unserer Besucher, von welcher Seite er auch kam, ist zuerst am Zielort vorbeigefahren. (Hätte man damals doch darauf drängen sollen, den Kirchturm etwas höher zu bauen? ...) Zur besonderen Mittellage von Mittelstadt gehört auch die schulische Situation, die sich am Beispiel des Konfirmandenjahrgangs 1992/93 gut beschreiben läßt: Die 26 KonfirmandenInnen dieses Jahrgangs besuchten 11 verschiedene Schulen in der Umgebung, in Metzgingen, Rommelsbach, Pliezhausen und in der Reutlinger Innenstadt. Sie konnten sich von der Grundschule in Mittelstadt, aber viele begegneten sich erst jetzt wieder im Konfirmandenunterricht. Andererseits bin ich erstaunt, daß trotz dieser Streuung bei den Jungendlichen eine Ortsgemeinschaft spürbar ist.

Vielleicht gehört dazu dieses Beispiel: Wie hat mich der Anruf eines Jugendlichen gefreut, der mich einlud, am Abend in das Gasthaus „Stern“ zu kommen und der auf meine Frage, was denn dort für eine Versammlung sei, antwortete: „Wir feiern das einjährige Jubiläum unserer Konfirmation!“ Bedauerlich, daß in den letzten Jahren die Jugendarbeit in Jungscharen und Jugend-

kreisen aufgehört hat. Ein neuer Anfang wäre wichtig.

Nach der Statistik vom September 1992 gab es in unserer Kirchengemeinde 356 Kinder im Alter zwischen 0–15 Jahren (davon 140 Kinder zwischen 0–5 Jahren; 216 Kinder zwischen 6–14 Jahren) und 139 Jugendliche und junge Erwachsene zwischen 15–20 Jahren.

Daß die Jugend da ist und sich zur Teilnahme und Mitarbeit bewegen läßt, wenn Verantwortliche da sind, zeigt ihre Mithilfe bei Freizeiten und Gemeindefesten, zeigt der Mitarbeiterkreis in der Kinderkirche, zeigt der Kinder- und Jugendchor unter der Leitung von Frau Renate Kehr und unserer Kantorin Katharina Jud.

Nicht zuletzt die Mitwirkung dieser Kinder und Jugendlichen in den Gottesdiensten gibt auch anderen Jugendlichen und den jungen Familien wieder besonderen Anlaß, die Gottesdienste zu besuchen. Eine große Stütze und Bereicherung für das gottesdienstliche Leben und für den Gemeindeaufbau ist in diesem Sinne auch der Kirchenchor, sind die verschiedenen Kirchenkonzerte übers Jahr unter der Leitung von Katharina Jud, ist der traditionsreiche Posaunenchor unter Leitung von Herbert Wallner.

Wenn es aber in Mittelstadt nicht auch eine kleine altpietistische und hahnsche Gemeinschaft gäbe, aus deren Reihen viele

treu unsere Gottesdienste besuchen, dann würde mancher Gottesdienst, vor allem der monatliche Frühgottesdienst, zu einer kleinen traurigen Schar zusammenschrumpfen. In diesem Zusammenhang gehört ein Dank an Herbert Siegle und an Gustav Schwaiger, in dessen Häusern die Gemeinschaftsstunden stattfinden.

Im Blick auf den Gottesdienst gehört ein Dank auch unserer treuen Mesnerin Irmgard Decker, die unsere Kirche mit großer Liebe hütet und in Ordnung hält.

Daß unsere Gottesdienste trotz mancher Bemühungen von vielen unregelmäßig besucht werden, ist kein Geheimnis. Ich fürchte, wir werden damit leben müssen. Mein Eindruck ist aber, daß der Gottesdienstbesuch in Mittelstadt für viele Familien schon über Generationen hinweg keine Tradition mehr hat. Woran liegt das? Wo waren die Brüche? Hat das vielleicht damit zu tun, daß die Mehrheit sich in Mittelstadt gar „zu gut“ kennt und gegenseitige Festlegungen über Generationen stattgefunden haben, in dem Sinne: „Die einen gehören traditionell zur Kirche und die anderen eben nicht, oder sie gehören zu einem anderen Verein?“

Solche Fragestellungen, aus welchen Gründen und von welcher Seite auch immer, glaube ich manchmal zu spüren. Sie sind jedenfalls bedauerlich und hoffentlich nur die Schattenseite dessen, was ich verbreiteter

antreffe: Ich stelle fest, wie vergleichsweise stabil das soziale Gefüge noch in Mittelstadt ist. Ein Hinweis darauf ist zum Beispiel die auffallend große Teilnahme bei Bestattungsfeiern auf dem Friedhof.

– Dankbar sei in diesem Zusammenhang die traditionelle Mitwirkung des Bestattungschors bei den Trauerfeiern erwähnt, der von Frau Hannelore Mühleisen geleitet wird. – Ein Zeichen für stabile soziale Verhältnisse ist auch das rege Vereinsleben, ein Hinweis darauf auch die Feststellung, wie in vielen Familien noch drei Generationen auf gute Weise (natürlich höre ich auch von anderem) zusammenwohnen, und wie so in Mittelstadt die gegenseitige Hilfe zwischen den Generationen noch selbstverständlich lebt. Damit ist auch eine Seite kirchlichen Lebens angedeutet, die in Mittelstadt weiter Gewicht bekommen muß. Ich meine den immerwährenden Versuch der Gemeindeglieder, untereinander wie in einer Familie dafür zu sorgen, daß die Kontakte nicht abreißen oder neu gesucht werden, daß eine Offenheit gegenüber neuen BewohnerInnen und jungen Familien und Menschen gelebt wird, daß Gesprächsbereitschaft und Bereitschaft zum miteinander Feiern gezeigt wird. Die Kirche wird auch in Mittelstadt nicht mehr aus Tradition und automatisch als Institution weiterleben, wenn nicht erkennbar die menschlichen Kontakte, Hilfsbereit-

evangelische Gemeinde in den Räumen der katholischen und methodistischen Gemeinde über all die Jahre gefunden hat. In diesem Zusammenhang geht auch der Dank an Vereine und bürgerliche Gemeinde, die uns ebenfalls in ihren Räumen großzügig Gastfreundschaft gewährt haben. Für die Ökumene am Ort soll es in Zukunft einen weiteren Impuls geben. So wird gerade eine ökumenisch verantwortete Erwachsenenbildung in Mittelstadt geplant, die regelmäßig zu Vorträgen und Diskussionen einladen will über Themen, die von allgemeinem Interesse sind und im Spannungsfeld zwischen Kirche und Welt liegen.

Daß Mittelstadt und Reicheneck in einer traditionellen Verbundenheit leben, davon ist in der Chronik schon einiges zu lesen gewesen. Die Entwicklung der beiden Gemeinden zeigt aber heute, daß die Eigenständigkeit größer geworden ist. Diese war nicht nur durch das eigene Gemeindehaus in Reicheneck möglich, sondern auch durch das rege eigenständige Gemeindeleben dort und durch die kontinuierliche Besetzung der Stelle in den letzten Jahren durch eine Pfarrvikarin oder einen Pfarrvikar. Wenn im Moment auch kaum Aussicht besteht, daß Reicheneck eine eigene Pfarrei wird, so bleibt doch die Hoffnung, daß die Kirchenleitung angesichts der vielen Aufgaben in beiden Gemeinden eine weitere Versorgung von

Reicheneck durch einen Pfarrvikar oder eine Pfarrvikarin ermöglicht.

Zum Schluß noch eine allgemeine Bemerkung zur Lage der Kirche in unserer Zeit und zu ihrer Zukunft: Vor wenigen Tagen ging in München der 25. Deutsche Evangelische Kirchentag 1993 zu Ende. Dort hörte ich einen Satz, der mir nicht mehr aus dem Kopf geht, vermutlich weil er so drastisch klingt: „Die Kirche wird im Moment in der Öffentlichkeit behandelt wie eine tote Mutter, auf die man genüßlich weiter einsticht“.

Ist es wirklich schon soweit? Wie auch immer, wirklich beunruhigen sollte uns das nicht. Ich denke, wer die lange Geschichte der Kirche auch an unserem Ort mit diesem Buch verfolgt hat, der wird auf und zwischen den Zeilen lesen müssen, daß Gott seine Kirche unter den Menschen immer wieder neu baut, auch unter manchmal allzu „Menschlichem“. Diese Zuversicht möchte ich zum Schluß hervorheben für die, die sich so vergeblich und unerkannt für eine neue Kirche und für das alte Evangelium von der Güte Gottes abmühen, aber auch für die, die weiterhin gleichgültige Zuschauer bleiben wollen oder gar den Untergang der Kirche wünschen. Über Pfingstsonntag, an dem wir uns an den Anfang der Kirche erinnern, steht das schöne Bibelwort: „Es soll nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen Geist geschehen, spricht der Herr.“ Sacharja 4,6.

Alte Maße, Münzen und ihre Umrechnung

Flächenmaße:

Tagwerk, Morgen, Jauchert, Mannsmahd

1 Tagwerk = altwürttembergischer Morgen
= 31,31 Ar (= 184 Quadratrueten à 8,21 qm)

Eine Fläche, die von 1 Mann an 1 Tag zu bewältigen war beim Pflügen und Mähen.

Mannsmahd:

Nur für Wiesenflächen gebraucht, ebenso auch Tagwerk.

Jauchert:

Von einem Gespann bewältigte Fläche.

1 Jauchert = 1 1/2 Morgen = 47,27 Ar

Im 18. Jahrhundert breitete sich allmählich das Zehnersystem aus.

Die erste Maßordnung wurde in Altwürttemberg am 31. 3. 1557 erlassen. Für das Königreich galt ab 30. 11. 1806 eine neue Ordnung.

Nach 1871 wurde die Vereinheitlichung aller Maße betrieben.

Hohlmaße:

Oberste Maßgröße war der Scheffel (lat. modius).

Ab 1557 verbreitet in Stuttgart, Eßlingen, Cannstatt, Waiblingen, Denkendorf, Nürtingen, Kirchheim, Urach, Reutlingen u. a.

1 Scheffel = 2 Simri

Für Roggen, Dinkel und Haber galten je verschieden große Simri. Die Größe schwankt zwischen 150 l und 220 l.

1 Scheffel = 8 Simri = 1,7 hl

1 Simri = 4 Vierling = 22,1 l

1 Vierling = 5,5 l

1 Eckle = 2 Meßle = 2,7 l

Flüssigkeiten:

1 Fuder = 6 Eimer = 17,63 hl

1 Eimer = 16 Imi = 2,93 hl

1 Imi = 10 Maß = 18,3 l

1 Maß = 4 Schoppen = 1,83 l

1 Schoppen = 0,459 l

Geld:

Der Gulden war ursprünglich ein Goldstück, das in Florenz als „aureus Florentinus“ geprägt wurde; Abkürzung: „fl.“

1 Gulden = 60 Kreuzer

1 Dukaten = 105 Kreuzer

1 Batzen = 4 Kreuzer

1 Kreuzer = 4 Pfennig

1 Pfennig = 2 Heller

1 Groschen = 12 Pfennig

Umrechnung alter Maße:

(Angaben des Innenministeriums von 1871)

1 Zoll = 2,86 mm

1 Fuß = 28,64 cm

1 Ruthe = 2,86 m

1 Elle = 0,61 m

1 Morgen = 31,5 Ar

Preise:

- 1817: 1 kleiner Laib (1 Pfd)
= 4 1/2 Kreuzer
(Zeit der Hungerjahre
1816–1819)
- 1824: 1 Pfund Schwarzbrot
= 1 1/2 Kreuzer
- 1830: 1 Pfund Schwarzbrot
= 2 1/4 Kreuzer
- 1830–1868 1 Pfund Schwarzbrot
= 3 1/2 Kreuzer
- 1882: 1 Laib Brot = 26 Pfennig
- 1832 1 Maas Wein (1,8l)
= 32 Kreuzer
- 1849: 1 Paar Schuhe herstellen
= 1 Gulden 30 Kreuzer
- 1851: Kostgeld für ein 4 jähriges
Kind = 22 Gulden, mit Klei-
dung + 4 Gulden
- 1881: 1 Scheffel Dinkel (1 1/2 Ztr.)
= 8 Mark

Bedingt durch die territoriale Zersplitterung Deutschlands bis 1871 schwanken manche Angaben beträchtlich.

Dieses Buch soll nicht ohne ein Wort des Dankes enden

Vor allem geht mein Dank im Namen der Kirchengemeinde an Herrn Rektor i.R. Kurt Müller, der diese lesenswerte Kirchenchronik über Mittelstadt geschrieben hat, die nun einen unverwechselbaren Platz neben der Ortschronik einnehmen wird, für seine „Zusammenlesearbeit“, die ihn so viele Stunden und Tage gekostet und die uns gar nichts gekostet hat, weil er auf sein Honorar verzichtet hat. Danken möchte ich auch Frau Gertrud Lukat und Frau Margot Werner, die das handschriftliche Manuskript in ihre Computer getippt und für den Drucker in eine brauchbare Form gebracht haben, danken Herrn Artur Beyhl für seine Mitarbeit beim Planen, Schreiben und Zusammensuchen der Bilder, danken Herrn Dieter Raff, der uns mit Idealismus und Fachkenntnis zur günstigen Herausgabe dieses schönen Buches verholfen hat, und danken allen Firmen und Geschäften, die diese Kirchenchronik gezielt unterstützt haben:

Salon Gabi, Gabriele Galster, Liebenzellerstraße 10, 72766 Reutlingen-Mittelstadt.

Ing.-Büro für Elektrotechnik, Heusel-Mezger-Partner, Jakob-Fetzer-Straße 3, 72764 Reutlingen.

Großbäckerei Klaus Keim, Lachenhauweg 8, 72766 Reutlingen-Mittelstadt.

Fa. Erich Kurz GmbH und Co.KG Heizung Klima Sanitär, Schillerstr. 10, 72585 Riedrich.

Fa. Wilhelm Lutz, Silvanerstraße 12, 72766 Reutlingen-Mittelstadt.

Fa. Ludwig Riempp KG Holzbau, Nürtinger Straße 68/2, 72644 Oberboihingen.

Fa. Karl Thumm Karosseriebau, Keltenstr. 9, 72766 Reutlingen-Mittelstadt.

Fa. Ernst Wagner-Fördertechnik, GmbH u. Co.KG, St.-Peter-Straße 5, 72766 Reutlingen.

Fa. Weiss Malerbetriebe, Reutlingen-Tübingen, Öläckerweg 8, 72700 Reutlingen 3.

Fa. Westermann-Fensterbau, 73265 Dettlingen-Teck, Hintere Straße 2.

Wenn diese Kirchenchronik Ihnen gefallen hat, empfehlen Sie sie weiter.

Sie kann beim Evang. Pfarramt, Badbrunnenstraße 28, 72766 Reutlingen-Mittelstadt, Tel. 071 27/70991 bestellt werden.

August 1993, Pfr. Theodor Tröndle

